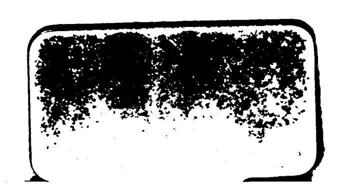

Google




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution



Volksbücher.

1.

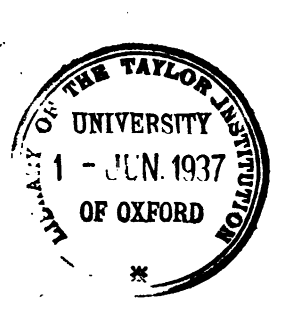
Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geschichte
von
Griseldis
und dem
Markgrafen Walther.

Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 - JUN. 1937
OF OXFORD

Geschichte
von
Griseldis und dem Markgrafen Walther.

Erstes Kapitel.

Des Markgrafen Walther Herrschaft, Wesen und Widerwillen gegen den Ehestand.

Am Berge Viso im Lande Piemont im oberen Italien entspringt der Fluß Po, den schon der römische Dichter Virgil als den König der Flüsse rühmte. Denn, obschon anfangs klein und unbedeutend, wird derselbe doch durch die vielen Gewässer, welche sich in ihn ergießen, ein gar stattlicher Strom, bis er sich durch mehre Mündungen in den Meerbusen von Venedig ergießt. Die Landschaften, welche der Po durchströmt sind überaus schön und lieblich. Ueppig grünende Wiesen wechseln mit anmuthigen Bergen und schattigen Wäldern, und wohlgebaute Städte, Dörfer und Schlösser sind hier von Altersher gegründet. Unter den Landschaften der Gegend zeichnete sich schon in frühen Zeiten die von Saluzzo aus. Adlige Herren, Ritter und Grafen hatten hier reiche Besitzungen, am mächtigsten aber unter ihnen war Markgraf Walther, welchem die übrigen alle als ihrem Herrn und Fürsten unterthan waren. Seine vornehme Abkunft und seine vortrefflichen Tugenden machten ihn dieses Vorzuges würdig. Er war ein stattlicher und schöner Herr, lebte, gesegnet mit Kraft und Gesundheit und im blühenden männlichen Alter stehend,

in Lust und Freuden, war aber dabei fromm, gottesfürchtig und aller Ehren werth. Zumeist liebte er die Jagd und andere männliche Vergnügungen, denn nichts dünkte ihm eines Mannes unwürdiger als träge Ruhe. Dem Ehestand war er daher wenig geneigt, denn er glaubte der Mann werde durch ihn verweichlicht, und sein stolz muthiger Sinn empörte sich, wenn er sah, daß gar häufig im Leben die Ehefrau ihren Mann beherrsche, und sich vorstellte, daß ihm ein Aehnliches begegnen könne. Also lebte Markgraf Walther unverehelicht und schien auch künftig in diesem Stande verharren zu wollen.

Zweites Kapitel.

Der Markgraf wird von seinen Unterthanen gebeten eine Gemahlin zu nehmen.

Die Unterthanen des Markgrafen, welche ihren Herrn liebten, waren über sein unverehelichtes Leben sehr bekümmert, und nachdem sie es lange schweigend angesehen, wurden sie endlich ungeduldig. Die Vornehmsten unter ihnen vereinigten sich, faßten ein Herz, kamen nach Saluzzo und begehrten mit ihrem Herrn zu reden, weil sie eine wichtige Angelegenheit bei ihm anzubringen hätten. Die Zahl der Kommenden war groß und Markgraf Walther war einen Augenblick in Zweifel ob sie Gutes oder Uebles gegen ihn im Sinne hätten. Weil er selbst aber ihnen niemals Uebles zugefügt, und stets nur das Wohlergehen seiner Unterthanen im Sinne gehabt und gefördert hatte, so ließ er sie in seinen fürstlichen Saal geleiten und trat festen und heitern Muthes mitten unter sie. Ehrfurchtsvoll ward er begrüßt und nachdem er sie in Güte und Freundlichkeit gefragt, was ihr Begehren sei, sprach einer der vornehmsten und muthigsten etwa folgende Worte: „Eure große Gnade und Nach=

sicht, hochgeborner gnädiger Herr, geben uns, Euren Unterthanen, Muth und freudige Zuversicht, daß wir so oft, als die Noth es gebietet, vor Euer Gnaden zu treten, und mit Euch zu sprechen wagen. Jetzt aber sind wir hier vor Euch erschienen, nicht ein Jeder in einer andern, nur ihn betreffenden Angelegenheit, sondern Alle für Einen und Einer für Alle, und wagen Euch eine unterthänige Bitte und Meinung vorzutragen. Euer Gnaden Rede, Wille und That sind, wie Solches recht und geziemend, von uns, Euren Unterthanen, stets gut geheißen worden und gewiß sind wir wegen unseres tugendhaften und löblichen Landesherrn glücklich zu preisen. Für die glücklichsten Menschen in ganz Welschland würden wir uns aber erachten, wenn Euer Gnaden einer Bitte Gehör gäben, die wir jetzt in Gehorsam und Unterthänigkeit Euch vorzutragen wagen. Ihr wißt, gnädiger Herr, wie schnell und flüchtig dieses Leben dahinschwindet. Die schönste und kräftigste Blüthe des Alters, wie sich Euer Gnaden zur Zeit derselben erfreuen, verwelkt allmählig, und unversehens schleicht das graue und schwache Alter heran. Auch hat weder Jung noch Alt einen Bürgen für den Tod. Der Tod ist uns Allen gewiß, und ungewiß ist nur Tag und Stunde, wann er kommt. Solches bedenkend bitten wir, Euer Gnaden wollen sich nach Gottes Ordnung in den Stand der heiligen Ehe begeben und zwar je eher je lieber Solches ins Werk setzen. Wenn Ihr nun, gnädiger Herr, auf unsere unterthänige Bitte einzugehen geneigt seid, so wollen wir mit Eurer Erlaubniß in allen Ländern uns umsehen nach einer durch vornehme Geburt, Reichthum und Tugend Eurer würdigen Braut und künftigen Gemahlin. Alsdann wird es die göttliche Gnade fügen, daß Euer Gnaden nicht ohne einen Leibeserben bleiben, welcher dermaleinst weise und gnädig über unsere Kinder herrschen möge, ebenso wie Ihr über uns herrschet."

Drittes Kapitel.

Der Markgraf verspricht sich in den Ehestand zu begeben.

Markgraf Walther hatte diese Rede bis zu Ende angehört und war durch die in ihr sich kundgebende Liebe, Treue und Vorsorge seiner Unterthanen also gerührt worden, daß ihm Thränen in die Augen standen. Nachdem er noch eine Weile geschwiegen und sich besonnen, sagte er endlich: „Liebe Herren und Freunde, Ihr nöthigt mich zu thun, woran ich bis jetzt niemals gedacht habe. Lieber allerdings wäre ich unvermählt geblieben um frei zu sein und mancherlei Widerwärtigkeiten zu vermeiden, welche der Ehestand mit sich zu bringen pflegt; aber so Vieler treugemeintem Willen und weisen Rath vermag ich nicht zu widerstreben. Der Mühe mir eine Braut zu suchen, will ich Euch jedoch überheben, indem ich Solches mir selbst und dem gütigen Himmel vorbehalten. Alles was wir Menschen haben und besitzen quillet ja aus Gottes Gnade und Vorsorge. Er ist der unerschöpfliche Brunnquell alles Guten, Ihm will ich denn auch meinen Ehestand, mein Glück, ja Leib und Leben anheimstellen. Er wird mir finden, zuführen und bescheeren, was mir, meinem Geschlecht und dem ganzen Lande Heil und Seegen bringend sein wird. Ich will also nach Eurem Wunsch und Willen eine Gemahlin nehmen und zwar eher als Ihr verhofft habt. Dagegen sollt Ihr mir geloben, daß Ihr die Frau, welche ich mit des Himmels Leitung erwähle, wer sie auch sei, als meine Gemahlin und als Eure Herrin anerkennen und ehren wollt. Denn was mir gefällt und gut genug ist, daß soll auch Euch gefallen und genügen.“

Die versammelten Herren waren über die Rede ihres Fürsten hocherfreut und versprachen feierlich, wie er verlangt, daß sie der Frau, welche er zu seiner Gemahlin wählen würde, als

ihrer Herrin treu, hold und unterthänig sein, und gegen ihre Erwählung niemals eine Widerrede erheben würden. So schieden sie fröhlichen Herzens und harrten der Wahl des Markgrafen.

Viertes Kapitel.

Markgraf Walther läßt das Hochzeitfest bereiten, obschon keine Braut da ist.

Im ganzen Lande hatte die Nachricht von des Markgrafen Entschluße Freude und Erwartung erregt. Der Graf aber schloß sich ein und dachte über seine Wahl nach. Da meinte er, wenn er ein armes und tugendhaftes Mädchen zu seiner Gemahlin nähme, so würde sie ihm am ehesten in allen Dingen gehorsam und seine Freiheit am wenigsten durch sie beschränkt sein. Hierauf ließ er in seinem Schlosse Alles aufs Herrlichste einrichten. Vorräthe an Speise und Trank wurden in Masse aufgehäuft und der Tag, an welchem die Hochzeit gehalten werden sollte wurde festgesetzt und bekannt gemacht. Prachtvolle Gewänder und kostbarer Schmuck für die Braut wurden herbeigeschafft und zur Hochzeit alle Edlen des Landes und die vornehmsten Bürger der Städte geladen. Der Hochzeittag und die zahlreichen Gäste waren erschienen, aber keine Braut. Die Erwartung war aufs Höchste gestiegen. Schon glaubte Mancher, der Graf habe es nur auf eine Täuschung abgesehen; da befahl derselbe, die vornehmsten Herren und Diener sollten sich zum Brautzuge rüsten. Mit hochzeitlichen Kleidern geschmückt ritt der Markgraf voraus; edle Damen saßen in Wagen und hielten die Brautgeschenke. Den stattlichen Zug schlossen die berittenen Herren und Diener.

Fünftes Kapitel.

Markgraf Walther findet Griseldis.

In der Nähe von Saluzzo war ein kleines Dorf, und in ihm der ärmste Bauer ein Mann, Namens Janicula. Derselbe hatte eine Tochter, Griseldis, welche eben so schön als arm war. Sie hatte einen schlanken Wuchs und ein liebliches Angesicht, ihr Benehmen war sittsam und bescheiden. Bei magrer Kost auferzogen kannte sie keine Art von Hoffahrt; sie hütete das Vieh auf dem Felde, besorgte die kleine Wirthschaft ihrer Eltern und spann noch tief in die Nacht hinein. Sie ehrte und liebte ihre Eltern und wurde von ihnen herzlich wieder geliebt. In das Dorf, in welchem dieses Mädchen lebte, kam nun der hochzeitliche Zug. Jung und Alt lief herbei ihn anzustaunen. Griseldis war beim Brunnen, Wasser zu holen, als sie den Zug von Weitem erblickte. Schnell eilte sie mit ihren Krügen nach Hause und schaute dann verschämt und bescheiden durch die halbgeöffnete Thür nach dem stattlichen Zuge, denn sie hatte so Prächtiges in ihrem Leben noch nicht gesehen. Markgraf Walther war früher auf seinen Jagdzügen schon oft durch das Dorf geritten und hatte auch Griseldis gesehen, und über ihre Schönheit, ihr sittiges Wesen, ihr edles Benehmen sich gefreut. Als nun der Hochzeitzug vor Janiculas Hütte angekommen war, hielt der Markgraf sein Roß an, grüßte Griseldis und fragte sie: „Griseldis, wo ist dein Vater?“ So erschrocken war die Jungfrau, die zum erstenmal von einem so vornehmen Herrn angeredet wurde, daß hohe Röthe ihr Angesicht überlief und sie kaum zu antworten vermochte. Doch sammelte sie sich und sprach sich ehrerbietig verneigend: „Er ist daheim gnädiger Herr!“ „So rufe ihn zu mir heraus!“ sagte der Graf.

Sechstes Kapitel.

Markgraf Walther wirbt um Griseldis und vermählt sich mit ihr.

Griseldis that wie ihr befohlen worden und als Janicula zagend und zitternd herausgekommen war, nahm ihn der Markgraf bei der Hand, führte ihn ein Weniges bei Seite und sprach: „Ich weiß, mein lieber Janicula, daß Du mein treuer Unterthan bist und mich als Deinen Herrn lieb hast, auch in allen Dingen mir gehorsam sein wirst. Doch muß ich über Eines Deinen Willen vernehmen: ob Du mich zu Deinem Eidam nehmen und Deine einzige liebe Tochter mir zur Gemahlin geben willst?" Der Greis war über diese Anrede so erschrocken und erstarrt, daß er kein Wort zu finden vermochte. Erst als ihn der Graf wiederholt angeredet, antwortete er unter Zittern: „Gnädiger Herr, Ihr mögt immerhin einen armen und niedrigen Mann, wie ich bin, verspotten." „Ich spotte nicht," erwiderte der Graf, „und erkläre Du Dich kurz durch Ja oder Nein!" Da sprach Janicula: „Ich darf, gnädiger Herr, nicht Anderes wollen, als was Ihr begehret." „So gehen wir in das Haus," sagte der Markgraf, „um Deiner Tochter Meinung zu hören!" Die vornehmen Herren und Damen verwunderten sich als sie den Grafen in des armen Landmanns Hütte gehen sahen, noch mehr aber erstaunte Griseldis, als der vornehme, reich gekleidete Herr vor sie trat, ihre Hand erfaßte und sprach: „Griseldis, es ist mein und Deines Vaters Wille, daß Du mein Weib werdest und ich zweifle nicht, daß Du mir und Deinem Vater gehorchen werdest. Doch habe ich noch eine Frage an Dich, die Du wohl bedenken und mir aufrichtig beantworten mögest. Wenn wir durch Gottes Gnade vermählt sein werden, welches noch an diesem heutigen Tage geschehen soll, willst Du mir dann gehorsam sein in allen Dingen, so daß Du keinen andern Willen habest als den meinen, daß Du weder in Wor-

ten noch in Gedanken mir jemals widersprechest, was ich auch vornehmen möge?" Griseldis hatte fast die Besinnung verloren, sie wußte nicht ob sie wache oder träume; es dauerte lange ehe sie Worte fand. Endlich neigte sie sich demüthig und gab diese Antwort. „Gnädiger Herr, ich weiß mich der Ehre Eure Gemahlin zu sein wohl unwürdig, doch muß ich es für mein Glück erachten und darf Euer Gnaden weder hierin noch sonst entgegen sein. So will ich denn in allen Dingen Euch gehorsam sein; und solltet Ihr auch meinen Tod befehlen, ich werde Euch nicht widersprechen." Freudig rief der Graf: „Wohl Griseldis!" nahm ihre Hand und führte sie hinaus, wo sein Gefolge und alles Volk, das dem Zuge gefolgt, versammelt war.



„Sehet," sprach er, „diese Jungfrau soll meine Gemahlin und Eure Herrin werden und wie Ihr mich liebt und ehret, so

sollt Ihr auch sie lieben und ehren, ja noch viel mehr!" Jetzt winkte der Graf den edlen Frauen, welche mit ihm gekommen waren und die Brautgeschenke trugen, und befahl ihnen wie sie thun sollten. Alsbald schlossen dieselben einen Kreis um Griseldis, entkleideten sie ihrer ärmlichen Gewänder und legten ihr die kostbaren Kleider und den Schmuck von Perlen, Gold und Edelsteinen an, wie solches Alles der Graf für seine Braut hatte fertigen lassen. Aus dem Kreise der Frauen trat die geschmückte Jungfrau hervor, nicht mehr einer Bäuerin sondern einer Gräfin gleichend, und der Markgraf begrüßte sie als seine Braut und verlobte sich mit ihr, indem er einen kostbaren Ring an ihren Finger steckte. Alle Anwesenden waren Zeuge, priesen und bewunderten die



Schönheit der Jungfrau, welche ihre Jugendgespielen in den herrlichen Gewändern kaum wiedererkannten. Graf Walther hob seine

Braut auf ein schneeweißes Pferd und zog zurück nach dem Schlosse zu Saluzzo. Zahlreiches Volk begleitete den Zug, jubelte und rief: „Es lebe Griseldis!“ Noch an demselben Tage ward die Vermählung vollzogen.

Siebentes Kapitel.

Griseldis Verhalten und Entbindung von einem Töchterlein.

Griseldis dankte Gott demüthig für die Gnaden und Ehren, mit denen er sie überschüttet. Obgleich sie ihre frühere Demuth und Bescheidenheit nicht ablegte, so war es doch wunderbar zu schauen, wie wohl sie sich in ihrem neuen vornehmen Stande zu benehmen wußte. Niemand merkte es ihr an, daß sie in einer Bauernhütte aufgewachsen war, viel eher hätte man sie für eine Königstochter gehalten. Alle, Vornehme und Geringe, ehrten und liebten sie, ihr Gemahl aber war durch ihren Besitz überaus glücklich. Sie liebten einander in Frieden und Freude, und waren ihren Unterthanen ein würdiges Beispiel.

Noch war kein Jahr verflossen, da fühlte sich Griseldis gesegneten Leibes. Herr und Unterthanen waren begierig, was ihnen Gott bescheeren würde. Sie gebar ein wohlgestaltetes und überaus schönes Töchterlein, und obschon die Unterthanen mehr noch ein Knäblein gewünscht hatten, so waren sie doch auch über das Mädchen erfreut und dankten Gott, weiteren Segen verhoffend.

Achtes Kapitel.

Markgraf Walther legt Griseldis die erste Prüfung auf.

Graf Walther liebte seine Gemahlin nicht minder als vorher, aber er meinte, daß nun wohl die Zeit gekommen sei, die Treue und den Gehorsam, den ihm Griseldis gelobt, zu prüfen, und weil er gewiß war, daß sie die Prüfung bestehen

würde, so dachte er durch dieselbe sie nur noch mehr in Aller Verehrung zu befestigen. Aus diesem Grunde stellte er sich wenig erfreut über die Geburt des Töchterleins; Griseldis aber suchte durch vermehrte Freundlichkeit und durch Eifer ihm zu dienen seine Huld wiederzugewinnen. Nachdem jedoch das Kind entwöhnt war, ließ der Graf Griseldis vor sich kommen, empfing sie mit finsterem Gesicht und redete zu ihr mit rauhen Worten: „Du weißt, Griseldis, wo Du her bist, in welcher Gestalt ich Dich aufgenommen, und unter welcher Bedingung ich Dich zu meiner Gemahlin erhoben. Ich habe Dich geliebt und vor den Meinen in Ehren gehalten, und so soll auch ferner geschehen. Nachdem Du mir aber eine Tochter geboren hast, hat sich die Gesinnung der mir untergeordneten Grafen und Herren gegen Dich und mich verändert. Sie sprechen öffentlich aus, daß sie dieser meiner Erbin, weil sie ein Weib und eines schlechten Bauers Enkeltochter sei, nimmermehr gehorchen würden. Ich will, daß Friede und Eintracht in meinem Lande sei und Du wirst mir gehorsam sein, wie Du versprochen hast. Dieß sage ich Dir, damit Du meines Willens gewärtig seist!“ Griseldis war ihrem Herrn ruhig entgegen getreten, als er sie mit zürnendem Gesicht empfing und hatte ohne ein Zeichen des Widerwillens seine Rede vernommen. Jetzt gab sie unerschrocken und sanft zur Antwort: „Du bist mein gnädiger Herr, mein Herr und Herr meines Kindes; unser Leib und Leben steht in Deiner Hand; so thue denn mit uns, was Dir gut dünkt. Nichts begehre ich zu besitzen und nichts befürchte ich zu verlieren, als Deine Liebe und Gnade. So fest habe ich Dich in mein Gemüth und Herz verschlossen, und also liebe ich Dich, daß nicht der Tod, keine Zeit und kein Unfall Dich mir entreißen soll.“ Graf Walther war im Innersten gerührt und sehr erfreut über diese Antwort; aber er zwang sich und verließ Griseldis ernsten und trüben Gesichtes.

Walther hatte einen treuen Diener, den er auch sonst in wichtigen Geschäften brauchte; dem befahl er in der nächsten Nacht zu Griseldis zu gehen und ihr das Kind zu nehmen, auch ihr zu sagen, daß er, der Graf, ihm geboten habe es mit sich zu nehmen und umbringen zu lassen. Dabei sollte er genau Acht haben, wie Griseldis sich benehmen würde und ihm Alles was sie sagen und thun würde, hinterbringen. Der Diener war sehr erschrocken und rief: „Ach Herr, was habt ihr vor! was hat das arme Kindlein gethan, daß Ihr es umbringen wollet und was seine Mutter, daß Ihr sie so schwer betrübet! Schonet des unschuldigen Lammes, vergießet nicht Euer eigenes Blut." Der Graf aber ward zornig und befahl ihm zu gehorchen. Da ging der Diener tief betrübt zu Griseldis und redete sie unter Jammern und Weinen an: „Gnädigste Frau, verzeiht mir um Gottes willen und rechnet mir nicht zu, was ich vollbringen muß. Ihr wisset, der Diener darf nicht fragen nach dem was Recht oder Unrecht, sondern muß thun, wie sein Herr ihm befiehlt, der über sein Leib und Leben zu gebieten hat. Unser Herr hat mir befohlen das Kindlein zu nehmen und es —" weiter vermochte der gute Diener nicht zu reden, denn Thränen erstickten seine Stimme. Griseldis aber merkte wohl, was mit ihrem lieben Kindlein geschehen solle und daß es auf sein unschuldiges Leben abgesehen sei. Dennoch erhob sie kein Klagen und Murren, kein Seufzer entging ihr, sondern sie nahm das Kindlein in ihre Arme, herzte und küßte es noch einmal und segnete es, bezeichnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und gab es dem Diener. „Es gehört meinem Herrn," sprach sie, „nimm es und thue wie Dir befohlen ist. Nur dieses Eine bitte ich Dich, laß das entseelte Körperchen nicht den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube werden, es müßte Dir denn auch dieses befohlen sein." Der Diener nahm das Kind und konnte sich vor Weinen nicht fassen. Griseldis aber rief: „Gehe, trage das

liebe Englein schnell hinweg, ich befehle es mit Leib und Seele in den Willen des allmächtigen Gottes!"



Nun ging der Diener mit dem Kindlein zum Markgrafen und berichtete ihm genau, wie er es von Griseldis erhalten habe. Der Graf war gerührt und erschüttert von der Treue seiner Gemahlin und bewunderte sie in seinem Herzen, ließ aber dennoch von seinem Vorsatze nicht ab. Er ließ das Kind sorgfältig einhüllen und gab es dem treuen und verschwiegenen Diener und befahl ihm mit demselben alsbald und in aller Eile gen Bologna zu eilen. Dort nämlich war des Markgrafen Schwester an einen vornehmen und mächtigen Grafen vermählt; der überschickte er das Kind und bat sie in einem Briefe es sorgfältig und seinem Stande gemäß aufzuziehen, aber jedermann zu verschweigen, von wem sie es erhalten habe. Der Diener war froh, daß sein trauriges Geschäft solch einen guten Ausgang nehme

und vollzog den Befehl seines Herrn mit freudigem Eifer; die Gräfin aber nahm das Kind und erzog es wie eine Mutter.

Griseldis erfuhr nicht, was mit ihrem Kinde vorgegangen sei, aber obgleich sie innerlich tief betrübt war, so ließ sie doch ihrem Gemahl in Worten und Geberden nichts merken. Auch liebte sie ihn so innig wie vorher und war freundlich und liebreich gegen ihn, ohne des Kindes jemals mit einem Worte zu erwähnen. Walther liebte sie und verehrte sie darum noch mehr wie früher.

Neuntes Kapitel.

Griseldis gebiert ein Knäblein und muß die zweite Prüfung bestehen.

Vier Jahre waren vergangen, da ward Griseldis abermals gesegnet und gebar zur Freude des Vaters und aller Freunde und Unterthanen einen wohlgebildeten kräftigen Knaben. Der Markgraf aber beschloß das treue Weib abermals einer Versuchung zu unterwerfen, und Griseldis kam wider ihr Verhoffen in noch größeres Leid als das erste Mal. Als nämlich der Knabe entwöhnt und bereits zwei Jahr alt geworden war, sprach der Graf zu Griseldis: „Du hast schon gehört, wie meine Verwandten und meine Unterthanen unser beider Ehestand mit feindlichen Blicken betrachten, zumal seit Gott denselben mit Kindern gesegnet hat. Sie sagen ganz unverholen und mir ins Gesicht, daß sie nimmermehr zugeben würden, daß ein Bauer, des Janicula Enkel, einst über dieses Land herrsche. Will ich nun einen Aufstand vermeiden und Ruhe und Frieden erhalten, so muß ich, wie sehr Solches auch mein Herz kränket, mit unserm Knäblein verfahren wie vor etlichen Jahren mit dem Töchterlein geschehen ist. Dieses habe ich Dir vorher anzeigen wollen, damit Du Dich geduldig in das Nothwendige schickest und

nicht von allzuheftigem Trauern befallen werdest.“ Griseldis erschrack zwar in innerster Seele, dennoch wußte sie sich zu fassen um auf keine Weise den ihrem Gemahl angelobten Gehorsam zu brechen. „Ich habe mich, mein Herr und Gemahl,“ sagte sie, „schon vordem erklärt und wiederhole jetzt, daß mir Alles Recht sein solle, was Dir Recht zu sein bedünket. Ich habe gegen Deinen Willen keinen eigenen und stehe sammt meinem Kinde in Deiner Hand. Befiehl nur auch mir zu sterben, so will ich gar gern gehorchen, und der Tod soll nimmer so bitter sein, daß er meine Liebe und meinen Gehorsam gegen Dich, meinen lieben Herrn, zu brechen im Stande sei.“ Das Herz wendete sich dem Markgrafen um, er verließ aber Griseldis mit finsterem Blick, ging in seine Kammer und weinte heftig. Doch meinte er das Angefangene zur Ehre seines lieben Weibes zu Ende führen zu müssen und sendete darum des Nachts den Diener, dessen er sich auch das erste Mal bedienet, um das Knäblein zu holen. Dies Mal ging der Diener leichteren Herzens, stellte sich aber doch sehr betrübt an, bat für seine Person um Vergebung und forderte den Knaben. Griseldis war abermals ruhig und ergeben, betete über ihr Kindlein, segnete und küßte es und gab es dem Diener, nachdem sie es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet. Auch bat sie den Diener wiederum, den Leichnam des lieben Knäbleins nicht den Thieren zum Raube zu lassen, sondern ihn christlich zur Erde zu bestatten. Die Ergebenheit und Standhaftigkeit der Gräfin ergriff den Diener so gewaltig, daß er vor Mitleid heftig weinte und zu seinem Herrn ging, dem er die Tugend der edlen Frau aufs Eindringlichste schilderte. Auch der Graf konnte sich der Thränen nicht erwehren, schickte aber doch das Knäblein mit einem Briefe zu seiner Schwester nach Bologna, die ihm willig Folge leistete, und die Kinder sorgsam aufzog, begierig was ihr Bruder, der Markgraf, weiter mit ihnen vorhabe.

Dieser beobachtete seine Gemahlin noch sorgfältiger wie vorher, nahm auch Gelegenheit öfter mit ihr über ihre lieben Kindlein zu reden, aber obgleich dieselbe in ihrem Innern die unglücklichen Kleinen herzlich beklagte, wollte sie doch durch Seufzer und Klagen ihrem lieben Ehegemahl, der sich auch sonst in allen Dingen liebreich und freundlich gegen sie erwieß, das Leben nicht erschweren. Der Graf sah wohl, daß Griseldis keinen Widerwillen gegen ihn in ihrem Herzen trage und von Tag zu Tag nur noch mehr in Treue und Gehorsam ihn liebte.

Zehntes Kapitel.

Markgraf Walther sinnt auf noch schärfere Prüfungen.

Obwohl nun der Graf Walther in seinem Herzen von der Beständigkeit und Treue seiner Gemahlin völlig überzeugt war, so dachte er doch noch nicht daran, ihre Schmerzen in Freude zu verwandeln, sondern nahm sich vielmehr vor, um alle Welt zu gleicher Bewundrung und Verehrung gegen Griseldis zu bringen, noch viel härtere Proben ihr aufzuerlegen. Seine Unterthanen hatten das Schicksal Griseldens und ihrer Kinder nicht mit gleichgültigen Augen betrachtet, sondern indem sie wie Griseldis nicht anders wußten, als daß der Graf seine Kinder habe tödten lassen, bedauerten sie die unschuldigen Lämmer und das unglückliche Weib von ganzem Herzen, und neigten sich mit ihrer Liebe von dem Markgrafen ab. Sie schalten ihn hart wegen seines grausamen Verfahrens und versahen sich selbst wenig Gutes von ihm. Bald verbreitete sich das Gerücht, der Graf liebe seine Gemahlin nicht mehr und schäme sich ihrer wegen ihrer geringen Abkunft, denke auch daran, sie ganz zu verstoßen und sich eine andere, durch Herkunft und Reichthum ihm ebenbürtige Gemahlin zu suchen. Der Graf kannte die Gesinnungen

und Reden seiner Unterthanen sehr wohl, sagte aber nichts um sie zu widerlegen und hinderte auch nicht daß sie Griseldis zu Ohren kämen, sondern veranstaltete sogar selbst, daß sie jene Gerüchte erfuhr. Das treue Weib aber ließ sich nicht irre machen und hing an ihrem Gemahl in unerschütterlicher Liebe wie vordem, denn sie wußte, daß das Härteste, was ihr widerfahren könne, der Tod sei, den sie für ihres theuren Gatten Glück zu erleiden allezeit bereit war.

Der Graf aber sendete einen vornehmen Boten aus und ließ das Gerücht verbreiten, daß derselbe mit einem Briefe nach Rom gehe, um bei dem heiligen Vater anzuhalten, daß es dem Grafen erlaubt se n möge, um Aufruhr unter seinen Unterthanen zu vermeiden, seine jetzige Gemahlin zu entlassen und sich anderweit standesgemäß zu verehelichen. Der Bote ging aber anderswohin und kehrte nach einigen Monaten zurück, indem er aller Orten ausbreitete, der Papst habe seine Bewilligung zur Scheidung von Griseldis ertheilet. Solches Gerücht verbreitete sich nun schnell im ganzen Lande und verursachte bei vornehmen und geringen Leuten Unwillen und Gerede. Auch vor Griseldis kam dasselbe und diese ward aufs Tiefste erschüttert, ergab sich aber frommen und demüthigen Sinnes in den Willen Gottes, dem sie ihre ganze Angelegenheit empfahl.

Elftes Kapitel.

Griseldis wird zum dritten Mal geprüfet, indem sie ihr Gemahl von sich weiset.

Graf Walther ließ ein festliches Mahl anrichten und ladete zu demselben die vornehmsten unter seinen Hofleuten. Während des Mahles nun setzte er ihnen auseinander, wie er gesonnen sei mit des heiligen Vaters Bewilligung seine Gemahlin Griseldis von sich zu schicken und eine andere an Stand und Reichthum ihm gleiche Gattin zu nehmen. Hierauf ließ er

Griseldis rufen und sie in den Saal vor die versammelten Herren führen. Sie hatte schon vernommen was ihr bevorstehe, und war in ihrem Herzen voller Leids und Jammers, faßte sich jedoch starkmüthig zusammen, und neigte sich, als sie in den Saal trat, ruhigen Angesichtes sittsam vor sämmtlichen Herren. „Meine liebe Griseldis," redete sie der Graf an, „ich habe bisher mit Dir in einem glücklichen Ehestande gelebt, habe niemals wider Deine Sitten und Dein Betragen Klage zu führen gehabt, und bin auch mit Deiner Liebe und Deinem Gehorsam gar wohl zufrieden. Aber dennoch ist es des Schicksals Wille, daß ich mich jetzt von Dir trenne, denn die Meinen und der heilige Vater in Rom wollen und stimmen mit mir überein, daß ich mich von Dir, die Du eines Bauern Kind bist und mit der mir nicht geziemet in ehelicher Gemeinschaft zu leben, trenne und eine andere, meiner würdige Gemahlin nehme. Darum Griseldis räume der andern, welche schon auf dem Wege hieher ist, das Haus, gehe hin wo Du hergekommen und nimm mit Dir, was Du mitgebracht."

Griseldis neigte sich demüthig und sprach ohne Zorn im Antlitz und ohne Widerwillen im Ton ihrer Stimme: „Gnädiger Herr, wohl habe ich allezeit gewußt und erkannt, daß meine Niedrigkeit und Armuth zu Eurer Hoheit sich nicht schicke, und habe mich niemals mehr als werth gehalten, Eure unterthänige Magd zu sein. Wenn ihr mich nun hier an Eurer Hofstatt als eine Fürstin gestellt und geachtet wider mein Verdienst und Würdigkeit, so sage ich Euch für Ehr und Liebe, die Ihr mir gnädig bezeuget, herzinnigen Dank, bin aber übrigens bereit auf Euer Gnaden Befehl in meines Vaters Hütte zurückzukehren. Wo ich meine Kindheit und meine Jugend zugebracht, da will ich auch nach Gottes Willen den Rest meines Lebens und mein Alter verbringen und sterben. Ich achte mich immer noch für ein glückseliges Weib, weil ihr mich gewürdigt habt Euer ehe-

liches Gemahl zu sein, und hoffe auch in meiner Armuth und Niedrigkeit mich doch also zu halten, daß ich Euch niemals zur Schande gereiche. Vor Gott und meinem Gewissen bezeuge ich, daß ich Eurer neuen vornehmen Braut willig und gern weiche, und wünsche ihr und Euch von ganzem Herzen Glück, Heil und Seegen. Wenn nun aber Euer Gnaden befehlen, daß ich das mit mir nehmen soll, was ich aus meines Vaters Hause mitgebracht, so habe ich nicht vergessen, daß ich meiner eigenen Kleidung entblößt worden, und mit Eurem Eigenthum bekleidet hierher gekommen bin. Was ich von dem Meinigen mit hierhergebracht, ist nichts gewesen als ein reiner unbefleckter jungfräulicher Leib, ein treues Herz und ein gehorsames Gemüth." Hierauf zog Griseldis ihr kostbares Oberkleid aus, und legte ihren Schmuck ab, zog auch den Trauring vom Finger und behielt nichts als ihr schlichtes Unterkleid.



„Nehmet, sagte sie zum Grafen, alles was ich von Euch Schönes und Herrliches empfangen habe. Nackt bin ich aus meines Vaters Haus gegangen, und nackt will ich dahin zurückkehren. Doch bitte ich Euch unterthänigst, da Ihr mir meine Jugend und meinen jungfräulichen ungetrübten Sinn nicht wieder zu geben vermöget, so wollet Ihr erlauben, daß ich statt dessen dieses linnene Gewand von hier mitnehme, damit der Leib, welcher Eure Kinder geboren hat, nicht in unehrbarer Blöße vor Euren Unterthanen erscheine, wenn ich von hinnen gehe."

Der Markgraf konnte die Rührung, welche des edlen Weibes Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in ihm erregten, nicht zurückhalten, er weinte heftig und wendete sich seinen Schmerz zu verbergen, ab. Alle Anwesenden waren von Mitleid ergriffen und empört über des Grafen harten Sinn, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Griseldis aber, da sie sah, daß sie der Graf keines Blickes mehr würdigte, ging schweigend von hinnen.

Zwölftes Kapitel.

Griseldis kehrt zu ihrem Vater zurück und tröstet ihn.

Griseldis kam vor ihres Vaters Hütte, nicht weinend und scheltend, sondern still und heiter und bat den alten Janicula er möge sie wieder aufnehmen in sein Haus und in seine Arbeit, denn ihr Gemahl habe sie von sich geschickt um eine vornehmere Frau zu nehmen. Der alte Mann hatte dem allzuraschen Glücke seiner Tochter nie getraut und stets ein trauriges Ende dieser unverdienten Herrlichkeit befürchtet. Er hatte seiner Tochter ärmliche Kleidung, die ihr die vornehmen Damen am Tage der Hochzeit ausgezogen, sorgsam aufgehoben; als er nun sah, wie seine Tochter fast nackend und blos daher kam, holte er alsbald

ihre Bauernkleider herbei um sie mit denselben zu bedecken. Er schloß sie jammernd in seine Arme und klagte laut den Urheber ihres jetzigen Elends an.



Griseldis aber sprach: „Bedenket lieber Vater, daß dieses Alles Gott gefügt und gethan hat, und klagt nicht wider den Markgrafen unsern Herrn, denn uns stehet nicht zu mit unserer Obrigkeit zu rechten. Der Himmel wird uns nicht verlassen, denn, bin ich schon keine reiche und mächtige Gräfin mehr, so will ich doch nie aufhören als eine fromme Christin nach der Gnade Gottes zu streben.“

Dreizehntes Kapitel.

Markgraf Walther bereitet ein Hochzeitfest und ruft Griseldis, daß sie bei demselben diene.

Während Griseldis in Demuth und ohne Klage bei ihrem Vater wohnte, sehnte sich Graf Walther gar sehr nach seiner Gemahlin, die er über Alles liebte. Eilig sendete er einen Boten an seinen Schwager, den Grafen in Bologna, und dessen Gemahlin, seine Schwester, und ließ sie inständig bitten, sie möchten sich doch eilig mit seinen Kindern zu ihm nach Saluzzo auf den Weg begeben. Dabei ließ er das Gerücht verbreiten die neue vornehme Braut sei schon unterweges und ordnete Alles wie zur festlichen Hochzeit. Nachdem die geladenen Hochzeitgäste erschienen und auf den nächsten Tag die Ankunft des Grafen aus Bologna angesagt war, ließ der Markgraf Griseldis aus ihrem Dorfe nach dem Schlosse holen und sagte zu ihr. „Griseldis es wird morgen, so Gott will meine neue Braut mit einem großen und stattlichen Gefolge hier eintreffen, und darauf soll die Hochzeit gehalten werden. Nun möchte ich, daß die Braut und wer von edlen Frauen und Herren sie begleitet, wohl und geziemend empfangen, auch daß über das Fest und die Einrichtungen im Schlosse gehörige Aufsicht gehalten werde. Du kennest aber meinen Sinn, wie ich wünsche daß Alles geschehe und gethan werde, weißt auch Rath überall im Schlosse, daher geht an Dich mein Begehren, Du wollest Dich der Sorge für das Fest und die Fremden willig und fleissig unterziehen. Was Deine Kleidung betrifft, so magst Du erscheinen, wie es dein Stand und Vermögen mit sich bringen.“ Griseldis versprach zu thun, wie er befohlen, und besorgte auch Alles gar treulich, indem sie anordnete wie Alles geschehen sollte, und wo es nöthig war, selbst mit Hand anlegte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gäste kommen an und Griseldis muß ihre eigene Tochter als des Markgrafen Braut begrüßen.

Am andern Tage um Mittagzeit kamen die fremden Gäste in einem herrlichen Zuge an. Aller Augen sahen nach der jungen geschmückten Braut, welche also schön und lieblich war, daß man eine zartere und reizendere Jungfrau sich nicht vorstellen kann. Sie saß mit ihrem Bruder in einem prächtigen Wagen, und mancher war, der es dem Markgrafen nicht verdenken mochte, daß er diese junge, schöne und dabei reiche und vornehme Jungfrau anstatt Griseldens erwählt hatte. Griseldis indeß wartete des ihr übertragenen Amtes, begrüßte und empfing die Braut, so wie jeden der Ankommenden. Hatte sie auch nur ein schlechtes Bauernkleid an, so erschien sie doch in ihrem Benehmen gar vornehm, wußte Alle und Jeden mit sittigen Reden zu empfangen, die wohl bereiteten Gemächer anzuweisen und nachher das Mahl zu ordnen und für die Bewirthung der Gäste zu sorgen. Diese wunderten sich über den zierlichen Anstand, den hohen Verstand und die sinnigen Reden der Frau in der ärmlichen Kleidung und wußten nicht, was sie denken sollten. Der Markgraf setzte sich mit kostbaren Gewändern prachtvoll geschmückt und mit dem ihm eigenen königlichen Anstand zu den übrigen Grafen und Herren zu Tisch, und Griseldis wartete mit den andern Dienern und Dienerinnen auf, unter denen sie am geschäftigsten war.

Bald hatte sich die Lust beim fröhlichen Mahl aller Herzen bemächtigt, da rief Markgraf Walther: „Griseldis!“ und sie antwortete: „Was befehlt Ihr, gnädiger Herr?“— „Wie gefällt Dir diese meine Braut, Griseldis? fragte er, ist sie auch schön und geschmückt genug für mich? Gefallen Dir ihre Sitten und Geberden?“ Griseldis blickte ihn erst mit Ernst

an, doch wußte sie bald über ihr Angesicht ein heiteres Lächeln zu verbreiten. „Gnädiger Herr, sagte sie, ich glaube nicht, daß ein schöneres Fräulein zu finden ist, als diese Euer Gnaden Braut und künftige Gemahlin, auch hoffe ich, daß die Schönheit ihres Herzens und Geistes der Schönheit ihres Angesichts und ihrer Gestalt entsprechen werde. So werden denn Euer Gnaden hoffentlich mit ihr eine liebreiche, friedliche und gesegnete Ehe führen, welches ich Euch Grund meines Herzens und meiner Seele wünsche. Nur Dieses will ich Euer Gnaden unterthänig bitten: Ihr wollet das zarte Fräulein nicht auf so gar harte Proben der Geduld, der Treue und des Gehorsams stellen, als Ihr Eurer vorigen Gemahlin gethan. Bedenket daß diese zärtlicher und herrlicher erzogen ist, und darum auch weniger Schmerz und Unglück zu ertragen gelernt hat. Sie möchte gar leicht erliegen, wenn sie allzuviel zu dulden hätte."

Funfzehntes Kapitel.

Nachdem Griseldis alle Proben mit großer Tugend überstanden, kommt sie endlich wieder zu Glück und Ehren, und lebt mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in treuer Liebe bis an den Tod.

Da war Graf Walther ganz erstarret über die Sanftmuth, Geduld und Beständigkeit seines herzlieben Weibes, und beschloß zur Stunde ihrem Gram und Schmerz, den sie so lange ohne Widerrede und Bitterkeit getragen ein Ende zu machen. Darum sprach er alsbald: „Meine liebe Griseldis, ich gestehe gern und freudig, daß ich Deine Treue und Deinen Gehorsam scharf, wohl alzuscharf geprüfet habe, daß ich sie aber auch weit herrlicher und beständiger denn das köstlichste Gold befunden habe. Wo lebet der Mann in der ganzen weiten Welt, der sich rühmen könnte, ein so treues gehorsames Weib zu haben, wie ich!" Damit schloß er sie mit beiden Armen an sein

Herz und sprach: „Niemals ist ein anderes Weib liebend von mir umfangen worden denn Du, und ich begehre auch bis an mein Ende keine andere, denn allein Dich; Dich, die Du mein herzliebstes Weib bist, und mit Gottes Hilfe noch lange bleiben sollst. Sieh, diese Jungfrau, welche Du für meine Braut gehalten, ist Deine und meine Tochter, und dieser ihr Bruder ist Dein und mein Sohn. Sie sind es, die ich Dir nehmen ließ; ich habe sie nicht tödten, sondern Dir und mir zur Freude und zum Trost sorgsam erziehen lassen!“ Griseldis war zu Muth wie an dem Tage, da sie den Grafen zum erstenmahl sah und er sie fragte, ob sie seine Gemahlin sein wolle. Sie wußte nicht ob sie wache oder träume, und es dauerte lange ehe sie sich zu fassen vermochte. Da umarmte sie erst herzinnig ihren lieben Gemahl, der sie niemals aufgehört hatte zu lieben, und dann ihre Kinder, um welche sie so bittre Schmerzen



getragen hatte. Dabei sprach sie kein Wort, sondern die hellen Thränen liefen ihr nur ohne Unterlaß über die Wangen.

Endlich rief sie aus mit gen Himmel gerichteten Augen: „Herr nun will ich in Freuden sterben, da ich meine geliebten Kinder wiedergesehen und erfahren, daß das Herz meines Gatten sich nimmer von mir abgewendet. Gepriesen sei die göttliche Gnade die mir diese herrlichen Güter bewahrt und erhalten und mir zur Freude meines Herzens wiedergegeben hat!“ Indeß hatte der Graf Griseldens köstliche Kleider wieder herbeibringen lassen, und wiederum wie einst vor der Hütte ihres Vaters schlossen die Edelfrauen einen Kreis um Griseldis und legten ihr statt des Bauernkittels die prächtigen Gewänder an. Aller Anwesenden Herzen waren voll Freude und Jubels; der Graf aber nahm Griseldis Hand, und sprach laut vor der ganzen Versammlung: „Meine liebe, theure Griseldis, ich schwöre Dir vor Gott und allen Anwesenden, daß alles, was ich mit Dir vorgenommen nicht aus Uebermuth, und bösem Willen, sondern einzig darum in bester Meinung geschehen ist, daß alle Welt Deine englische Geduld und Deine hohen Tugenden erfahren solle, und daß Niemand zweifle, daß Du in diesem Lande nicht nur durch mich zur vornehmsten Frau erhoben, sondern auch durch Dich selbst die edelste von allen seist. Nun ist es geschehen und Deine Tugend hat sich glorreich bewährt. Niemand kann an Dir zweifeln, und ich selbst werde Dich fortan nie mehr auf die Probe stellen, sondern in treuer aufrichtiger Liebe bei Dir sein, bis der Tod uns trennet. Das Hochzeitfest ist aber einmal bereitet und so laß uns denn noch einmal vor Gottes heiligem Angesicht unser Gelübde der Liebe und Treue wiederholen.“ Darauf steckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und versprach sich mit ihr aufs Neue. Der Priester segnete sie, und alle Anwesenden wünschten dem Paare Glück. Das Hochzeitfest ward mit lauter Freude begangen, noch freudiger als das erste

mal, denn Alle freuten sich, daß die von ihnen fast wie eine Heilige verehrte und geliebte Griseldis wieder zu Glück und Ehren gekommen war. Die aber den Grafen um seiner Härte willen abgeneigt gewesen waren, verziehen ihm, da sie sahen, daß Alles nur geschehen sei, um Griseldis und seine mit ihr erzeugten Kinder noch fester in Aller Anerkennung zu stellen. Keiner sollte vergessen sein, und so ließ der Markgraf auch den alten Janicula aus seiner Hütte holen, stellte ihn als seinen werthen Schwiegervater den Gästen vor, ließ ihn mit köstlichen Gewändern schmücken, und gab ihm Wohnung im Schlosse.

Janicula blieb bei seinen Kindern und Enkeln bis zu seinem Tode, und wurde von dem Grafen wie ein leiblicher Vater geehrt und gepflegt. Griseldis Tochter heirathete nachmals einen mächtigen Grafen, und nachdem Walther und Griseldis noch viele Jahre in trauter Einigkeit, süßer Liebe und hohen Ehren gelebt, hinterließ der Markgraf, dem sein treues Weib bald nachfolgte, die schöne Grafschaft und reiche Güter seinem Sohne.

Geschichte
von der
Ghismonda, Tochter des Fürsten zu Salerno,
heimlicher Liebe und traurigem Ende.

Tancred, der Fürst von Salerno, hatte ein einziges Kind, eine überaus schöne Tochter, welche er so zärtlich liebte, daß er sich auf keine Weise von ihr trennen wollte, und die er daher auch da noch nicht verheirathete, als sie schon mehre Jahre die Zeit der Mannbarkeit überschritten hatte. Endlich vermählte er sie zwar einem Sohne des Herzogs von Capua, aber nach einer kurzen fröhlichen Ehe, wurde sie Wittwe, und kehrte an den Hof ihres Vaters zurück. Ghismonda war nicht allein so schön als jemals ein Weib gewesen ist, sondern dabei noch jung, entschlossen und klüger, als einem Frauenzimmer wohl zuträglich sein mag. Als sie nun bei ihrem zärtlichen Vater in Ueberfluß und Bequemlichkeit ihrem hohen Range gemäß lebte, und inne wurde, daß der Vater vor großer Liebe sie nicht wieder zu verheirathen gedachte, obschon sich angesehene Fürsten und Herren um ihre Hand bemühten, so beschloß sie heimlich einem würdigen Geliebten, wenn sie einen solchen fände, sich zu ergeben. Indem sie nun die vielen adelichen und nicht adelichen Männer, die am Hofe ihres Vaters lebten, ihr Betragen und ihre Sitten beobachtete, gefiel ihr vor Allen ein junger Diener ihres Vaters, Namens Guiscardo, der zwar nur von niederer Abkunft, aber nach seinen Eigenschaften und feinen Sitten

mehr als alle Uebrigen adelich zu nennen war. In der Gemüthsstimmung, in welcher sich Ghismonda befand, faßte sie nun zu diesem Jünglinge eine leidenschaftliche Liebe, die um so mehr wuchs, je öfter sie ihn sah, und je mehr sie sein edles Wesen beobachtete. Niemand bemerkte diese Liebe, nur Guiscardo errieth das Herz der Fürstin, und wagte nun auch sie zum einzigen Gegenstande aller seiner Gedanken und Wünsche zu machen. Während nun Beide einander auf solche Weise heimlich liebten, und die junge Dame nach nichts so sehr als nach einer Zusammenkunft mit ihm verlangte, aber doch das Geheimniß ihrer Liebe Niemandem anvertrauen mochte, ersann sie eine List, um Guiscardo anzuzeigen, wie und wo er mit ihr zusammentreffen könne. Sie schrieb nämlich einen Brief an ihren Geliebten, welchen sie in die Höhlung eines Rohres verbarg, das sie dem Guiscardo scherzend mit den Worten übergab: „daraus magst du heute Abend deiner Magd ein Blaserohr zum Feueranzünden machen.“ Guiscardo nahm das Rohr, indem er wohl errieth, daß sie es ihm nicht ohne Absicht gäbe. Er eilte alsbald in seine Wohnung und untersuchte das Rohr. Als er nun ihren Brief gefunden und gelesen, auch die darin enthaltenen Vorschläge wohl in sich aufgenommen hatte, war er über Alles glücklich und begann sogleich ins Werk zu richten, was nöthig war, um auf die im Briefe angegebene Weise des folgenden Tages zu ihr zu gelangen.

Dicht bei dem fürstlichen Schlosse war schon vor undenklichen Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen worden, welche nur durch ein in den Felsen getriebenes Luftloch einiges Licht erhielt. Da man aber die Höhle vernachlässigt hatte, so waren Dornen und Gesträuche aufgeschossen und verbargen das Luftloch fast gänzlich. In diese Höhle nun gelangte man durch eine geheime Treppe aus einem der Zimmer, welche die Fürstin im Erdgeschoß des Pallastes bewohnte. Der Eingang zur Treppe war jedoch von einer starken Thür verschlossen; auch hatte diese Treppe

seit undenklichen Zeiten niemand betreten, so daß sie dem Gedächtnisse aller Schloßbewohner entschwunden war, und kaum einer sich erinnerte, daß sie noch vorhanden sei. Das Auge der Liebe findet aber auch das Verborgenste auf, und so hatte sich Ghismonda der Treppe gar wohl erinnert. Heimlich, damit Niemand Argwohn schöpfe, hatte sie Tage lang mit den Werkzeugen, deren sie habhaft werden konnte, allein sich abgemüht, die Thüre zu öffnen; war dann in die Höhle gegangen, hatte jenes Luftloch bemerkt und dem Guiscardo geschrieben, er möge durch dasselbe in die Höhle zu kommen suchen. Dabei hatte sie nicht vergessen zu bemerken, wie tief es ungefähr von der Oeffnung bis zu dem Boden sein möchte. Guiscardo stellte nun eilig einen Strick mit Knoten und Schleifen her, um an ihm herabzusteigen, zog auch einen ledernen Koller an, um vor den Dornen geschützt zu sein, und suchte dann in der nächsten Nacht heimlich jenes Luftloch auf. Nachdem er es gefunden, befestigte er das eine Ende des Strickes an einen nahestehenden Baumstamm, ließ sich in die Höhle hinab und erwartete die Geliebte. Ghismonda stellte sich am folgenden Tage, als ob sie unwohl wäre und schlafen wolle. Sie schickte ihre Gesellschafterinnen fort, verriegelte die Zimmerthür und eilte in die Höhle, in welcher ihr geliebter Guiscardo sie erwartete. Mit jugendlichem Entzücken sanken sich die Liebenden in die Arme nnd gingen dann in das Zimmer, wo sie den größten Theil des Tages unter Küssen, Plaudern und zärtlichen Umarmungen verbrachten.

Als sie darauf verabredet hatten, wie sie ihre Liebe fernerhin geheim halten wollten, kehrte Guiscardo in die Höhle zurück, und die junge Dame suchte, nachdem sie die Thür verschlossen hatte, ihre Gesellschafterinnen wieder auf. Guiscardo aber kletterte die folgende Nacht an seinem Stricke empor, kroch durch das Luftloch wieder hinaus und ging nach Hause. Noch oft kehrte Guiscardo auf dem einmal betretenen Wege zu seiner Geliebten

zurück. Endlich aber verwandelte das Schicksal, das den Liebenden so lange und so große Freuden nicht gönnte, durch ein trauriges Ereigniß ihre Glückseligkeit in Jammer und Elend.

Tancred pflegte zuweilen allein in das Zimmer seiner Tochter zu kommen, um über mancherlei mit ihr zu sprechen und dann wieder zu gehen. So kam er denn auch eines Tages nach Tische, als Ghismonda mit ihren Gesellschafterinnen im Garten verweilte, in ihr Zimmer, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte. Als der Fürst seine Tochter nicht fand, gedachte er sie ruhig zu erwarten, und da er sich müde fühlte, setzte er sich in eine Ecke zu Füßen von Ghismondas Bett und zog den Vorhang, der dasselbe umgab, über sich. Bald war er entschlummert. Indeß verließ Ghismonda, die zu ihrem Unglück eben an jenem Tage den Guiscardo zu sich beschieden hatte, ihre zwei Gesellschafterinnen, kehrte leise in ihr Zimmer zurück, verschloß es hinter sich, und öffnete, ohne zu bemerken daß Jemand da sei, dem Guiscardo, der sie bereits erwartete, die Thüre. Während Beide nun ihrer Gewohnheit nach mit einander kosten und scherzten, erwachte Tancred und sah und hörte, in welchem zärtlichen Verhältnisse Guiscardo und Ghismonda mit einander lebten. Tief ergrimmt, wollte er erst seinen Zorn sogleich gegen sie ausschütten, dann aber zog er es als ein alter und besonnener Mann vor, zu schweigen, und wo möglich verborgen zu bleiben, um später mit größerer Ueberlegung und geringerer Schande für sich selbst, das auszuführen, was zu thun ihm bereits dunkel vorschwebte. Die beiden Liebenden blieben nach gewohnter Weise lange Zeit bei einander, ohne Tancred zu bemerken. Endlich standen sie auf, Guiscardo kehrte in die Höhle zurück, und die Fürstin verließ das Zimmer. Darauf ließ sich Tancred, obgleich er schon alt war, aus einem Fenster des Zimmers in den Garten hinunter, und erreichte, ohne von Jemand beobachtet worden zu sein, mit Zorn und Kummer im Herzen, sein Zimmer. In der folgenden Nacht wurde Guiscardo

auf Befehl des Fürsten, als er um die Zeit des ersten Schlafes aus jenem Luftloche schlüpfen wollte, von zwei Reisigen gefangen und heimlich vor Tancred geführt. Als dieser ihn ansichtig wurde, sagte er ihm, fast bis zu Thränen erschüttert: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die Du mir, wie ich heute mit eignen Augen gesehen, in meinem heiligsten Eigenthume angethan hast.“ Guiscardo antwortete ihm auf diese Worte weiter nichts, als: „Liebe vermag um Vieles mehr, als Ihr und ich.“ Darauf befahl Tancred, das Guiscardo in aller Stille in einem benachbarten Zimmer bewacht werde; und ging selbst, nachdem er viel über sein Vorhaben nachgedacht hatte, am andern Tage in das Gemach seiner Tochter, die von dem, was indeß vorgefallen war, keine Ahnung hatte. Er ließ Ghismonda rufen, schloß sich mit ihr ein, und sagte dann unter Thränen: „Ghismonda, ich glaubte Deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß zu sein, daß ich Niemand, wer es auch gewesen wäre, geglaubt hätte, wenn er mir das berichtet hätte, was ich leider mit eigenen Augen habe sehen müssen. Niemals hätte ich geglaubt, daß Du daran nur denken könntest, Dich einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, zu ergeben, geschweige denn, daß Du fähig wärest, es wirklich zu thun. Daß es nun dennoch geschehen ist, wird mir den kurzen Rest von Leben, den mein Alter mich noch erwarten läßt, auf immer verbittern. Mußtest Du aber einmal zu solcher Sittenlosigkeit herabsinken, — wollte Gott Du hättest Dir doch wenigstens einen Geliebten erwählt, der durch Stand und Herkunft Deiner angemessen gewesen wäre. So aber hast Du Dir unter so Vielen, die an meinem Hofe leben, Guiscardo, einen Menschen vom niedrigsten Stande, der an unserm Hofe so zu sagen aus bloßem Erbarmen bis auf den heutigen Tag ernährt worden ist, erwählt, und mich dadurch in den tiefsten Kummer gestürzt, da ich nicht weiß, was ich nach dem was ge-

schehen mit Dir thun soll. Guiscardo habe ich diese Nacht, als er aus der Oeffnung der Höhle schlüpfte, festnehmen lassen, und halte ihn gefangen; mein Beschluß über ihn ist gefaßt. Was aber aus Dir werden soll, mag Gott wissen, denn ich weiß es nicht. Meine Liebe, die ich von jeher zärtlicher für Dich empfunden habe, als irgend ein Vater für seine Tochter, kämpft mit meinem gerechten Zorn über Deine verbrecherische Thorheit. Jene will, daß ich Dir vergebe, dieser aber nöthigt mich wider meine Natur, Dich hart zu züchtigen. Ehe ich mich jedoch entschließe, will ich hören, was Du selber über das Geschehene zu sagen hast." Nachdem Tancred diese Worte gesprochen, neigte er das Haupt, und weinte so heftig wie ein Kind nach harten Schlägen.

Ghismonda hatte bei den Reden ihres Vaters unbeschreiblichen Schmerz empfunden. Sie sah, daß nicht allein ihre geheime Liebe entdeckt, sondern auch ihr Guiscardo gefangen sei. Mehr als einmal war sie nahe daran gewesen, ihrem Schmerze nach Art der meisten Weiber in Thränen und lautem Wehklagen Luft zu machen; aber sie besiegte diese Schwäche, behielt die Züge ihres Gesichts mit wunderbarer Festigkeit in ihrer Gewalt, und nahm sich, in der Meinung, daß ihr Guiscardo bereits umgebracht sei, vor, lieber ihr Leben zu lassen, als die geringste Bitte für sich zu thun. Sie antwortete daher ihrem Vater nicht wie ein betrübtes, und eines Vergehens angeklagtes Weib, sondern fest und unbekümmert, mit trockenen Augen und sicheren, unveränderten Zügen: „Tancred, ich bin weder gesonnen zu läugnen, noch zu bitten; denn das eine würde mir nichts nützen, und das andere soll es nicht. Ich werde nichts thun, um Dich zum Mitleid gegen mich zu stimmen. Vielmehr bin ich entschlossen, zuerst die Wahrheit zu gestehen, und meine Ehre mit Gründen zu vertheidigen, dann aber durch Thaten zu zeigen, daß ich nicht als ein schwaches Weib mich übereilt, sondern was ich gethan,

aus voller Ueberzeugung vollzogen habe. Es ist wahr, daß ich Guiscardo geliebt habe, ihn noch liebe, und ihn, nicht nur so lange ich noch am Leben bleibe, was nicht lange währen wird, sondern auch nach dem Tode, wenn dieses möglich ist, zu lieben nie aufhören werde. Zu dieser Liebe hat mich nicht weibliche Schwäche, sondern Deine Saumseligkeit, mich zu verheirathen, und mehr noch als dieses die Vortrefflichkeit jenes Jünglings bewogen. Da Du selber, Tancred, von Fleisch und Blut bist, so mußtest Du wissen, daß auch Deine Tochter aus Fleisch und Blut und nicht aus Eisen oder Stein besteht; Du mußtest Dich erinnern, und mußt es noch heute thun, obwohl Du jetzt alt geworden bist, in welcher Art und mit welcher Kraft die Gesetze der Natur die Jugend bestürmen; und wenn Du gleich als Mann einen Theil Deiner besten Jahre in Waffenübungen verbracht hast, so konnte Dir doch nicht unbekannt sein, was Muße und Ueberfluß über Bejahrte, noch weit mehr aber über junge Leute vermögen. Ich habe dem Triebe meiner Jugend, den Verlockungen meines Standes nicht zu widerstehen vermocht; aber wahrlich, ich bot alle meine Kräfte auf, soweit ich es im Stande wäre, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich nöthigte, weder Dir noch mir Schande zu bereiten. Die Liebe lehrte mich so verborgene Wege finden, daß ich zum Ziele meiner Wünsche gelangte, ohne daß Jemand etwas davon gewahr geworden wäre. Dies Alles läugne ich Dir nicht, wer Dir auch jene Kunde hinterbracht hat, oder wie Du sonst das Geschehene erfahren hast. Uebrigens habe ich dem Guiscardo mich nicht, als ein sittenloses Weib, von ungefähr ergeben; nein, ich habe ihn nach sorgfältiger Ueberlegung vor vielen Andern erwählt, ihn mit umsichtiger Sorgfalt zu mir eingeführt, und, mit bedächtiger Ausdauer von beiden Seiten, mich lange der Erfüllung meiner Wünsche gefreut. Daß ich eben ihn und keinen Andern mir auserseheu, machst Du mir noch besonders zum Vorwurf, denn Du sagest,

ich hätte mich mit einem Menschen geringen Standes eingelassen, als ob Du mir nicht gezürnt haben würdest, wenn ich mir einen Edelmann zu gleichem Umgange gewählt hätte. Mit dieser Anklage, Tancred, triffst Du nicht mich, sondern allein das Schicksal, welches nur allzuoft die Unwürdigen erhebt und die Würdigsten in der Tiefe läßt. Bedenke, Tancred, wir Menschen bestehen Alle gleichermaßen aus demselben Stoffe, und Gott hat uns Allen von demselben Geiste gegeben. Nur die Tugend hat unter die gleichgebornen Menschen einen Unterschied gebracht. Die, welche die Tugend in höherem Grade übten, wurden Edle genannt, und so den Uebrigen vorgezogen. Allerdings haben später verkehrte Gebräuche dieses Grundgesetz verhüllt, aber es ist darum nicht aufgehoben. Allezeit wird derjenige unwiderlegbar seinen Adel beweisen, der tugendhaft handelt, und wer ihn dann anders nennt, der ladet auf sich selbst einen Makel, und nicht auf den, welchen er mit einem falschen Namen nennet. Sieh Dich unter allen Deinen Edelleuten um, prüfe ihre Eigenschaften, ihre Sitten, ihr Betragen, und stelle ihnen Guiscardo mit den seinigen gegenüber; willst Du dann leidenschaftslos richten, so mußt Du ihn hochadlich, Deine Edelleute alle aber gemein nennen. Was übrigens Guiscardos Tugend und seinen Werth betrifft, so habe ich mich in Hinsicht ihrer auf Niemandes Urtheil, als auf Deine Worte verlassen. Wer lobte ihn wohl je so lebhaft, als Du ihn wegen alles dessen gepriesen hast, was an einem wackern Manne des Lobes werth ist? Und wahrlich, Du thatest nicht unrecht daran, denn Du hast ihm keinen Lobspruch ertheilt, den er nicht durch die That viel herrlicher vor meinen Augen gerechtfertiget hätte, als Deine Reden es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich aber hierbei dennoch irgendwie getäuscht, so wärest Du es gewesen, der mich dazu veranlaßt hätte. Willst Du nun noch sagen, ich habe mich mit einem gemeinen Menschen eingelassen? Gewiß, Du sprächest die Unwahrheit,

widersprächest Dir selbst. Sagtest Du aber vielleicht: „mit einem armen Menschen,“ so könnte man Dir allerdings zu Deiner Unehre zugeben, daß Du einen trefflichen Mann in Deinen Diensten nicht besser gefördert hast; doch Armuth beraubt Niemand des Adels, sondern nur des Besitzes. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und Viele, die hinter dem Pfluge gehen, oder das Vieh hüten, waren und sind überreich. Darüber endlich: was Du mit mir machen sollest, brauchst Du keine Sorgen und Zweifel zu hegen. Bist Du in Deinem späten Alter gesonnen, zu thun, was Du in Deiner Jugend nicht pflegtest, willst Du hart und grausam verfahren, so übe an mir, als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn meine That ein Vergehen zu nennen ist, immerhin alle Deine Härte, denn ich bin entschlossen, mit keinem Worte Deine Milde in Anspruch zu nehmen. Ja, ich betheuere Dir, was Du an Guiscardo gethan hast oder thun wirst, das werde ich mit eigenen Händen an mir selbst vollziehn, wenn Du mir nicht zuvorkommst. Wohlan, Tancred, weine, wenn Du willst, gleich Weibern, und verschließe, wenn Du glaubst, daß wir es verdient haben, dem Mitleiden Dein Herz. Tödte uns mit Einem Schlage.“

Der Fürst erkannte in dieser Rede die Seelengröße seiner Tochter, glaubte aber dennoch, sie werde dasjenige nicht ausführen, was sie mit ihren letzten Worten angedeutet hatte. Er beschloß daher, zwar an ihr selbst keine Strafe und Rache zu vollziehen, wohl aber ihre glühende Liebe durch andere Schläge abzukühlen. Er befahl den beiden Wächtern Guiscardos, diesen in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen, und dasselbe ihm, dem Fürsten, zu bringen. Die Wächter thaten genau, wie ihnen befohlen war; der Fürst aber ließ sich am andern Tage eine große und schöne goldene Schale reichen, that in diese Guiscardos Herz, und schickte es seiner Tochter durch einen vertrauten Diener, dem er auf-

trug, wenn er die Schale übergäbe, zu sagen: „Das schickt Dir Dein Vater, um Dir an dem, was Du am meisten liebst, eben so viel Freude zu bereiten, als Du ihm an dem gewährt hast, was er am liebsten hatte.“

Ghismonda hatte sich indessen, gleich nachdem ihr Vater sie verlassen, unerschüttert in ihrem schrecklichen Vorsatze, giftige Wurzeln und Kräuter bringen lassen, diese abgekocht, und ein Wasser bereitet, das sie zur Hand haben wollte, sobald, was sie fürchtete, geschähe. Als nun der Diener mit dem Geschenke und den Worten des Fürsten erschien, nahm sie mit unverändertem Gesichte die Schale, deckte sie auf und wußte alsbald, als sie das Herz erblickte, es sei Guiscardos Herz. Deßhalb blickte sie zu dem Diener auf und sagte: „Wahrlich einem Herzen wie dieses ziemte kein geringeres Grab, als ein goldenes. Darin hat mein Vater verständig gehandelt.“ Und nach diesen Worten führte sie es zum Munde, küßte es und sagte: „Mein Vater hat mir von jeher und bis zu diesem letzten Augenblicke meines Lebens in allen Dingen die zärtlichste Liebe bewiesen, jetzt aber thut er es mehr als je zuvor. Bestelle ihm dafür den letzten Dank, den ich ihm jemals sagen werde.“

Hierauf wendete sie sich wieder zur Schale, die sie noch fest in den Händen hielt, blickte unverwandt das geliebte Herz an, und sprach: „O geliebtester Wohnort aller meiner Freuden, Fluch über die Grausamkeit dessen, der Schuld daran ist, daß ich Dich mit körperlichen Augen sehe. Genügte es mir doch, mit den Augen des Geistes Dich immerdar zu schauen. Dein Lauf ist nun vollendet; Du hast vollbracht, was das Schicksal Dir bestimmt hatte. Das Ziel das Du erreicht, ist das Ziel eines Jeden. Elend und Sorge dieser Welt hast Du überwunden, und Dein bitterster Feind selbst hat Dir ein Grab gegeben, wie es Deinem Werthe geziemt. Zu Deiner Bestattung fehlen nur noch die Thränen derjenigen, die Du im Leben so zärtlich geliebt hast.

Gott wollte sie Dir nicht entziehen und so gab Er selbst meinem grausamen Vater ein, Dich mir zu senden. So sollen Dir denn reichliche Thränen zu Theil werden, obschon es mein Vorsatz war, trocknen Auges zu sterben. Habe ich meine Thränen Dir geopfert, dann will ich eilig dafür sorgen, und Du selbst, Du selbst sollst mir beistehen, daß alsbald meine Seele mit derjenigen vereinigt werde, der Du selbst, liebes Herz, einst zum Wohnsitze gedient. Mit ihr will ich das unbekannte Land betreten; wo fänd ich einen liebern und sicherern Gefährten. O, meine Ahnung wird mich nicht täuschen, die Seele meines süßen Freundes weilt noch hier, schaut noch einmal auf diesen Schauplatz unserer Freuden. Sie erwartet meine Seele die mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ihr anhängt!“ Nachdem sie also gesprochen, begann sie nicht nach Art der Frauen laut zu klagen, sondern über die Schale geneigt, bedeckte sie mit tausend Küssen das todte Herz, und aus ihren Augen ergoß sich ein solcher Strom von Thränen, daß es wunderbar zu sehen war, und nicht anders schien, als ob in ihrem Haupte ein Wasserquell wäre. Ihre Gesellschafterinnen, die um sie herstanden, begriffen weder, was das für ein Herz sei, noch, was die Worte der Dame zu bedeuten hätten. Aber alle weinten aus Mitleid mit, fragten sie theilnehmend aber vergebens nach der Ursache ihrer Thränen, und mühten sich vergebens sie zu trösten. Ghismonda aber richtete ihr Haupt, als sie genug geweint, wieder auf, trocknete die Augen und sagte: „O, vielgeliebtes Herz, nun sind alle meine Pflichten gegen Dich vollendet, und mir bleibt nichts weiter zu thun übrig, als daß meine Seele eile, um sich mit der Deinen zu verbinden.“ Und mit diesen Worten ließ sie sich die Flasche reichen, die das Wasser enthielt, das sie am Tage zuvor bereitet, schüttete es in die Schale, in der das von ihren vielen Thränen gebadete Herz lag, setzte die Schale ruhig und ohne ein Zeichen von Entsetzen an den Mund und trank sie völlig leer. Dann aber bestieg sie, die Schale

in der Hand, ihr Lager, nahm die anständigste Lage an, die sie ihrem Körper zu geben wußte, drückte das todte Herz des Geliebten an ihr noch lebendes, und erwartete so lautlos den Tod.

Ghismondas Gesellschafterinnen, ob sie gleich nicht wußten, was für ein Wasser Ghismonda getrunken, hatten indeß alles was sich zugetragen, an Tancred berichtet. Von dunkler Ahnung getrieben, eilte dieser in das Zimmer seiner Tochter und trat in dem Augenblicke ein, wo sie sich niedergelegt hatte. Nun es zu spät war, sprach er ihr mit süßen Worten Trost zu, und begann, als er erkannte, wie weit es mit ihr gekommen war, bitterlich zu weinen. Ghismonda aber sagte zu ihm: „Tancred, spare diese Thränen auf ein anderes Unglück, das Du nicht, wie dieses, selbst herbeigeführt hast, und verschwende sie nicht um mich, die ich ihrer nicht begehre. Du hast es selbst gewollt, warum weinest Du? Ist aber noch eine Spur der Liebe, die Du für mich empfandest, in Dir, so gewähre mir diese letzte Bitte. Du hast nicht geduldet daß ich in stiller Heimlichkeit mit Guiscardo lebte, — so gönne uns wenigstens im Tode Vereinigung vor aller Welt Augen. Wohin Du auch seinen Leib hast werfen lassen, — sorge, daß eben da auch mein Leichnam ruhe.“ Die Thränen gestatteten dem Fürsten nicht zu antworten. Ghismonda aber fühlte, daß ihr Ende gekommen sei, drückte noch einmal das todte Herz an die Brust und sagte: „Lebt mit Gott, ich scheide.“ Da umhüllten sich ihre Augen, ihre Sinne schwanden, und sie schied aus dieser Welt des Elends. Tancred bereute seine Grausamkeit zu spät mit vielen Thränen. Er ließ die beiden Leichname ehrenvoll in einem und demselben Grabmale bestatten.

Geschichte
von
Costanza und Martuccio
welche nach langen Leiden sich endlich glücklich wiederfinden.

In der Nähe von Sicilien liegt eine kleine Insel Namens Lipari. Hier lebte eine überaus schöne Jungfrau, Costanza genannt, die Tochter angesehener Eltern. In sie verliebte sich ein junger Mensch, Namens Martuccio Gomito, der von edler Bildung, ehrbaren Sitten und ausgezeichnet in seinem Gewerbe war; Costanza erwiderte diese Flamme, so daß ihr nicht wohl war, wenn sie ihn nicht sah. Martuccio wünschte nichts sehnlicher als sie zur Frau zu besitzen und ließ daher bei ihrem Vater um sie werben, erhielt aber die Antwort, er sei zu arm, um sie erlangen zu können. Der Jüngling, tief gekränkt, daß er wegen seiner Armuth verschmäht werde, schwur nun seinen Freunden und Angehörigen, er wolle nicht anders, denn reich nach Lipari zurückkehren. Hierauf verließ er die Insel, nahm als Seeräuber Dienste und kreuzte an der Küste der Barbarei indem er alle Schiffe beraubte, deren er Herr zu werden vermochte. Das Glück war ihm günstig, aber er wußte seinem Gewinn nicht bei Zeiten Maß und Ziel zu setzen. Er selbst, so wie seine Genossen begnügten sich nicht mit den bereits erbeuteten Schäzen, sondern wollten immer noch reicher werden und so kam es denn endlich, daß Martuccio von einigen saracenischen Schiffen nach langer Ver-

theidigung besiegt, gefangen und beraubt, der größte Theil seiner Gefährten aber von den Saracenen erschlagen wurde. Sein Schiff wurde versenkt, er selbst nach Tunis geführt, und hier in den Kerker geworfen, wo er seines Elends kein Ende sah.

Mehr als Ein Seefahrer brachte nach Lipari die Nachricht, daß Alle, welche mit Martuccio auf dem Schiffe gewesen wären, im Meere ihren Tod gefunden hätten. Auch die Jungfrau, welche schon über die Abreise des Martuccio ohne Maß betrübt war, hörte die Trauerbotschaft und daß er mit den Uebrigen untergegangen sei. Nachdem sie lange um ihn geweint, beschloß sie ihn nicht zu überleben. Sie vermochte es aber nicht über sich, sich selbst Gewalt anzuthun, und überlegte daher, wie sie auf irgend eine Weise ohne Hand an sich zu legen, ihren unvermeidlichen Tod herbei führen könne. In einer Nacht verließ sie still das Haus ihres Vaters, ging zu dem Hafen hinab, und fand, etwas von den übrigen Fahrzeugen entfernt, eine kleine Fischerbarke, welche, weil sie so eben erst von ihrem Besitzer verlassen worden war, noch mit Mast, Segel und Rudern ausgerüstet war. Ohne Zaudern sprang Costanza in die Barke und ruderte eine Strecke ins Meer hinaus, denn wie fast alle Frauen der Insel, war sie in Führung des Ruders nicht unerfahren. Als sie ein gutes Stück von der Küste entfernt war, zog sie das Segel auf, warf Ruder und Steuer weg und überließ sich dem Winde, indem sie meinte, die Barke ohne Ladung und Lenker werde nothwendig entweder vom Winde umgestürzt, oder an irgend einer Klippe zerschmettert werden, so daß sie, selbst wenn sie wollte, dem Tode nicht entrinnen könnte und durchaus untergehen müßte. Darauf hüllte sie ihr Haupt in einen Mantel und legte sich weinend auf den Boden der Barke nieder. Es ereignete sich aber ganz Anderes, als das unglückliche Mädchen erwartet hatte. Es wehte ein gelinder Nordwind, das Meer warf keine hohen Wellen und so segelte das Schiff nur leise schwankend ohne

Unfall die Nacht und den nächsten Tag über den weiten Ocean, weithin, wohl noch hundert Meilen über Tunis hinaus, nach einer Küste hin, welche nahe bei Susa sich ausdehnt. Die Jungfrau lag fast regungslos im Kahne, ganz in ihren Schmerz versunken, in den Tod ergeben, ohne auch nur einmal das Haupt zu erheben.

Die Barke stieß endlich an das Ufer und hier war zufällig eine arme Frau damit beschäftigt, die Netze ihrer Fischer von der Sonne weg zu nehmen; die Frau erblickte die Barke und wunderte sich, daß die Schiffer sie so mit vollem Segel gegen das Land stoßen ließen, und in der Meinung, die Fischer in dem Kahne möchten wohl schlafen, ging sie herzu. Hier fand sie nun Niemand, als die Jungfrau, welche entschlummert war und so fest schlief, daß die Frau mehrmals rufen mußte, ehe sie erwachte. An der Kleidung sah die Frau, daß die Jungfrau eine Christin sei, und daher redete sie dieselbe, welche endlich zur Besinnung gekommen war in lateinischer Sprache an und fragte sie, wie es käme, daß sie auf dieser Barke so allein hier anlande. Costanza, die lateinische Rede vernehmend, fürchtete schon, daß vielleicht der Wind sich gewendet und sie nach Lipari zurückgeführt haben möchte, sprang empor und schaute um sich. Da sie aber die Gegend nicht erkannte und sich doch auf festem Lande sah, fragte sie die Frau, wo sie sich befände. Diese nun antwortete ihr: „Meine Tochter, nahe bei Susa in der Barbarei bist du.“ Nun brach die Jungfrau in laute Klagen aus, darum, daß Gott ihr den Tod nicht gewährt habe. Sie fürchtete, ihre Ehre möchte irgend wie in Gefahr gerathen, und da sie nicht wußte, was sie nun beginnen solle, setzte sie sich neben ihre Barke nieder und begann sich in Thränen zu ergießen. Als die arme Frau dies sah, ergriff sie herzliches Mitleid mit der Weinenden. Sie tröstete die Jungfrau und bat sie so lange, bis sie ihr in ihre Hütte folgte. Hier bewog sie das immer noch weinende Mädchen endlich durch Lieb-

kosungen, daß sie ihr erzählte, wie sie hierher gekommen sei. Als nun die gute Alte vernahm, die Jungfrau sei noch nüchtern, so reichte sie ihr von ihrem harten Brote, einige Fische und Wasser, und nöthigte sie mit vielen Bitten Etwas zu essen. Durch Speise und Trank einigermaßen erkräftigt, erkundigte sich Costanza, wer die gute Frau sei, die sie so wohlwollend aufgenommen und wunderte sich, wie es komme, daß dieselbe der lateinischen Sprache mächtig sei. Die Frau erzählte nun, sie stamme aus Trapani, heiße Carapresa, und sei hier im Dienste bei christlichen Fischern. Als die Jungfrau Carapresa so reden hörte, fing sie an, obgleich sie noch immer sehr betrübt war, einigermaßen Muth zu schöpfen. Sie wußte nicht warum, aber der Name Carapresa, welcher etwa soviel wie „guter Fang" bedeutet, erschien ihr wie ein gutes Zeichen; sie begann einigermaßen Hoffnung zu schöpfen und konnte sich doch eigentlich keine Rechenschaft darüber geben, was ihr in ihrer betrübten Lage noch zu hoffen möglich wäre. Ohne zu sagen, wer sie wäre und woher sie komme, beschwor sie die gute Frau, Mitleid mit ihrer Jugend zu haben und ihr um Gotteswillen einen Rath zu geben, wie sie vermeiden könne, daß ihr nicht irgend etwas Schmachvolles begegne. Carapresa, Dies hörend, verließ Jene einige Augenblicke, raffte schnell ihre Netze zusammen und kehrte dann eilig zurück, hüllte die Jungfrau in ihren eigenen Mantel und führte sie nach Susa. Hier sagte sie ihr: „Costanza, ich will Dich jetzt zu einer vortrefflichen saracenischen Frau führen, die ich kenne, weil ich häufig kleine Dienste für sie verrichte und die eine bejahrte und sehr wohlwollende Person ist. Dieser werde ich Dich empfehlen und ich bin überzeugt, daß sie Dich gern aufnehmen und Dich wie eine Tochter halten wird. Du mußt Dich, während Du bei ihr bist, so viel Du kannst bemühen, durch Dienste ihre Gunst zu gewinnen, bis Gott Dir ein besseres Loos schickt." — Was Carapresa gesagt, führte sie sogleich aus. Die Dame, welche bereits bei

Jahren war, hörte sie an, schaute der Jungfrau ins Antlitz und fing an zu weinen; dann umarmte sie dieselbe, küßte sie auf die Stirn und führte sie bei der Hand in ihr Haus, in welchem sie mit etlichen andern Frauen, doch ohne irgend ein männliches Wesen, wohnte. Alle diese Frauen beschäftigten sich mit verschiedenen Handarbeiten aus Seide, Palmblättern und Leder. Bald hatte sich Costanza in diese Art von Arbeit gefunden und stand nun ihrer Wohlthäterin nach Kräften bei. Sie war geschickt und fleißig und gelangte daher bald zu solcher Gunst und Liebe bei der alten Frau und ihren Genossinnen, daß es fast wunderbar war, und in kurzer Zeit hatte sie sich auch die Sprache des Landes zu eigen gemacht.

Während nun die Jungfrau auf diese Weise in Susa verweilte und in ihrer Heimath als todt betrauert wurde, geschah es, daß, zur Zeit als Mulei Abdallah König in Tunis war, ein junger Mann von hoher Familie und großem Ansehen zu Granada Ansprüche auf das Königreich Tunis erhob, und nachdem er ein großes Heer geworben, in das Land fiel, um den König von Tunis zu verjagen. Von diesen Vorfällen hörte in seinem Gefängniß Martuccio Gomito, der das Barbareskische gar wohl verstand. Er hörte auch, daß der König nicht ohne Sorge um den Ausgang sei und große Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung treffe, und sagte zu einem der Wächter der Gefängnisse: „Wenn ich den König sprechen könnte, so glaube ich, ihm einen Rath geben zu können, der ihm den Sieg in diesem Kampfe sichern würde?“

Der Wächter theilte diese Rede seinem Herrn mit, der sie alsbald dem Könige hinterbrachte. Nun befahl der König, den Martuccio vor ihn zu führen, und fragte ihn, welchen Rath er ihm zu geben vermöge. Martuccio aber antwortete: „Wenn ich, o Herr, früher, ehe ich hierher in Euer Land kam, Eure Art zu kämpfen richtig beobachtet habe, so scheint mir, daß ihr Euch

vorzugsweise der Bogenschützen bedient. Wenn man daher ein Mittel finden könnte, daß es den Schützen Eures Gegners an Geschossen fehlte, während die Eurigen Ueberfluß an denselben hätten, so meine ich, daß ihr in dem Kampfe siegen müßtet." Hierauf entgegnete der König: „Ohne Zweifel glaube ich, wenn Dies geschehen könnte, Sieger zu bleiben." „Dies aber, o Herr, sagte nun Martuccio, läßt sich machen, wenn ihr wollt, und vernehmet, wie! Laßt an die Bogen Eurer Schützen dünnere Sehnen befestigen, als diejenigen sind, deren man sich gewöhnlich bedient, und paßt ihnen Pfeile an, deren Kämme so eng sind, daß sie nur für diese dünnen Sehnen brauchbar sind. Dies aber muß so heimlich geschehen, daß Euer Gegner es nicht erfährt, weil er sonst ein Gegenmittel finden würde. Die Ursache, weßhalb ich Euch diesen Rath gebe, ist folgende: Wenn die Schützen Eures Gegners ihre Geschoße versendet haben werden und die Euren die ihrigen, so werden, bei fortdauerndem Kampf, wie Dieses stets zu geschehen pflegt, die Feinde Eure Pfeile aufsammeln müssen, wie die unsrigen die feindlichen Pfeile. Dann aber wird der Feind von unsern Geschossen keinen Gebrauch machen können, weil die engen Kämme für die starken Sehnen nicht passen werden, während Eure Schützen der feindlichen Pfeile sehr wohl sich bedienen können, denn die dünne Sehne nimmt den Pfeil mit weitem Kamme ganz wohl auf. Die Unsern werden folglich an Geschossen Ueberfluß haben, während der Feind Mangel an ihnen leidet."

Der König war ein verständiger Mann und sah daher den klugen Rath des Martuccio wohl ein. Er befolgte denselben und gewann die Schlacht. Martuccio aber ward nicht nur frei, sondern erfreute sich fortan der Gunst des Königes so, daß er zu Macht, Ansehn und Reichthum gelangte.

Im ganzen Lande sprach man von diesen Ereignissen und so erfuhr sie auch Costanza. Sie erfuhr damit zugleich, daß ihr

Martuccio Gomito, den sie so lange als todt beweint hatte, noch lebe. Die Liebe in ihrem Herzen flammte von Neuem hoch auf und die erstorbene Hoffnung gewann neues Leben. Sie eröffnete nun der Dame, bei der sie wohnte, ihr ganzes Geschick und sagte ihr, wie sie nach Tunis gehen wolle, um sich mit ihren Augen von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ihr Ohr so freudig überrascht und die lebhafteste Sehnsucht in ihr rege gemacht hatte. Die edle Frau lobte ihren Entschluß, und, als wäre sie ihre Mutter, bestieg sie eine Barke mit ihr und reiste mit ihr nach Tunis, wo sie mit Costanza bei einer Verwandtin gastliche und ehrenvolle Aufnahme fand. Carapresa, welche sie begleitet hatte, wurde nun ausgeschikt, um zu erkunden, was sie von Martuccio hören könne. Sie vernahm, wie er groß und reich geworden, und brachte diese Kunde zurück. Die edle Frau ließ es sich nun nicht nehmen, diejenige zu sein, welche dem Martuccio hinterbrächte, daß seine Costanza um seinetwillen hierher gekommen sei, und so begab sie sich zu ihm und sprach: „Martuccio, in meinem Hause ist einer Deiner Diener aus Lipari angelangt, und möchte Dich gern insgeheim sprechen; und um mich nicht Andern anvertrauen zu müssen, komme ich selbst, Dir Dieses zu melden.“

Martuccio dankte und begleitete sie nach ihrer Wohnung. Als nun Costanza den Geliebten erblickte, war sie nahe daran, vor Entzücken zu sterben; sie konnte sich nicht halten, und mit offenen Armen ihm an den Hals stürzend umschlang sie ihn, während sie vor Freude des Wiedersehens und vor Wehmuth über die vergangenen Leiden weinte und schluchzte. Martuccio sah die Jungfrau und stand einen Augenblick in freudigem Erstaunen; dann sagte er seufzend: „O meine Costanza, Du lebst? Vor langer Zeit schon hörte ich, Du seist verloren, und in unsrer Heimath wußte man nichts von Dir.“ Und nachdem er Dies gesagt, umarmte er sie innig, weinte und küßte sie.

Nachdem Costanza ihrem Geliebten alle ihre Abenteuer erzählt und beide sich des Wiedersehens gefreut hatten, ging Martuccio zu dem Könige und erzählte ihm seine und Costanzas Schicksale, bat ihn auch um die Erlaubniß, sie nach dem Gesetze seiner Religion ehelichen zu dürfen. Der König entließ ihn mit reichen Geschenken, welche Martuccio mit der guten Frau theilte, seine Geliebte so freundlich beherbergt hatte. Hierauf ging das glückliche Paar, begleitet von Carapresa, zu Schiff nach Lipari, wo sie mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden. Martuccio gab ein prachtvolles Hochzeitfest und lebte mit seiner Costanza noch lange in friedlicher Ruhe und herzlicher Liebe.

Geschichte

von der

Dame von Roussillon,

welche ihres Geliebten Herz zu essen erhält und sich den Tod gibt.

Einst lebten in der Provence zwei edle Ritter, welche beide große Güter besaßen und über viele Leute zu gebieten hatten. Der eine hieß Herr Wilhelm von Roussillon, der andere Herr Wilhelm von Cabestaing. Beide verstanden mit Geschick und Tapferkeit die Waffen zu führen und so kam es denn, daß sie einander gegenseitig gewogen waren, miteinander zu jedem Turniere, Lanzenrennen, oder sonstigem Waffenspiele zogen und dabei stets gleiche Rüstung trugen. Obgleich nun Jeder von ihnen beiden ein eigenes Schloß bewohnte, und ihre Schlösser wohl zehn Meilen aus einander lagen, so waren sie doch viel auch auf ihren Schlössern zusammen. Herr Wilhelm von Cabestaing

faßte, ohne seine Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Herrn Wilhelm von Roussillon zu berücksichtigen, eine heftige Liebe zu der schönen und liebenswürdigen Gemahlin desselben. Auch wußte er diese Liebe in seinem Betragen auf mancherlei Weise der Dame an den Tag zu legen, so, daß diese seine Gefühle errieth. Da sie nun wußte, welch ein wackerer Ritter er wäre, so fand sie auch an ihm Gefallen, ja faßte endlich solch eine Liebe zu ihm, daß sie ihn über Alles begehrte und hochhielt und nur darauf wartete, daß er seine Gefühle gegen sie ausspräche. Hierzu hatte der Ritter bald Gelegenheit gefunden, und von nun an kamen sie in großer gegenseitiger Liebe öfter zusammen. Weil sie aber nicht mit hinlänglicher Vorsicht verfuhren, wurde Herr von Roussillon ihr Einverständniß gewahr und gerieth darüber in solchen Zorn, daß sich seine frühere Freundschaft zu Cabestaing in tödtlichen Haß verkehrte. Er wußte seinen Groll besser zu verhehlen, als das liebende Paar seine Liebe, und beschloß, seinen Waffengefährten umzubringen.

Um diese Zeit wurde in Frankreich ein großes Turnier angesagt. Roussillon gab dem Cabestaing sogleich Nachricht davon und forderte ihn auf, wenn es ihm genehm wäre, zu ihm zu kommen, damit sie sich gemeinschaftlich berathen könnten, ob und wie sie jenes Turnier besuchen wollten. Cabestaing antwortete voller Freude, er werde den folgenden Tag zum Abendessen kommen. Roussillon aber meinte, nun sei die rechte Zeit gekommen, wo er seine Rache ausüben könne. Er legte daher des andern Tages seine Waffen an und ritt mit einigen seiner Diener etwa eine Meile weit von seiner Burg, wo er sich an einer Stelle, an der Cabestaing vorüber mußte, im Gebüsche verbarg. Er hatte schon eine lange Weile gewartet, als er Cabestaing, der sich von ihm nichts Arges versah, ungeharnischt mit zwei gleichfalls ungeharnischten Dienern des Weges kommen sah. Kaum war Cabestaing an der Stelle, wo sich

Roussillon befand, als dieser meuchlings und wüthend unter dem Rufe: „Du bist des Todes!“ mit vorgestreckter Lanze ihn anfiel, und sogleich seine Brust durchbohrte. So fiel Cabestaing ohne das Schwert zu seiner Vertheidigung gezogen zu haben und starb nach wenigen Augenblicken, ohne daß er im Stande gewesen wäre, nur noch ein Wort vorzubringen. Seine Begleiter waren, bevor sie noch erkannt, von wem sie angefallen wurden, eiligst nach der Burg ihres Herrn entflohen. Roussillon aber stieg vom Pferde, öffnete dem Cabestaing mit einem Messer die Brust, und riß ihm mit eignen Händen das Herz heraus. Er wickelte es in ein Lanzenfähnchen und ließ es sich von einem der Diener nachtragen. Hierauf ritt er, da bereits die Nacht einbrach, nach seiner Burg zurück und schärfte unterweges seinen Dienern ein, daß keiner wagen solle, ein Wort von dem, was vorgefallen, zu sagen.

Sehnsüchtig hatte die Dame auf Cabestaing gewartet, denn sie hatte gehört, daß er zum Abendessen erscheinen wollte. Als nun ihr Gemahl allein heimkehrte, wunderte sie sich und sagte zu ihm: „Wie kommt es, Herr, daß Cabestaing noch nicht hier ist?“ Der Ritter erwiderte: „Frau, er hat mich wissen lassen, daß er vor Morgen nicht kommen kann!“ Ueber diese Worte wurde die Dame verstimmt. Indessen hatte Roussillon, als er kaum vom Pferde gestiegen war, den Koch rufen lassen, und sagte nun zu ihm: „Nimm dies Eberherz, und bereite es zum besten und wohlschmeckendsten Gericht, das Du kennst, und lasse es dann in einer silbernen Schale auftragen.“ Der Koch nahm das Herz, zerhackte es und bereitete es mit vielem köstlichen Gewürze zu einer überaus wohlschmeckenden Speise. Als es Zeit war, setzte sich Herr von Roussillon mit seiner Gemahlin zu Tische. Die Speisen wurden aufgetragen; das Verbrechen aber, das der Ritter zu begehen vorhatte, beschäftigte so sehr seine Gedanken, daß er nur wenig aß. Endlich schickte der

Koch die Speise in der silbernen Schüssel. Herr von Roussillon ließ die Speise vor die Dame setzen und empfahl sie ihr als vorzüglich. Er selbst, sagte er, habe diesen Abend keine Eßlust. Die Dame, der es nicht an Eßlust fehlte, kostete das Gericht und verzehrte es, da sie es wohlschmeckend fand, völlig. Als der Ritter sah, seine Gemahlin habe die Schüssel geleert, sagte er: „Frau, was haltet ihr von der Speise?“ „Beim Himmel, Herr,“ erwiderte die Dame, „sie hat mir gut geschmeckt.“ „Das glaube ich Euch,“ sagte der Ritter, „so wahr mir Gott helfe, und finde es ganz natürlich, daß dasjenige, was lebend vor allem Andern Eure Lust war, auch nun, da es todt ist, Euch zur Lust gereicht!“ Die Dame überlegte diese Worte einen Augenblick, dann aber fragte sie: „Was war es, das Ihr mir zu essen gegeben.“ „Bei Gott,“ entgegnete der Ritter, „was Ihr gegessen, war das Herz des Herrn Wilhelm von Cabestaing, welches Ihr als ein treuloses Weib geliebt habt. Zweifelt nicht, es war sein Herz; denn ich habe es ihm selbst mit diesen meinen Händen aus dem Leibe gerissen.“

Die Dame erstarrte vor Schmerz über den grausamen Tod des Mannes, den sie über Alles liebte, vor Grauen, daß sie sein Herz gegessen. Nachdem sie sich aber einigermaßen gesammelt, sagte sie: „Ihr habt ehrlos und schändlich gehandelt; denn, wenn ich, ohne von Cabestaing gezwungen zu sein, ihn zum Gebieter über meine Neigungen erwählt, und dadurch Eure Ehre verletzt hatte, so durfte nur mich, nicht ihn Strafe treffen. Nun aber da ich eine so edle Speise genossen, wie das Herz des Herrn Wilhelm von Cabestaing, den an Tapferkeit und an adligen Sitten kein andrer Ritter übertraf, so möge es Gott verhüten, daß jemals noch eine andere Speise über meine Lippen gehe.“ Mit diesen Worten stand sie auf, und stürzte sich, ohne einen Augenblick zu zögern, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenster. Das Fenster war hoch über dem

Boden, und daher blieb die Dame von dem Sturze nicht allein auf der Stelle todt, sondern ihr Körper war auch fast gänzlich zerschmettert. Herr Wilhelm von Roussillon, erschüttert von diesem Anblick, sah nun wohl ein, daß er in seinem Zorn zu weit gegangen sei und Uebles gethan habe. Er fürchtete die Rache des Volks und des Grafen von Provence, ließ daher die Pferde satteln und entfloh.

Schon am nächsten Tage wurde bekannt, was geschehen war. Die Leute vom Schlosse des Herrn Wilhelm von Cabestaing und die von dem Schloße der Dame hoben unter unzähligen Thränen und Wehklagen die beiden Leichen auf, und bestatteten sie in der Burgcapelle der Dame in eine gemeinschaftliche Gruft.

Verse über der Gruft nannten die Namen der hier Begrabenen, so wie Art und Ursache ihres betrübten Endes.

Geschichte
von
Girolamo und Salvestra,
welche im Leben geschieden durch Liebe im Tode vereinigt wurden.

In Florenz lebte einst ein reicher Kaufmann, Namens Leonardo Sighieri, der bei seinem Tode einen noch unmündigen Sohn, Girolamo oder Hieronymus genannt, hinterließ. Die Vormünder des Knaben verwalteten gemeinschaftlich mit dessen Mutter seine Vermögensangelegenheiten treu und redlich und sorgten für seine Erziehung. Girolamo ging, wie Kinder pflegen, mit den Kindern der Nachbarn viel um, wurde aber

mit keinem so innig vertraut, als mit der Tochter eines Schneiders, welche mit ihm von gleichem Alter war. Aus der kindlichen Freundschaft erwuchs, als die jungen Leute älter wurden, eine so zärtliche Liebe, daß Girolamo sich nicht wohl und glücklich fühlte, als wenn er mit dem Mädchen zusammen war, das ihrerseits seine herzliche Zuneigung in gleichem Maaße erwiderte. Der Mutter des Knaben gefiel diese Zuneigung keineswegs und Girolamo hatte deßwegen von ihr häufig eine harte Behandlung zu erdulden. Alle Reden und Strafen der Mutter fruchteten indeß nichts und so wendete sich diese denn endlich an die Vormünder ihres Sohnes. Ihr und ihres Sohnes großer Reichthum hatte sie zu der thörichten Meinung verführt, daß sie mit demselben Alles, und, wie das Sprichwort sagt, wohl auch einen Mohren weiß zu waschen vermöge. Sie schlug den Vormündern vor, ihren Sohn auf einige Zeit in eine ferne Gegend zu schicken, wo er seine thörichte Liebe wohl vergessen werde. Die Vormünder gingen auf den Vorschlag der Mutter ein, und ließen den Knaben zu sich rufen. Einer unter ihnen redete ihn mit freundlichen Worten an: „Mein Sohn, Du kommst nun allmählig in die Jahre, in welchen es sich für Dich geziemet, daß Du in Deinen Angelegenheiten selbst nach dem Rechten sehen lernest. Daher würde es für Dich vortheilhaft und uns angenehm sein, wenn Du einige Zeit in Paris verweiltest, wo die Handlung, welche Dir Dein Vater hinterlassen hat und welche Du selbst später übernehmen sollst, ausgedehnte Geschäftsverbindungen hat. In Paris, dieser großen und weltberühmten Stadt, wirst Du auch mehr als hier Gelegenheit finden Dich auszubilden, namentlich, was einem jungen Menschen überaus wohlansteht und ihm zur besten Empfehlung dient, Dir gute Sitten und ein feines Betragen anzueignen. Du findest dort in Menge große Herren, Barone und Edelleute, welche Du Dir hierin zum Muster nehmen

kannst. Wenn Du Dich auf diese Weise zu Deinem Vortheil ausgebildet hast, so kannst Du hierher in Deine Vaterstadt zurückkehren.“ Der Knabe hatte der Rede aufmerksam zugehört, antwortete aber mit kurzen Worten, daß er von alle dem nichts thun wolle, denn er denke so gut wie ein Andrer ruhig in Florenz bleiben zu können. Obgleich nun die wohlwollenden Männer Alles anwendeten Girolamo zu einer andern Ansicht zu bestimmen, so gelang es ihnen doch nicht ihre Absicht zu erreichen, und sie sahen sich daher genöthigt seine Mutter von der entschiedenen Abneigung des Knaben zu unterrichten.

Die Mutter machte ihm nun, weniger wegen seiner Abneigung nach Paris zu gehen, als wegen seiner Liebe zu dem armen Mädchen, heftige Vorwürfe. Dann aber versuchte sie, ihn durch freundliche Reden umzustimmen, und drang mit schmeichelnden und zärtlichen Worten in ihn, er möge doch aus Liebe zu ihr, seiner Mutter, den Vormündern gehorchen. Auf diese Weise brachte sie es endlich dahin, daß er sich bereit erklärte, Ein Jahr, aber nicht länger, in Paris sich aufhalten zu wollen. Ohne seine heftige Liebe zu Salvestra aufzugeben, reiste also Girolamo nach Paris und hier wußte man ihn so lange von Tag zu Tag hinzuhalten, daß zwei Jahre vergingen, ehe er nach Florenz zurückkehrte. Die Liebe in seinem Herzen war nicht erloschen, vielmehr war sie glühender als je zuvor. Als er sich aber nach seiner Salvestra erkundigte, erfuhr er, daß sie an einen Bürger, einen Zeltmacher, verheirathet wäre. Er grämte sich tief, und konnte, obschon er einsah, daß für ihn jede Hoffnung auf den Besitz der Geliebten verloren wäre, doch seine Liebe nicht aufgeben. Wie verliebte Jünglinge pflegen, ging er nun häufig vor ihrem Hause vorüber, in dem festen Vertrauen, sie werde auch noch eben so sehr an ihm, wie er an ihr hangen. Hierin aber irrte er sich. Salvestra war in ihren neuen Verhältnissen dem einst so heiß von ihr ge-

liebten Jünglinge völlig fremd geworden, wenigstens drückte sich dieses in ihrem Benehmen gegen ihn aus. Girolamo merkte dieß wohl und sein Kummer wurde nur noch heftiger. So schwach war sein Herz, daß er es nicht aufgab Alles zu thun um die Neigung Salvestras sich wieder zu erwerben.

All seine Mühe war umsonst und nun faßte der Unglückliche den unklugen Entschluß, wenigstens noch einmal, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, mit der Geliebten zu sprechen. Er erkundigte sich daher bei einem Nachbar genau nach der inneren Einrichtung des Hauses, in welchem Salvestra wohnte und als es Abend geworden war, Salvestra aber mit ihren Manne ausgegangen war um Freunde zu besuchen, schlich er sich in das Haus. Unbemerkt kam er bis an das Schlafzimmer der Eheleute und versteckte sich hier hinter einigen Stücken Zeltleinewand, welche ausgebreitet dalagen. Hier harrte Girolamo bis Salvestra und ihr Mann nach Hause zurückgekehrt, zur Ruhe gegangen und, wie er vermuthen konnte, eingeschlafen waren. Dann schlich er sich zu Salvestras Bett, legte die Hand auf ihre Brust und fragte leise: „Geliebtes Herz, schläfst Du schon?“ Salvestra wachte auf, erschrak heftig und wollte nach Hilfe rufen. Er aber sagte eilig: „Rufe nicht, um Gottes willen, ich bin ja Dein Girolamo!“ Da erwiderte die Frau unter heftigem Zittern: „Um des Himmels willen, Girolamo, gehe wieder fort. Die Zeit ist vorbei, wo wir als Kinder uns lieben durften! Du weißt, daß ich verheirathet bin, und da wäre es schändlich und sittenlos, wenn ich noch einem Andern mein Herz zuwenden wollte als meinem Manne. Darum bitte ich Dich um der göttlichen Barmherzigkeit willen, daß Du fortgehest. Bedenke welch ein Unglück entstehen könnte, wenn mein Mann Dich hörte, und das Geringste wäre, daß mein Ruhe, mein häuslicher Frieden auf immer verloren wäre. Jetzt bin ich glücklich; ich achte und liebe meinen Mann um der

Liebe und Sorgfalt willen, welche er gegen mich hegt. Zerstöre nicht mein Glück, sondern gehe!"

Vergebens erinnerte sie Girolamo an ihre frühere Liebe, vergebens flehte und beschwor er sie; Salvestra wankte nicht in ihrer ehelichen Treue und Girolamo sah endlich ein, daß er sie zu nichts würde bewegen können. Da schilderte er ihr denn endlich, wie heiß und treu er sie geliebt habe, und wie er nun nichts mehr begehre als den Tod für seine große und unwandelbare Liebe. So möge sie ihm nur dieß Eine gestatten, daß sie ihn auf wenige Augenblicke vergönne an ihrer Seite zu ruhen, denn er sei vor Kälte so erstarrt, daß er nicht vermöge von hinnen zu gehen. Zugleich schwur er ihr hoch und theuer, er wolle kein Wort zu ihr reden noch sie berühren, und wolle alsbald wieder gehen, wenn die Wärme neues Leben in seinen erstarrten Gliedern erweckt haben würde. Salvestra hegte mit dem einst so heiß von ihr geliebten Jünglinge doch einiges Mitleid und so gewährte sie seine Bitte unter den von ihm selbst ausgesprochenen Bedingungen.

Girolamo legte sich also neben seine geliebte Salvestra, aber er berührte sie nicht und redete auch kein Wort weiter. Er dachte still an seine unendliche Liebe, an Salvestras Grausamkeit, an die Vernichtung aller seiner Hoffnungen und beschloß endlich nicht länger leben zu wollen. Des Menschen Wille ist wunderbar mächtig; Girolamo hielt seine Lebensgeister auf, preßte die Hände zusammen und verschied lautlos an Salvestras Seite.

Die Jungfrau wunderte sich im Stillen, daß Girolamo so regungslos dalag, aber bald erwachte in ihr die Sorge, ihr Mann könne erwachen und so redete sie Jenen an: „Nun Girolamo, warum erhebst Du Dich noch nicht und gehest!" Aber Girolamo antwortete nicht. Sie meinte er sei eingeschlafen, streckte die Hand nach ihm aus und stieß ihn an, damit er aufwache; aber sie fühlte, daß er kalt wie Eis sei. Sie glaubte

sich getäuscht zu haben, berührte ihn nochmals und nochmals, und gelangte endlich zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß er todt sei. Angst und Entsetzen bemächtigten sich ihrer. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Sie mußte ihren Mann von dem Vorfall unterrichten, aber wie konnte sie es ohne einen sie entehrenden Verdacht in ihm zu erregen. Nach langer Ueberlegung hatte sie endlich einen Entschluß gefaßt. Sie weckte ihren Mann und erzählte ihm den ganzen Vorfall, aber so, als wenn er nicht ihr, sondern einer Andern begegnet sei. Endlich aber fragte sie ihn, was er thun würde, wenn sich bei ihnen etwas Aehnliches ereignet hätte. Der Mann meinte, in einem solchen Falle müsse man den todten Körper in der Stille bis zu seiner Wohnung schaffen und ihn dort niederlegen, ohne weiter gegen die Frau, welche seiner Ueberzeugung nach keinen Fehler begangen habe, Groll zu hegen. „Nun," erwiderte hierauf Salvestra, „so laß uns thun, wie du gesagt hast;" und damit nahm sie seine Hand und legte sie auf den Leichnam des Jünglings. Erschrocken sprang den Mann auf, machte schnell Licht, überzeugte sich nochmals von dem Tode des Jünglings und ohne noch weiter seiner Frau Vorwürfe zu machen, hüllte er die Leiche ein, lud sie auf seine Schultern und trug sie bis vor das Haus, in welchem Girolamo gewohnt hatte. Hier legte er sie an der Thüre nieder und kehrte nach Hause zurück.

Als es Morgen geworden war, fand man den Leichnam, den man alsbald als Girolamo erkannte. Man brachte ihn in das Haus, wo sich ein großes Wehklagen, besonders von Seiten der unglücklichen Mutter erhob. Man glaubte zuerst der Jüngling sei ermordet worden. Nachdem man aber den Körper sorgfältig untersucht und nirgends eine Wunde oder eine Pressung entdeckt hatte, so erklärten die herbeigerufenen Aerzte, kein Mensch, sondern der Gram müßte ihn getödtet haben. So war es auch wirklich. Der Sitte des Landes und dem Reichthume

des Verstorbenen gemäß wurde der Leichnam in eine Kirche gebracht, und hier öffentlich ausgestellt. An dem Sarge saßen die Mutter und andere dem theuren Jünglinge verwandte Frauen und beklagten mit heißen Thränen seinen frühzeitigen Verlust.

Während Dieses geschah, sagte der Mann, in dessen Hause Girolamo gestorben war, zu seiner Frau: „Komm, Salvestra, lege Deinen Mantel um; wir wollen nach der Kirche gehen, in welche sie Girolamo getragen haben. Begib Du Dich unter die Frauen und höre, was von ihnen über den Vorfall gesprochen wird. Ich will mich dagegen unter die Männer mischen. Wir müssen doch erfahren, ob etwa über uns ein Gerede unter den Leuten geht."

Dieser Vorschlag gefiel Salvestra, denn das unglückliche Ende Girolamos, welches offenbar nur durch die Heftigkeit seiner Liebe zu ihr herbeigeführt worden war, hatte die mit Gewalt und durch das Pflichtgefühl in ihr unterdrückte Neigung mächtig wieder in ihrem Herzen hervorgerufen. Sie sehnte sich noch einmal den Leichnam des geliebten Jünglings zu sehen. Die Gewalt der Liebe ist wunderbar und geheimnißvoll; das Herz Salvestras, welches das Glück Girolamos nicht zu öffnen vermocht hatte, war von dessen Unglück gerührt und gebrochen worden. Als nun das bleiche Antlitz des geliebten Freundes vor ihr dalag, da schlugen die Flammen der Liebe in dem Herzen Salvestras wieder hellodernd empor. Sie verhüllte sich ganz in ihren Mantel, damit man ihre hervorstürzenden Thränen nicht gewahre und drängte sich durch die umstehenden Leute, bis sie dicht vor der Leiche stand. Mit einem lauten Schrei fiel sie nieder auf das Gesicht des todten Jünglings. Aber keine Thräne aus ihrem Auge benetzte das Antlitz ihres Freundes, denn kaum hatte sie dasselbe berührt, so endete derselbe Schmerz auch ihr Leben, welcher vorher Girolamo getödtet

hatte. Die Frauen, welche die Leiche des Jünglings zunächst umgaben, hatten Salvestra nicht erkannt, ahnten auch nicht, daß ihr Leben bereits entflohen sei. Sie sprachen ihr Trost zu und ermahnten sie, aufzustehen. Als sie aber nicht Folge leistete, wollten sie dieselbe emporheben. Sie fühlten nun, daß sie regungslos sei, erkannten, daß sie Salestra und daß sie tod sei. Da erhob sich neues verdoppeltes Wehklagen und Jammern unter allen den gegenwärtigen Frauen. Bald ward dadurch die Nachricht von dem neuen Unfall vor das Thor der Kirche gebracht, wo die Männer versammelt waren und wo sie auch Salvestras Mann erfuhr. Dieser weinte heftig und lange und hörte auf keinen Zuspruch und Trost. Hierauf aber erzählte er unverholen, was sich die vorhergehende Nacht in seinem Hause begeben habe. Die allgemeine Theilnahme und Klage wurde dadurch nur noch erhöht.

Salvestras Leichnam ward geschmückt wie man die Todten zu schmücken pflegt und dann neben den Jüngling auf dasselbe Lager mit ihm gelegt. So standen die Leichen noch mehre Tage in jener Kirche, dann aber wurden sie zusammen in demselben Begräbnisse beigesetzt. Die im Leben die Liebe nicht vereinigt hatte, verband der Tod mit unauflöslichen Banden.

Geschichte
von der
Lisabetta,
welche durch einen Traum von der Ermordung des Geliebten unterrichtet wird, und sich zu Tode grämt.

Zu Messina lebten drei Brüder als Kaufleute, welche von ihrem Vater viele Reichthümer geerbt hatten und eine junge, schöne und gut erzogene Schwester, Namens Lisabetta besaßen, welche noch unverheirathet war. In einem ihrer Kaufläden war ein junger Mann aus Pisa angestellt, dem sie alle ihre Geschäfte anvertraut hatten, welche er auch zu ihrem Vortheil und zu ihrer Zufriedenheit besorgte. Dieser Jüngling war von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten, daher es denn nicht zu verwundern war, daß Lisabetta, welche ihn täglich sah und beobachtete, eine heftige Liebe zu ihm faßte. Lorenzo bemerkte kaum, daß er dem jungen und liebenswürdigen Mädchen nicht gleichgültig sei, als er seine ganze Neigung ihr zuwendete. Bald hatte sich eine schickliche Gelegenheit gefunden, bei welcher sich die Liebenden gegenseitig ihr Herz offenbarten.

Von nun an kamen die jungen Leute öfters zusammen um sich von ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu unterhalten. Aber leider waren sie so wenig vorsichtig bei diesen Zusammenkünften, daß Lisabettas ältester Bruder hinter das Geheimniß ihrer Liebe kam. Da Lorenzo ein armer Mensch war, so hätten ihm die Brüder

nimmermehr ihre Schwester zur Gattin gegeben. Dieses wußten die Liebenden wohl nnd hatten sich daher gehütet jenen ihre Gefühle mitzutheilen. Als nun der älteste Bruder bemerkt hatte, daß Lisabetta in Lorenzos Zimmer geschlichen war, hütete er sich irgend einen Lärm oder Aufsehen zu machen, durch welchen nur seiner Schwester und seine eigene Ehre verletzt worden wäre. Er berief aber zu gelegener Zeit seine Brüder zu sich und beredete mit ihnen, was unter diesen Umständen zu thun sei, und und nach langer Ueberlegung wurde beschlossen, daß sich die drei Brüder so anstellen sollten, als wenn sie gar nichts von Lisabettas Neigung bemerkt hätten, bis sich eine Gelegenheit finden werde, den Schimpf, welchen ihrer Meinung nach Lorenzo ihrer Familie anthue, von sich zuentfernen, ehe er zu irgend einem Nachtheil oder zu einer Gefahr ausgeschlagen wäre.

Diesen Beschluß führten sie auch geschickt aus. Wie bisher, waren sie freundlich gegen Lorenzo, plauderten und scherzten mit ihm und forderten ihn eines Tages auf mit ihnen eine Vergnügungsreise auf das Land zu machen. Wie sie nun mit ihm an einen einsamen und entlegenen Ort gekommen waren, glaubten sie, die erwünschte Gelegenheit sei gekommen und brachten Lorenzo, der an keinen Verrath gedacht hatte, um und verscharrten seinen Körper. Niemand hatte von dem Vorgange Etwas bemerkt. Nachdem die drei Brüder nach Messina zurückgekehrt waren, gaben sie vor, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften auf Reisen geschickt und dieses Vorgeben wurde von Niemand bezweifelt, denn Lorenzo war schon öfters in den Geschäften der Handlung verreist gewesen.

Als jedoch Lorenzo gar nicht wiederkam, und Lisabetta, welche über seine lange Abwesenheit schmerzlich betrübt war, sich oft und angelegentlich nach ihm erkundigte, erwiderte ihr eines Tages einer ihrer Brüder, den sie mit Fragen bestürmte: „Was soll das heissen? Was geht Dich Lorenzo an, daß Du

so viel nach ihm fragst? Wenn Du noch einmal fragst, so wirst Du eine Antwort erfahren, wie Du sie verdienst!" Lisabetta war durch diese Antwort erschreckt und betrübt. Bange Ahnungen, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, bemächtigten sich ihrer. Nach Lorenzo zu fragen, wagte sie nicht mehr, aber wenn sie des Nachts einsam auf ihrem Lager ruhte, rief sie seinen Namen mit wehmüthiger Zärtlichkeit, bat ihn, er möge doch endlich kommen und klagte heftig unter heißen Thränen über seine lange Abwesenheit.

Lisabetta hatte alle ihre frühere Heiterkeit verloren und erwartete von Tag zu Tag sehnsüchtiger den Geliebten. Eine Nacht hatte sie besonders lange um Lorenzo geklagt und war endlich unter Weinen entschlummert. Da erschien ihr im Traume Lorenzos Gestalt, bleich und zerstört in schmuzigen und zerrissenen Kleidern, und es war ihr, als ob die Gestalt zu ihr redete: „Ach Lisabetta, Du rufest ohn Unterlaß meinen Namen, grämst Dich über mein Außenbleiben und klagst mich mit Deinen Thränen an. Wisse denn, daß ich niemals wiederzukehren vermag, denn an dem Tage, da Du mich zum letzten Male sahest, haben mich Deine Brüder ermordet." Hierauf bezeichnete ihr die Gestalt noch, wo die Brüder den Leichnam verscharrt hätten, und sagte, Lisabetta möge nie mehr nach Lorenzo rufen oder ihn erwarten; darauf verschwand sie. Alsbald erwachte die Jungfrau, weinte bitterlich über das, was sie gehört und gesehen hatte und maß Allem vollen Glauben bei.

Als es Morgen geworden war, hatte Lisabetta nicht den Muth, ihren Brüdern von der Erscheinung zu sagen; aber sie beschloß an den Ort zu gehen, der ihr bezeichnet worden war, um sich zu überzeugen, ob, was sie im Traume gehört, Wahrheit sei. In dieser Absicht erbat sie sich von ihren Brüdern die Erlaubniß, in Begleitung eines Mädchens, die früher bei ihr in Diensten gewesen war und um Lisabettas Liebesgeheimnisse

wußte, zu ihrem Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt machen zu dürfen. Mit diesem Mädchen nun ging Lisabetta an die Stelle, welche ihr im Traume bezeichnet worden war, und grub nach, da wo sie nach Wegschaffung einiger dürren Blätter, die den Boden bedeckten, die Erde am lockersten fand. Sie hatte noch nicht lange gegraben, als sie den noch völlig erhaltenen und kenntlichen Körper ihres unglücklichen Geliebten fand, und dadurch zu der schrecklichen Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit ihres Traumgesichtes gelangte. Wie tief betrübt und erschüttert Lisabetta auch war, so sah sie doch wohl ein, daß sie an diesem Orte ihrem Schmerz und ihren Thränen nicht freien Lauf lassen dürfe. Gern hätte sie den ganzen Leichnam mitgenommen, um ihm ein anständiges Grab zu geben, aber auch dieß sah sie als unmöglich ein. Dennoch wollte sie sich von dem lieben Körper nicht ganz trennen und entschloß sich daher, obgleich sie innerlich zurückschauderte, mit einem Messer so gut es ging das Haupt des Geliebten von dem Rumpfe zu trennen. Sie hüllte das Haupt in ein Tuch, bedeckte den übrigen Körper wieder mit Erde und ging mit der Dienerin, welche das Tuch mit dem Haupte trug, nach der Stadt zurück. Unbemerkt gelangte sie bis in ihr Zimmer; wo sie sich bitterlich weinend über das geliebte Haupt neigte, das sie mit ihren Thränen völlig abwusch und mit tausend Küssen bedeckte. Hierauf umwand sie es mit einem sauberen Tuche, legte es in einen schönen Blumentopf, überschüttete es mit Erde, und pflanzte einige schöne Stauden salernitanisches Basilikum in die Erde, und begoß diese nicht anders, als mit Rosen= oder Orangenwasser, oder mit ihren Thränen. Fast immer saß sie bei dem Blumentopf und betrachtete das Gefäß, das ihres Lorenzos Haupt verborgen hielt, mit inniger Sehnsucht. Hatte sie es lange so angeschaut, so umfaßte sie es und weinte über dasselbe hingebeugt, bis das ganze Basilikum mit ihren Thränen begossen war. Durch die lange und sorgfältige Pflege und durch die Fruchtbarkeit, die der verwe=

sende Kopf dem Erdreiche mittheilte, wurde die Pflanze wunderbar schön, und verbreitete einen köstlichen Duft.

Da Lisabetta in diesem ihren Thun nicht nachließ, so wurden endlich die Nachbarn aufmerksam auf sie und bemerkten Alles, was sie in ihrer Betrübniß that. Von den Nachbarn erfuhren es die Brüder, welche längst bemerkt hatten, daß ihrer Schwester Schönheit und Jugendfrische dahinschwand, und daß ihre Augen glanzlos in ihrem Kopfe ruhten. Als nun die Brüder gehört hatten, was Lisabetta täglich mit dem Blumentopfe vornahm, schalten sie dieselbe einigemal hart wegen ihres Benehmens und ließen ihr endlich als ihre Reden fruchtlos blieben, den Blumentopf heimlich wegnehmen. Als ihn Lisabetta vermißte, verlangte sie heftig und dringend nach ihm und als ihre Bitten umsonst waren, so verfiel sie nach heftigem Weinen und Klagen in eine schwere Krankheit, in welcher sie auch nach nichts als nach ihrem Blumentopfe begehrte. Da wurden die Brüder aufmerksam auf das Gefäß und kamen darauf seinen Inhalt zu untersuchen. Sie schütteten die Erde aus und fanden das Tuch und in ihm den Kopf, den sie an dem noch unversehrten krausen Haarwuchs für den des Lorenzo erkannten. Sie erschraken gewaltig, fürchteten, ihre Missethat möchte entdeckt werden und verließen daher, nachdem sie den Kopf heimlich vergraben hatten, eilig die Stadt Messina. Ihre Geschäfte hatten sie, so gut sich dieses in der Eile thun ließ, geordnet und so begaben sie sich nach Neapel, wo sie sicher zu sein glaubten. Lisabetta hörte indeß nicht auf zu weinen und sehnsüchtig ihren Blumentopf zu begehren, bis sie unter Thränen ihren Geist aufgab. So nahm diese Liebe ein trauriges Ende, und erst später wurde die ganze Begebenheit bekannt.

Geschichte
von
Federigo,

der nach Aufopferung aller seiner Reichthümer seiner Geliebten endlich die letzte Freude seines Lebens darbringt und dadurch jene zur Gattin gewinnt.

Es lebte einst zu Florenz ein durch gefällige Sitten und ritterliche Tugenden ausgezeichneter Jüngling, Namens Federigo oder Friedrich, aus dem Hause der Alberighi, welcher zu einer edlen und schönen Frau, Madonna Giovanna oder Johanna, die zu Florenz als die schönste und liebenswürdigste Frau galt, eine heftige Neigung faßte. Um sich ihr angenehm zu machen, gab er herrliche Feste, Rennen und Turniere und verschwendete dabei mehr, als seine Vermögensumstände ihm erlaubten. Giovanna aber war eben so tugendhaft als schön und gewährte daher dem verschwenderischen Jüngling auch nicht die geringste Gunst. Federigo hatte es durch seine unüberlegte Prunksucht, durch die er vergebens Liebe zu erringen gehofft hatte, bald so weit gebracht, daß ihm von seinen Reichthümern nichts übrig geblieben war, als eine kleine Landbesitzung, die ihm nur ein sehr kärgliches Auskommen sicherte, und einen überaus schönen und edlen Falken. Seine Liebe war mit seinen Reichthümern nicht geschwunden, aber seine Armuth nöthigte ihn, auf seinem Gütchen zu leben und das einzige Vergnügen, was er sich hier zuweilen machen konnte, bestand darin, daß er

mit seinem trefflich abgerichteten Falken auf die Jagd ging. Indessen war Giovannas Gatte erkrankt und gestorben, nachdem er durch ein Testament seinen einzigen Sohn und, wenn dieser ohne Leibeserben sterben sollte, seine Gemahlin Giovanna zum Erben eingesetzt hatte. Giovanna begab sich, nachdem sie so jung schon Wittwe geworden war, mit ihrem Sohne auf ein ihr gehöriges Landgut, welches zufällig ganz in der Nähe von demjenigen lag, welches Federigo gehörte. Da der bereits zum Jünglinge heranreifende Knabe großes Wohlgefallen am Vogelfange fand, so machte er im Felde bald die Bekanntschaft Federigos und fand besonders an dessen Falken ein überaus großes Wohlgefallen. Er wünschte sehr, dieses edle Thier zu besitzen; da er aber bemerkte, daß dasselbe dem Federigo über Alles theuer war, so hatte er nicht den Muth, es von demselben zu verlangen. Plötzlich erkrankte der Knabe und seine hierüber unaussprechlich betrübte Mutter pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und Liebe. Da sie begierig war, ihn in seiner Krankheit durch irgend eine Freude aufzuheitern, so fragte sie ihn wiederholt, ob es denn nichts gebe, was er zu besitzen wünsche, sie wolle es ihm verschaffen, wenn es ihr irgend möglich wäre. Da erwiderte der Knabe endlich: „Ach, liebe Mutter, wenn Du mir des Federigo Falken verschaffen könntest, so würde ich bald gesund werden.“ Giovanna wurde durch diese Bitte ihres Sohnes in tiefes Nachdenken versetzt. Sie überlegte, wie heftig Federigo sie geliebt habe und wie er aus Liebe zu ihr sein ganzes großes Vermögen verschwendet und doch nie auch nur einen freundlichen Blick von ihr erlangt habe. Wie, dachte sie, soll ich ihm auch diese letzte Lebensfreude, die ihm noch übrig geblieben ist, abverlangen, diesen Falken, der, wie es heißt, einer der schönsten ist, die jemals geflogen sind. So überlegte Giovanna lange, endlich aber siegte in ihr die Liebe zu ihrem Kinde und sie beschloß, selbst zu Federigo zu gehen und ihm ihre Bitte vor-

zutragen. „Sei getrost, mein Sohn!“ sagte sie, „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ich werde Dir morgen den Falken holen.“ Der Knabe freute sich und schien noch an diesem Tage Spuren von Besserung zu zeigen.

In Begleitung einer andern Frau ging nun Giovanna am nächsten Morgen aus und kam, wie zufällig auf einem Spaziergange, zu dem kleinen Hause Federigos. Sie fragte nach ihm und Federigo, welcher im Garten arbeitete, kam alsbald freudig herbeigeeilt, als er die Stimme der noch immer geliebten Frau hörte. Sittsam trat ihm Giovanna entgegen und erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß. „Ich komme, Federigo,“ sagte sie darauf, „um Euch einigermaßen für den Kummer zu entschädigen, den ich ohne Absicht Euch zugefügt habe. Wenn Euch nämlich meine Erscheinung noch angenehm ist, so will ich mit meiner Gefährtin diesen Morgen bei Euch frühstücken.“ Bescheiden erwiderte Federigo: „Ich habe keine Entschädigung von Euch zu fordern, Madonna, vielmehr bin ich Euer Schuldner für alles, was etwa Gutes an mir ist, denn durch Euer Verdienst und durch die Liebe, die ich für Euch hegte, bin ich zu demselben gelangt. Daß ihr mich jetzt und hier mit Eurer Gegenwart ehret, ist mir mehr werth, als wenn mir noch einmal vergönnt wäre, alles aufzuwenden, was ich früher verschwendet habe. Aber freilich, Ihr werdet einen gar armen Wirth an mir finden.“

Hierauf führte Federigo die Damen in seinen Garten und bat sie, wegen seiner Armuth erröthend, sie möchten hier ihn erwarten, bis er das kleine Mahl, das er ihnen vorsetzen könne, besorgt habe. Als sich aber Federigo umsah, was er seinen Gästen vorsetzen solle, empfand er zum erstenmal den tiefsten Schmerz über seine Armuth. Ach, er, der einst so unzählige Menschen bewirthet hatte, fand jetzt nichts Köstliches, was er der Dame seines Herzens vorsetzen konnte, und besaß weder Geld, noch auch irgend ein Pfand, um es herbeischaffen zu können.

Er verwünschte sein Unglück; da fiel in seiner Angst und Noth plötzlich sein Auge auf die einzige Kostbarkeit, die ihm noch geblieben war, — auf den schönen Falken, der in dem Vorsaale ruhig auf seiner Stange saß. Er sah kein anderes Mittel, würdig die geliebte Frau zu bewirthen, der Falke war feist und wohlgenährt — und so ergriff er ihn schnell, erwürgte ihn und gab ihn der Magd, um ihn zu rupfen und sorgfältig zu braten. Hierauf wurde der Tisch mit einem weißen Tuche bedeckt, der Falke aufgetragen und mit freudigem Antlitz eilte Federigo zu der Dame und sagte ihr: der Imbiß sei bereitet, so gut als er ihn zu schaffen vermocht habe. Sie gingen herein; Federigo bediente die Dame mit großer Sorgfalt und der gute Falke wurde verzehrt. Nachdem sich Giovanna hierauf noch einige Zeit mit dem Ritter freundlich unterhalten hatte, glaubte sie, es sei nun Zeit, die Bitte, um deren Willen sie gekommen war, anzubringen. „Wenn Du,“ sagte sie, „Federigo, Deines frühern Lebens und meiner Zurückhaltung gegen Dich gedenkst, so wirst Du über meine Dreistigkeit erstaunen, sobald ich Dir sage, warum ich hierher gekommen bin. Hättest Du aber Kinder, so würdest Du wissen, wie groß die Gewalt der Liebe zu ihnen ist, und ich würde hoffen, daß Du die Bitte, welche ich an Dich wage, entschuldigen werdest. Obschon Du nun das Gefühl, dem ich gehorchen muß, nicht kennest, so bitte ich Dich doch, gegen meine eigene Ueberzeugung, gegen Pflicht und Herkommen, um ein Geschenk, welches Dir überaus theuer ist. Ach, ich begehre von Dir die einzige Freude, die einzige Lust, den einzigen Trost, den das feindliche Geschick Dir übrig gelassen hat, — Deinen Falken, Federigo, nach welchem mein Sohn so heftiges Verlangen trägt, daß ich glaube, es hängt von demselben die Wiederherstellung seiner Gesundheit, ja seine Rettung vom Tode ab. Darum bitte ich Dich, nicht bei Deiner Liebe, welche Dich zu nichts verpflichten soll, sondern, bei Deiner edlen Gesinnung:

es möge Dir gefallen, mir Deinen Falken zu schenken, damit ich durch diese Gabe meinen Sohn rette und ihn für immer Dir verpflichte."

Als nun Federigo das Begehren der Dame vernahm und sah, daß er dasselbe zu erfüllen nicht vermöge, begann er in ihrer Gegenwart heftig zu weinen und vermochte kein Wort zu sprechen. Giovanna glaubte, der Schmerz, sein letztes und liebstes Kleinod zu verlieren, presse dem Ritter die Thränen aus und war im Begriff ihre Bitte zurückzunehmen. Federigo aber bezwang endlich seinen Schmerz und sagte: „Madonna, seit es Gott gefallen hat, mein Herz in Liebe gegen Euch zu entzünden, habe ich vielfach die Ungunst des Glückes erfahren müssen, aber niemals habe ich einen so tiefen und heftigen Schmerz erfahren, als jetzt, — einen Schmerz, den ich niemals werde vergessen können. Ach, als ich reich war, würdigtet Ihr mich keines Blickes und nun kommt ihr in meine arme Hütte, um ein so geringes Geschenk von mir zu begehren, das Euch gewähren zu können, mein grausames Schicksal mir verweigert. Als Ihr mir gesagt hattet, daß Ihr mich würdigen wolltet, bei mir den Imbiß einzunehmen, glaubte ich, Euch das beste vorsetzen zu müssen, was ich besäße. Ich hatte nichts schöneres und kostbareres, als meinen Falken — Ihr habt ihn diesen Morgen auf Eurem Teller gehabt. Ich war so glücklich, daß ich Euch mein Liebstes hatte darbringen können und nun, da Ihr ihn lebend zu besitzen wünschet, bin ich so tief unglücklich, daß ich mich niemals werde beruhigen können." Nach diesen Worten ließ Federigo Federn, Klauen und Schnabel des Vogels bringen und zeigte sie der Dame.

Giovanna war gerührt und bewunderte die Größe der Seele, welche durch die Armuth nicht verringert worden war; aber in Worten tadelte sie den Ritter, daß er, um eine Dame zu speisen, ein so edles Thier getödtet habe. Besorgt um die Genesung ihres Sohnes, dem sie nun nicht Wort zu halten vermochte,

kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Der Knabe lebte nur noch wenige Tage, dann sah ihn seine Mutter mit unaussprechlichem Schmerze verscheiden. Eine Zeit lang blieb Giovanna in Gram und Thränen versenkt, dann aber drängten ihre Brüder, die sie dem Leben und der Freude wiedergeben wollten, in sie, sich wieder zu verheirathen, da sie noch jung sei und sich im Besitz eines so großen Vermögens befände. Obschon nun Giovanna sich nicht mit solchen Gedanken beschäftigt hatte, so dachte sie doch an Federigos hochherzige Gesinnung und treue Liebe, an ihn, der nicht nur seine ganzen Reichthümer, sondern noch zuletzt in seiner Armuth sein Liebstes und Bestes geopfert hatte, um ihr eine Ehre zu erzeigen, und darum sagte sie zu ihren Brüdern: „Zwar bliebe ich gern, wie ich bin, wenn Ihr aber wollt, daß ich mich nochmals vermähle, so werde ich gewiß niemals einen Andern zum Gatten wählen, als Federigo.“ Die Brüder verspotteten sie, daß sie einen Mann begehre, der nichts auf der Welt sein nenne. Aber Giovanna antwortete ihnen: „Wohl weiß ich, daß Federigo arm ist; aber ich will lieber einen Mann, dem Reichthum fehlt, als Reichthum, dem ein Mann fehlt.“ Die Brüder wußten, daß Federigo, obschon arm, doch ein edler und ehrenwerther Ritter sei und da sie nun sahen, daß Giovanna ihn liebe, so gönnten sie ihm die Schwester mit allen ihren Reichthümern. Federigo aber war glücklich im Besitz der vortrefflichen und tugendhaften Frau, die er so innig liebte; verwaltete, durch sein früheres Mißgeschick klug geworden, ihre Reichthümer mit weiser Sparsamkeit und lebte mit ihr froh und zufrieden bis an das Ende seiner Tage.

Der Herausgeber an die Leser.

Die vorstehenden Geschichten sind zum Theil schon in dem alten Volksbuche: „Schöne anmuthige Historien von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen, dem Leser kürzlich vor Augen gestellt wird“ — enthalten, zum Theil aber erst aus einem alten italienischen Werke, in welchem auch jene Erzählungen stehen, entnommen worden. Sie alle sind keinesweges als Beispiele zur Nachahmung hingestellt, sondern der Leser möge aus ihnen entnehmen, wie schwach einerseits das menschliche Herz sei und wie stark andererseits, um Schmerz, Qual, sogar Verachtung und Tod aus Liebe standhaft zu ertragen, und möge dann erst sorgfältig scheiden, was er sich zum Muster zu nehmen habe und was zu vermeiden.

Von dem Herausgeber und bei dem Verleger dieser Volksbücher erscheinen auch alle übrigen älteren Volksbücher (zunächst die Schildbürger, Melusine, Magelone, Kaiser Octavianus, die Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe, der hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda, die sieben weisen Meister, Dr. Faust, das Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, — Fierrabras, Tristan und Isalde, Pontus u. v. a.) so wie erst jetzt zusammengestellte (als Lieder in Lust und Leid, Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, von denen jedes eine Sammlung der schönsten älteren und neueren Lieder enthält, ferner Märchen, Fabeln u. s. w.). Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten geziert und wird für Zwei Groschen verkauft.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Volksbücher.

2.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



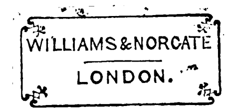
Alte und neue

Lieder

in

Leid und Lust.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.







Familien=Gemälde.

Mein Herr Maler, will er wohl
Uns abkonterfeien?
Mich den reichen Bauer Troll
Und mein Weib Mareien;
Jochen meinen ältsten Sohn,
Meine Töchter kennt er schon,
Greten, Urseln, Trinen,
Haben hübsche Mienen.

Mal' er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen,
Michel fährt ein Fuder Torf,
Viele Weiber spinnen.

Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf steht **renovatum,**
Jahreszahl und Datum.

In der Kirch' muß Sonntag sein,
Wir kommuniziren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier starken Stieren.
Wie am Werktag mal' er da,
Und in voller Arbeit ja,
Meine Töchter alle
Okkupirt im Stalle.

Mal' er, wie mir Hans das Heu
Auf den Heustall bringet
Und „Wach' auf mein Herz" dabei
Brummend vor sich singet.
Auf dem Feld von Waizen voll
Muß mein Sohn studiren,
Wie viel ich am Scheffel wohl
Könnte profitiren.

Bunte Farben lieb' ich, traun!
Sonderlich das Rothe;
Mach' er mich ein wenig braun,
Wie das Braun am Brote.
Meinem Weib, vergeß er's nicht,
Mal' er ein kreidweiß Gesicht,
Unsern dreien Rangen
Kirschenrothe Wangen.

Spar' er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Da er jetzt zween Thaler kriegt,
Hat er nicht zu klagen.
Auch die Tafel wird ja klein,
Nur zwölf Schuh breit soll sie sein.
Bald hätt' ich's vergessen,
Er kann bei uns essen.

Das Schalkslied.

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, so viel ich kann,
Aber's Nehmen, 's Nehmen,
's Nehmen steht mir nicht an.

Glaube, glaube, glaube nur fest,
Daß dich mein' Treue niemals verläßt,
Allzeit beständig, niemals abwendig
Will ich treu sein,
Aber gebunden, das geh ich nicht ein.

Hoffe, hoffe, hoffe mein Kind,
Daß meine Worte aufrichtig sind.
Ich thu dir schwören
Bei meiner Ehren,
Daß ich treu bin;
Aber's Heirathen, 's Heirathen,
Aber's Heirathen ist nie mein Sinn.

Zigeunerlied.

Gib, blanker Bruder, gib mir Wein,
Und laß die Hand mich sehn,
So will ich wahrhaft prophezeihn,
Was sicher wird geschehn.
Merk auf, es ist ein hohes Wort,
Und liegt viel Weisheit drin:
Sind vier und zwanzig Stunden fort,
So ist ein Tag dahin.

Sobald es Nacht geworden ist,
Sind alle Katzen grau,
Und wenn der Mann sein Weibchen küßt,
So küßt er seine Frau.
Ein jedes Paar das taufen ließ,
Kennt sich neun Monat schon,
Und wen man nach dem Vater hieß,
Der war des Vaters Sohn.

So oft man viele Trauben liest,
Geräth die Lese gut,
Und wer der Frau Pantoffel küßt,
Der hat nicht mehr den Hut.
Der dich um eine Wohlthat bat,
Der war ein armer Tropf,
Und der den ganzen Ochsen hat,
Hat auch den Ochsenkopf.

Darf man nicht hungern, so hat man
Zum wenigsten noch Brod,
Und wer noch Mädchen küssen kann,
Ist dasmal noch nicht todt.
Wenn in der Nuß das Kernchen fehlt,
Ist sie vermuthlich hohl.
Der, den das kalte Fieber quält,
Befindet sich nicht wohl.

Wenn aus dem Hähnchen nichts mehr braust,
Ist oft ein leeres Faß;
Und wo ein Dieb was weggemaust,
Vermißt man meistens was.
Wer vor der Nadelspitze flieht,
Bleibt nicht vor'm Degen stehn,
Und wer dem Affen ähnlich sieht,
Wird nie besonders schön.

Von Schüsseln, wo die Speise fehlt,
Wird leichtlich keiner satt,
Und wer das Land zum Wohnsitz wählt,
Der wohnt nicht in der Stadt.
Baust du von Brettern dir ein Haus,
So hast du keins von Stein,
Und ist des Sängers Liedlein aus,
Wird's wohl zu Ende sein.

Leichter Sinn.

Drei Wochen vor Ostern, da geht der Schnee weg,
Dann heirath't mein Schätzchen, dann hab' ich 'nen Dreck.

Treu hab' ich geliebet, was hab' ich davon?
Mein Schätzchen betrübet, das hab' ich zum Lohn!

Was hilft mir mein Grasen, wenn's Sichel nicht schneidt;
Was hilft mir mein Schätzchen, wenn's bei mir nicht bleibt.

Bald gras' ich am Acker, bald gras' ich am Rain,
Bald hab' ich ein Schätzchen, bald hab' ich auch kein'n.

Drei Rosen im Garten, drei Näglein im Wald,
Den Sommer ist's lieblich, den Winter ist's kalt.

Ein altes Paar Ochsen, ein' schwarzbraune Kuh
Das gibt mir mein Vater, wenn ich heirathen thu.

Gibt er sie mir nicht, so heirath' ich nicht,
So bleib' ich beim Schätzchen und sag' es ihm nicht.

Hab Hafer gedroschen, hab Linsen gesä't,
Hab manches schön Mädel im Tanze gedreht.

Im Wirthshause drüben, da stehet ein Tisch,
Da rappeln die Gläser, da trinken wir frisch.

In Ungarn, in Polen geht's lustig darzu,
Da tanzen die Jungfern, da klappern die Schuh.

Das ist alles Eins.

Wer ein Geld hat, der muß auch sterb'n,
Und wer keins hat, muß ja so verderb'n.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann ein Weib hab'n,
Und der keins hat, kann von Glück sag'n.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, steigert auch mit,
Und der keins hat, zahlt den Zins nit.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, der kann spekulir'n,
Und der keins hat, der kann nichts verlier'n,
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, der kann grob sein,
Und der kein's hat, der kann's auch sein.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, führt sein Weib aus,
Wenn er keins hat, führt's ein Andrer aus.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann Schlittaschen geb'n,
Und der keins hat, wadt im Schnee daneb'n.
Das ist alles Ein's, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann in's Theater fahr'n,
Und der keins hat, macht sich z'Haus 'nen Narr'n.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins,

Wer ein Geld hat, der ißt Ananas,
Und der keins hat, ißt 'nen Primsen=Kas.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann auf d' Börse gehn,
Und der keins hat, kann im Leihhaus stehn.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Wer ein Geld hat, kann an Wein sich lab'n,
Doch auch ohne Geld kann 'nen Rausch man hab'n.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins,
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Mancher Leckerbissen kann den Magen verderb'n,
Doch an Erdäpfeln wird g'wiß keiner sterb'n.
Das ist alles Eins, das ist alles Eins.
Ob wir Geld hab'n oder keins.

Kukkastenlied.

Raritete seyn zu sehn,
Schöne Raritete!
Soll sick aufmarschiere sehn
In die gruße Städte
Offizier und Musketier,
Schwarz Husarn und Grenadier;
Lauter schöne Leute!

Raritete seyn zu sehn,
Allzu rare Saken!
Wie die Leut' auf Köpfe gehn,
Und sick lustick maken:
Krumm und lahm und groß und klein,
Schöngeputzte Männerlein:
Präcktick an zu schaue!

Eine gruße Danzeplatz,
Mit viel Musikante,
Jeder da nimmt seine Schatz
'ok verknükt zu 'ante,
Tanzt und sprinkt, und kukt und lackt,
Daß davon der Boden knackt:
Wird mir angst und bange.

Raritete seyn zu sehn,
Auch das Paradiesel,
Ev' und Adam drinne gehn,

Munter wie ein Wiesel;
Und der Engel mit dem Schwert,
Wie er beide laufe lehrt!
Gruße Raritete!

Auk die Arke Noah soll
Sick hier präsentire.
Kribbli, wibbli, alles voll
Von vierfüßke Thiere;
Paar und Paar marschier sick ein,
Auk ßuleſt die auf zwei Bein:
Die Familie Noah.

Wie Madame Potiphar
Joseph will verführe,
Da sie ihm gar 'eftik droht,
Daß er sie scharmiere;
Aber Joseph eschappir,
Läßt die Rockeärmel ihr, —
Heut ßu Tag geht's anders!

Moses schwimmt durch's rothe Meer
Mit die Israelite,
Aber Pharao hinter her
Mit der ganze Schwiete;
Er will ihn gehaschet ha'n,
Und ersäuft mit Roß und Mann:
Ist gar schön ßu sehen!

Seht die gruße Goliath
Mit die Spieße, leider!

Und der kleine David hat
Nicks als eine Schleuder:
„Komm heraus du Hunsefott!“
Da rückt David seinen Spott,
Schmeißt die Kerl zu Boden.

David spielt vor Könick Saul
Auf der Harfe süße,
Aber Könick Saul nit faul
Greifet nach dem Spieße,
Will ihn nakel an der Wand:
O die gruße Unverstand
Thut mick sehr krepire.

Absalom, der arme Tropf,
Blieb am Eickbaum bummle;
Hätt' er ein Perück gehabt,
Konnt' er sick nock tummle;
Aber, ach! der arme Schurk!
Joab stak ihn durk und durk;
Mack nit mit ihm tausche!

Ei, du schöne Bathseba,
Bist gar sehr in Nöthen!
Husch, ist Könick David da,
Ihre Majästeten;
Sie muß folken in der Still
Alle Schritte, wie er will,
Die Amur ßu macke.

Ei, wie krickt Philister-Bein
Solke lange Hacke!
Herr von Simson hinterdrein,
Klopft sie auf die Nacke;
Mit der Esels-Kinneback
Gibt er ihne Schlack auf Schlack,
Daß sie purzle, käkle.

Kopf im Sack und Sack im Kopf,
Mamsel Judith schicket,
Sack im Kopf und Kopf im Sack,
Wie man hier erblicket.
Kurios Possirlickeit!
Kommt ßu mir, ihr lieben Leut,
Jeder gibt ein Gröschel:
Sollt in Kaste-kuke!

Michel.

Ich weiß nicht, ob ich darf trauen
Michel meinem großen Knecht;
Denn ich merk', bei meiner Frauen
Ist der Schlingel eben recht.
Sie setzt ihm oft mein Mützchen auf,
Und küßt ihn noch wohl oben drauf. — —
Das sind freilich ganz unschuldige Späße; indessen
Taugt's doch nicht und ist nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn sie bleichet in dem Garten,
Oder Zeug gewaschen rein,
Muß ihr Michel stets aufwarten,
Und allzeit der nächste sein.
Das kränket mich in's Herz hinein,
Daß Michel soll mein Schwager sein.

Ich habe zwar sonst gegen seine Schwagerschaft nichts auszusetzen, denn er ist ein tüchtiger Kerl; indessen

Taugt's doch nicht und ist nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Als ich neulich von der Reise
Kam um späte Mitternacht,
Hatte sich nach alter Weise
Michel zu der Frau gemacht;
Und als ich wollt' hinein zu ihr,
Stand Michel vor der Kammerthür.

Der Teufel kann wissen, ob der Kerl heraus oder hinein wollte; indessen

Taugt's doch nicht und ist nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn der Pfarrer sie im Garten
Nicht auf andre Wege bringt,
Wird man's sehn und nicht vermuthen,
Was für Unheil draus entspringt;
Und eh' sie sich's 'mal werden versehn,
So werd' ich vor der Kammerthür stehn,

Und werde sagen: Kinder, um Gotteswillen, laßt doch die dummen Streiche bleiben, denn es

Taugt doch nicht und ist nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Merkt euch das, ihr Junggesellen,
Die ihr einst heirathen wollt:
Michel pflegt sich einzustellen,
Ist ihm nur die Frau erst hold;
Drum nehmt euch einen solchen Knecht,
Der krumm und bucklich, schief und schlecht.

Ich will grade nicht sagen, daß solche Knechte zur Arbeit die besten sind; indessen

Taugt's doch nicht und ist nicht recht,
Daß meine Frau nicht leben kann
Ohne Michel, ihren Knecht.

Das Fräulein und der Gärtner.

„Guten Tag, Herr Gärtnersmann,
Haben Sie Lavendel,
Rosmarin und Thymian,
Und ein wenig Quendel?" —

Fräulein, ja das haben wir
Draußen in dem Garten,
Wollen Sie so gütig sein
Und ein wenig warten?

Bursche! hol den Sessel her
Mit den goldnen Spitzen!
Fräulein wird doch müde sein
Und ein wenig sitzen.

Bursche! geh in Garten 'naus,
Hol' ein wenig Quendel:
Nimm dich aber wohl in Acht,
Daß nit tappst in's Ländel.

Der Zitterspieler.

Peter, der die Zitter spielt,
Sang vor seiner Schönen,
Was er hoffte, wünscht' und fühlt',
Hier in sanften Tönen,
La, la, la, la, la, la. :,:

Find' ich einmal dich allein,
Wie will ich dich küssen,
Doch, das bitt ich dich gar fein,
Laß es niemand wissen.
La, la, :,:

Mädchen-Engel, schön und gut,
Wenn ich dich erzürne,
Aber mein Verzeihen ruht
Ja auf deiner Stirne.
La, la, :,:

Darum sei es kühn gewagt,
Höre, wie ich's meine,
Jüngstens hat man mir gesagt,
Du schliefst ganz alleine.
La, la, :,:

Aber Furcht und Grauen kann
Deine Ruh verscheuchen;
Nimm mich zur Gesellschaft an,
So soll beides weichen.
La, la. :,:

Welch ein Glück bei dir zu sein,
Reizende Jeanette!
Komm, mein Schiffchen wartet dein,
So wie Tisch und Bette.
La, la, :,:

Schöner als das schönste Kind,
Das der Lenz geboren,
Zärtlich, treu und gut gesinnt,
Ganz zur Lieb' erkoren.
La, la, :,:

Sieh, wie ich voll Sehnsucht hier
Und voll Angst mich quäle,
O! entriegle deine Thür,
Gute, liebe Seele. —
La, la, :,:

Freund, ach wie gefiel sie mir,
Da ich sie genommen;
Jetzund aber hat sie dir
Einen Kropf bekommen.
La, la, :,:

Nun ich gehe, willst auch du
Eine Gattin wählen,
O! so kann ich dir hierzu
Meine Frau empfehlen.
La, la, la, la, la, la. :,:

Schneiderlied.

Die Schneider gaben ein Gastgebot
Und waren alle froh;
Da aßen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Einen halben gebratenen Floh.

Und als sie nun gegessen,
Da waren sie voller Durst;
Da tranken ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Aus einem Fingerhut.

Und als sie nun getrunken,
Da waren sie voller Tanz;
Da tanzten ihrer neune,

Ja neunmal neunzig neune,
Auf einem Kartenblatt.

Und als sie nun getanzet,
Da waren sie voller Schlafs;
Da schliefen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Auf einem Halmen Stroh.

Und als sie nun so schliefen,
Da raschelt eine Maus;
Da sprangen ihrer neune,
Ja neunmal neunzig neune,
Zum Schlüsselloch hinaus.





Der Flug der Liebe.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

's gibt keine Stund' der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht,
Und an dich denkt,
Daß du mir tausend mal
Dein Herz geschenkt.

Liebesgruß aus der Ferne.

Sind wir geschieden,
Und ich muß leben ohne dich,
Gib dich zufrieden,
Du bist mein einz'ges Licht.
Bleib mir beständig,
Treu, unabwendig:
Mein letzter Tropfen Blut,
Sei dir, mein Engel, gut.

Ich will indessen,
Mein Engel und mein Kind,
Dein nicht vergessen,
Du liegst mir in dem Sinn.
Die Zeit wird's fügen,
Daß mein Vergnügen
Nach überstand'ner Pein
Wird desto größer sein.

Weht, weht, ihr Winde,
Und bringt mir einen Gruß,
Von meinem schönsten Kinde,
Um das ich trauern muß.
Küßt ihr die Wangen,
Sagt mein Verlangen,
Bringt ihr die Botschaft mein:
Ich leb' und sterbe dein.

Flieht, flieht, ihr Lerchen,
Ueber Berg und über Thal,
Grüßt meine Schönste
Viel hunderttausendmal;
Flieht in den Garten,
Thut meiner warten,
Allwo die Treue blüht,
Ich leb' und sterb' vergnügt.

Der Tannenbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenn's friert und schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter!

O Mädelein, o Mädelein, wie falsch ist dein Gemüthe!
Du schwurst mir Treu' in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehst du zurück.
O Mädelein, o Mädelein, wie falsch ist dein Gemüthe.

Die Nachtigall, die Nachtigall, nahmst du dir zum Exempel!
Sie bleibt so lang' der Sommer lacht,
Im Herbst sie sich von dannen macht.
Die Nachtigall, die Nachtigall, nahmst du dir zum Exempel!

Der Bach im Thal, der Bach im Thal, ist deiner Falschheit
Spiegel!

Er strömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verschließt.
Der Bach im Thal, der Bach im Thal, ist deiner Falschheit Spiegel!

Laß rauschen Lieb', laß rauschen.

Ich hört' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' die Lieb' verlor'n.

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht' nicht, wie es geh',
Ich thät mein' Lieb' vertauschen
In Veilchen und in Klee.

Du hast ein Mägdlein worben
In Veilchen und in Klee,
So steh' ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh.

Ich hör' ein Hirschlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Wald,
Ich hör' mein Liebchen klagen,
Die Lieb' verrausch' so bald.

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich weiß nicht, wie mir wird;
Die Bächlein immer rauschen,
Und keines sich verirrt.

Die Hoffnung.

Wenn die Hoffnung nicht wär',
So lebt' ich nicht mehr,
Denn die Hoffnung allein
Kann lindern die Pein.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Wenn Sturm und auch Wind
Den Schiffmann greift an,
Und so denkt er dabei,
Daß die Hoffnung noch sei.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Ich will ja gern sterben,
Den Himmel erwerben,
Und so denk' ich dabei,
Daß die Hoffnung noch sei.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

Im Winter muß man
Große Kälte ausstahn,
Und im Sommer da ist's
Eine grausige Hitz'.
Und wie ging es denn hin, und wie ging es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'!

In der Fremde.

Kommt ein Vöglein geflogen, setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
Hat 'nen Zettel im Guschel, und vom Dirnel 'nen Gruß.

Und ein Büchsel zum Schießen und ein Straußring zum Schla'n,
Und ein Dirnel zum Lieben muß ein flotter Bursch ha'n.

Hast mich allzeit vertröstet auf die Sommerezeit.
Und der Sommer ist kommen und mein Schätzel ist weit.

Daheim ist mein Schätzel, und in der Fremd' bin ich hier,
Und es fragt halt kein Kätzel und kein Hundel nach mir.

Lieb' Vöglein, flieg weiter; nimm 'nen Gruß mit und Kuß,
Denn ich kann dich nicht begleiten, weil ich hier bleiben muß!

Botschaft.

Wann du zu mein'm Schätzel kommst,
Sag': Ich ließ' sie grüßen;
Wann sie fraget, wie mir's geht?
Sag': auf beiden Füßen.

Wann sie fraget: ob ich krank?
Sag': ich sei gestorben;
Wann sie an zu weinen fangt,
Sag': Ich käme morgen.





Weihnachtslied für Kinder.

Von Luther.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr.
Der guten Mähr bring' ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist das Kindlein heut gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein so zart und fein;
Das soll eu'r Freud' und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ unser Gott,
Der will euch führ'n aus aller Noth.

Er will eu'r Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewigleich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein so schlecht.
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deß laßt uns Alle fröhlich sein,
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu sehn, was Gott uns hat bescheert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Merk auf mein Herz, und sieh dort hin,
Was liegt doch in dem Krippelin?
Weß ist das schöne Kindelein?
Es ist das liebe Jesulein.

Sei hoch willkomm, du edler Gast!
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst in's Elend her zu mir:
Wie soll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding',
Wie bist du worden so gering,

Daß du da liegst auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Esel aß?

Und wär' die Welt vielmal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit:
So wär' sie doch dir viel zu klein,
Zu sein ein enges Wiegelein.

Der Sammet und die Seiden dein,
Das ist grob Heu und Windelein.
Darauf du, König so groß und reich,
Herprangst, als wär's dein Himmelreich.

Daß hat also gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir,
Wie aller Welt, Macht, Ehr' und Gut
Vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

Ach mein herzliebes Jesulein,
Mach' dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daß nimmer ich vergesse dein.

Davon ich allzeit fröhlich sei.
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne schon,
Mit Herzenslust den süßen Ton.

Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn!
Deß freuen sich der Engel Schaar,
Und singen uns solch's neues Jahr.

Vergnügsamkeit.

Von Opitz.

Wohl dem, der weit von hohen Dingen,
Den Fuß stellt auf der Einfalt Bahn;
Wer seinen Muth zu hoch will schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des starken Donners mehr berührt;
Wer weit will, fällt oft aus den Wegen,
Und wird durch seinen Stolz verführt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Auf großer See sind große Wellen,
Viel Klippen, Sturm und harter Wind;
Wer klug ist bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Hat Phyllis gleich nicht Gold und Schätze,
So hat sie doch was mir gefällt;
Womit ich mein Gemüth ergetze,
Wird nicht erkauft um Gut und Geld.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Man steht bei reicher Leute Pforte
Sehr oft und kömmt doch selten ein;
Bei ihr bedarf es nicht der Worte,
Was ihr ist, ist nicht minder mein.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Glänzt sie gleich nicht mit theuren Sachen,
So glänzt doch ihrer Augen Licht;
Gar Viel' muß Hoffahrt schöne machen,
Ihr schlichter Schein betrügt mich nicht.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Ist sie gleich nicht von hohem Stande,
So ist sie dennoch aus der Welt;
Hat sie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie selbst ist mir ein weites Feld.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Wer will, mag in die Lüfte fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit;
Ich lasse mich an dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut,
Und lobe billig meinen Sinn,
Und meine schöne Schäferin.



Frauenlob.

Von Paul Gerhard.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist vielmehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu.
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit,

Sie nimmt sich seines Kummers an
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

Die Woll' und Flachs sind ihre Lust,
Was hierzu dient, ist ihr bewußt,
Ihr Händlein greifet selbst mit zu,
Hat öfters Müh und selten Ruh.

Sie ist ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer;
So schafft auch sie aus allem Ort,
Und setzet ihre Nahrung fort.

Sie schläft mit Sorg', ist früh heraus,
Gibt Futter, wo sie soll, im Haus,
Und speist die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Diensten ist gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden fest,
Und strecket ihre Arm' auf's best',
Ist froh, wenn wohl von Statten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze steht.

Wenn andre löschen Feu'r und Licht,
Verlöscht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, setzt sich hin,
Und schämt sich nicht, daß sie ihn spinn',

Ihr Finger faßt die Spindel wohl,
Und macht sie schnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Ist gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgesind,
Ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, sie strickt, sie wirkt mit Fleiß
Macht Decken nach der Künstler Weis',
Hält sich selbst sauber; weiße Seid',
Und Purpurfarbe ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt.
Er geht, steht und sitzt oben an,
Und was er thut, ist wohlgethan.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist
Ihr' Ehr' ist, daß sie ist gerüst'
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt

Sie öffnet ihren weisen Mund,
Thut Kindern und Gesinde kund
Des Höchsten Wort, und lehrt sie fein
Fromm, ehrbar und gehorsam sein.

Sie schauet, wie's im Hause geht,
Und wie es hier und dorten steht;
Sie ißt ihr Brod, und sagt dabei
Wie so groß Unrecht Faulheit sei.

Die Söhne, die ihr Gott bescheert,
Die halten sie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann der lobt sie spät und früh
Und preiset selig sich und sie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart an Leib und stolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehst wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was ist's doch, schön und lieblich seyn?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht',
Sind wie ein schönes helles Licht,
Sie bringen bis zur Himmelspfort'
Und werden leuchten hier und dort.

Vertrauen auf Gott.

Von Paul Gerhard

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Deß, der der den Himmel lenkt
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn,
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt:
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel

Gott nicht zurücke gehn;
Was er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Wo dich der Kummer plagt,
Mit großer Gnade rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!

Auf! auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß du nur walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath,

Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Frag' er doch nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'sten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron,
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
Mit aller unsrer Noth,
Reich' uns die Vaterhände
Und laß bis in den Tod,
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein;
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gewalt der Liebe.

Von Gryphius.

Keine Lieb' ist's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund kracht,
Ob durch schwarze Lüfte dringet
Der entbrannten Strahlen Macht.
Keiner Thaten Wunderwerke
Dämpfen treuer Liebe Stärke.

Spannt der Tod schon seinen Bogen,
Steckt er Trauerfackeln an,
Sie hat ihre Sehn' gezogen,
Der nichts widerstehen kann.
Ihre Glut brennt, wann wir Erden
Und zur Handvoll Aschen werden.

Wenn die Hölle sich erschüttert,
Und mit Ach und Folter schreckt,
Und der Angsten Angst sich wittert,
Wird ihr Eifer mehr entsteckt. (entzündet)

Lieb' ist nichts, denn Glut und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feu'r zusammen.

Laßt die stolzen Wellen toben,
Schäumt, ihr Meere! braust und schmeißt,
Wenn der strenge Nord von oben
In des Salzes Fluten reißt;
Wird doch Wind- und Wasserskämpfen
Nicht den Brand der Liebe dämpfen.

Lieb' ist, der nichts gleich zu schätzen,
Wenn man alles Gold der Welt,
Gleich wollt' auf die Wage setzen:
Lieb' ist, die den Ausschlag hält.
Lieb' ist, trotz der Silberhaufen,
Nur durch Liebe zu erkaufen.

Liebeserklärung eines Helden.

Von Gryphius

Bisher hat sich der Kreis der Erden
Ob meiner muntern Faust entsetzt,
Weil mich nur Blut und Tod ergetzt.
Wer noch in's Licht gebracht soll werden,
Wird, sind gleich tausend Jahr verschwunden,
Mit Schrecken hören, was für Wunden
Mein starker Arm zur Beut' austheilte,
Mein Arm, dem es nicht nicht einmal feilte. (fehlte)

Die mit besteinten Kronen prangen,
Die schätzen sich für mehr denn groß;
Wenn ihr hoch aufgeführtes Schloß

Könnt' jemals mein Gesicht erlangen;
Sie hielten, wenn ich nur erschienen,
Für Ehr und Wonne, mir zu dienen.
Wenn ich die Kling' je hab' erschüttert,
Hat der bereifte Nord gezittert.

Mich hat nicht Stahl, nicht Glut gehemmet
Ich hab' in Flammen, Dampf und Tod,
Das Roß, erhitzt von Staub und Koth,
In meiner Feinde Blut geschwemmet;
Stand oft mit Leichen ganz umschanzet,
Wenn man Karthaunen auf mich pflanzet',
Und lachte, wenn mit funfzig Heeren
Man mich allein nicht konnt' erwehren.

Nun aber, nun bin ich bestricket,
Mein Herz brennt wie Vesuvus pflegt,
Wenn er mit Flammen um sich schlägt,
Nun ich dich, schönes Bild, erblicket.
O Göttin, der man nichts kann gleichen,
Umkränze meine Siegeszeichen.
Nimm an, das Opfer, das ich bringe,
Vergönne mir, wonach ich ringe!

Ach, Süße, neige dein Gesichte
Auf den, der vor dir niederfällt!
Es sieht nach mir die große Welt,
Ich sehe nur nach deinem Lichte.
Man wird nicht so viel Lorbeer'n finden,
Als nöthig, um mein Haupt zu winden;
Doch will ich ihren Schmuck verhöhnen,
Wenn du mich willst mit Myrten krönen.



Der Tod.

Von Lessing.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern, bei dem Saft der Trauben, —
Bildet euch mein Schrecken ein! —
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
„Fort! du theurer Bacchusknecht!
„Fort, du hast genug gezecht!"

„„Lieber Tod,"" sprach ich mit Thränen,
„„Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich?""

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd trank er's auf der Base,
Auf der Pest Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Droh'n erneuet:
„Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du," spricht er, „los zu sein?"

„„Tod!"" bat ich, „„ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür."" —

„Gut, wenn das ist, magst du leben!"
Ruft er. „Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt
Und des Trinkens müde bist." —

O wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neugeboren!
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben!
Ewig! denn beim Gott der Reben,
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreu'n!

Die Küsse.

Von Lessing.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit dem Küssen nur noch spielt
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß!

Männerkeuschheit.

Von Bürger.

Wer nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und sproßt empor
Wie auf der Wies' ein schlankes Rohr;
Und lebt und webt der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt seinen Feuergeist,
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel seinen Adlerschwung.

Dort taucht er sich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht, und wägt, und mißt,
Was schön, was groß und herrlich ist,
Und stellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein krystallner Schattenquell.
Sein Antlitz strahlt, wie Morgenroth;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt.
Denn er schnellt aus, wie Federstahl;
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt.

Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich Alles neigt!

Die edelsten der Jungfrau'n blüh'n,
Sie blüh'n und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkiest!
O Selige, die sein genießt!

Die Fülle seines Lebens glänzt
Wie Wein, von Rosen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an seiner Brust,
Berauscht sich draus zu Lieb' und Lust.

Frohlockend blickt sie rund umher:
„Wo sind der Männer mehr, wie Er?"

Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie spottet dein.
Nur er nimmt Bett und Busen ein.

Sie steht und fodert auf umher:
„Wo ist, wo ist ein Mann wie Er?“
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürst mit Ehr' und Gold.

Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und sie mit Blumen schwanger geht:
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib,

Die alle blüh'n, wie Sie und Er;
Sie blüh'n und duften um ihn her,
Und wachsen auf, ein Zedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —

So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geschlecht, das dem entsprießt,
Der nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß.

Täglich zu singen.

Von Claudius.

Ich danke Gott, und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheeret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!

Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Ein Lied hinter'm Ofen zu singen.

Von Claudius.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seeen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Der Frühling am ersten Maimorgen.

Von Claudius.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren;

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,

Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen.

Die Schiffahrt.

Von Overbeck.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich! —
O, wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende,
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren, wir fuhren auf Wellen,
Da sprangen die Wasser, die hellen,
Die silbernen Fische herauf;
Wir fuhren und fuhren durch Auen,
Da ließen die Blümchen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen
Und hatten des Scherzes nicht Rast;
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
O! Herzenserwählte, o! sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,
Und setze mich neben dir nieder
Und schiffe durch's Leben mit dir!

Aufmunterung zur Freude.

Von Hölty.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;

Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh!

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Lebenspflichten.

Von Hölty.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal

Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben;
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Trost.

Von Novalis.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer
Und schwere, bitt're Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm;
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm. —

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir, zu Muth;
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am weh'sten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lag
Ihn zärtlich in die Arme zieh'n.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlor'st, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.



Würde der Frauen.

Von Schiller.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.

Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,

Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber wie, leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Das Lied von der Glocke.

Von Schiller.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seid zur Hand
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,

Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes-Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße

Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebr schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,

Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,

Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn,
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer.
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:

Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Verdankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!

Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

Heulend kommt der Sturm geflogen,

Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber wie, leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht.
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Das Lied von der Glocke.

Von Schiller.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seid zur Hand
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,

Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes-Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße

Die schwarzen uud die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebr schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,

Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,

Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn,
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer.
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:

Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Verdankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!

Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß! —
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sä'mann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,

Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimat=Hütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,

Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen

Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen

Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben

Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Reiterlied.

Von Schiller.

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen!
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste!
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß;
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt:
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Worte des Glaubens.

Von Schiller.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.



An den Mond.

Von Göthe.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,

Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Der Rattenfänger.

Von Göthe.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereis'te Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nöthig hat;
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele;
Von allen säub'r ich diesen Ort,
Sie müssen mit einander fort.

Dann ist der gut gelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die gold'nen Mährchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinter drein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde;
Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.

Schäfers Klagelied.

Von Göthe.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch Alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Willkommen und Abschied.

Von Göthe.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Jägers Abendlied.

Von Göthe.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Wahrer Genuß.

Von Göthe.

Umsonst daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß dir schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir:
Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gib dich selbst dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön, und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt, wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling! dieses heißt genießen,

Sei klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

Heidenröslein.

Von Göthe.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.



Zuversicht.

Von Tieck.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern';
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht!
So geh und such' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht —
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit!
Ist doch der Himmel blau;
Es wechselt Freude stets mit Leid —
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jeglich Herz bekommt das Sein',
Wenn es nur emsig sucht.

Einsamkeit.

Von Tieck.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet
Und Zukunft ihren Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde, wie die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.

Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Mißverständniß von ihm abgewandt,
Dann muß der Mensch sich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus seinem Vaterland,
Und keine Stätt' ist ihm, kein Heil geblieben;
Er ist von Tempel, Weib und Kind verbannt,
Wohin er schaut, ist ihm die Welt getrennt,
Und feindlich dräut ihm selbst das Element.

Dann fühlt das Herz den Todesdruck der Schwere,
Und um sich ausgestorben die Natur;
Rings Einsamkeit und dunkle wüste Leere
Zieht sich durch Thal und Wald und grüne Flur;
Die Freunde waren, stehn im Feindesheere;
Der wilde Haß verfolget seine Spur;
Die inn're Liebe strebt emporzuflammen,
Doch drückt die schwarze Nacht das Licht zusammen.

Dann bin ich fern im Tode fest verschlossen;
Ich höre keinen Ton, der zu mir dringt,
Und Freud' und Schmerz sind aus der Brust geflossen,
Die in sich selbst in tiefsten Aengsten ringt;
Auch kein Erinnern deß, was sie genossen,
In ihrer tauben Leere wiederklingt;
Und höhnend ruft der inn're böse Feind:
Genüge dir, so wie du sonst gemeint!

Ich bin gefangen, seufzt die arme Seele,
Bedarf wohl deren, welche mich verstehn;
Doch wenn ich mich so stumm verlassen quäle,
So muß ich in mir selbst zu Grunde gehn.

Was frommt es, wenn ich dir den Wunsch verhehle?
Ich muß mein Licht in andern Augen sehn!
Mit jenen eins, bin ich von dir befreiet,
Mit mir allein, bin ich mir selbst entzweiet.

Mit ihnen seh ich, die mir abwärts neigen,
Die von der todten Welt sich schon geschieden,
Und die ich selig fühlte stets mein eigen;
Von Wald und Flur und Thal bin ich vermieden,
Die Blumen wollen sich nicht freundlich zeigen,
Die Sterne gönnen mir nicht mehr den Frieden;
Natur, die heil'ge, zieht sich weit zurücke,
Ich flehe wohl, sie sieht nicht meine Blicke.

Das Unsichtbare, das ich in mir hegte,
Die alte Zeit, die Liebe zu dem Hohen,
Der Glaub' an Kunst, den ich so innig pflegte,
Ist Alles mit der Liebe weit entflohen;
Was herzlich sich mir an die Seele legte,
Wird sichtbarlich und will mir furchtbar drohen:
O Jammer! was ich ewig stets genannt,
Steht wild und zeitlich vor mir hingebannt!

Versteinert sieht es starr mir in die Blicke,
Was geistersüß die Seele quillend stillte;
In Steinen liegt umher mein kindlich Glücke,
Was sonst in schnellen Blitzen sich enthüllte;
Die liebsten Kinder können nicht zurücke,
Das Mutterherz verstummt, und an dem Bilde
Erstarrt es selbst und wird zu wildem Stein;
Die tiefe Trau'r sinkt in sich selbst hinein.

Wenn dann die Seele hat den Fels empfunden,
Druckt sie durch alle Sinnen, wie sie zürne.
Im Herzen werden Schmerzen dann entbunden,
Die Augen saugen Fluthen aus der Stirne,
Und in den Thränen bluten alle Wunden;
Voll Mitleid neigen wieder die Gestirne;
In ew'gen Schmerz verstummet das Verheerende,
Es löscht der Strom das Feuer, das verzehrende.
Belebt die Ewigkeit sich, die verklärende.

Des Knaben Berglied.

Von Uhland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Bliz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Lied eines Armen.

Von Uhland.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Aeltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
Ich seh' die goldne Saat!
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

Einkehr.

Von Uhland.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Tragische Geschichte.

Von Chamisso.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing;
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.



Inhalt.



Wie ein Schildbürger sein Söhnlein zur Schule bringt

Von diesen Volksbüchern, deren jedes für:

2 Groschen

verkauft wird, sind bereits erschienen:

Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther. Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe.

Der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten.

Geschichte von der edlen und schönen Melusina rc.

In der Folge erscheinen: Magelona, Kaiser Octavianus, die Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe, der hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda, die sieben weisen Meister, Dr. Faust, das Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, — Fierabras, Tristan und Isalde, Pontus, — Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, — Märchen, Fabeln u. s. w.

Volksbücher.

3.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geschichte
von der
edlen und schönen Melusina,
welche ein Meerwunder und des Königes Helmas
Tochter war.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte
von
der edlen und schönen
Melusina,
welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

Raimund, des Grafen vom Forst Sohn, kommt an den Hof des Grafen Emmerich von Poitiers.

Zur Zeit da König Otto in Frankreich herrschte, war zu Poitiers ein Graf Emmerich, ein gelehrter und besonders in der Sternkunde sehr erfahrner Herr, der sogar zukünftige Dinge vorauszusehen verstand. Dabei war er reich an Gütern und ein großer Freund der Jagd. Er hatte nur einen Sohn, Bertram, und eine Tochter, Blaniferte, welche er beide herzlich liebte. Nun waren in Poitiers viele große Waldungen und darunter eine, welche der Kürbißforst genannt wurde. In diesem lebte ein Graf, gewöhnlich der Graf vom Forst genannt; derselbe war reich an Kindern, aber arm an Gütern, dabei ein weiser und ehrenwerther Herr. Er lebte bescheiden und mit dem Wenigen, was er besaß, gut haushaltend; wurde daher von Jedermann hoch und werth gehalten. Dieser Graf war auch aus dem Geschlechte derer von Poitiers, führte mit dem vorhin genannten Grafen gleiches Wappen und Schild und war dessen Mutter Bruder. Der Graf Emmerich von Poitiers nahm sich seines Herrn Vetters Armuth und viele Kinder zu Herzen und gedachte,

wie er ihm in Etwas beistehen und ihn der Sorge für eines seiner Kinder entheben könne. Als er daher einstmals ein großes Fest gab, lud er zu demselben auch den Grafen vom Forst, welcher auch sammt seinen drei Söhnen erschien. Der Graf von Poitiers empfing seine Gäste sehr freundlich, betrachtete die drei jungen Herren genau und faßte besonders zu dem jüngsten von ihnen, welcher Raimund hieß, eine herzliche Zuneigung. Er sprach daher zu dem Grafen vom Forst: „Mein lieber Herr Vetter, ich sehe wohl, daß Ihr viele Kinder habt und mit Sorge wegen deren Erziehung überhäuft seid; darum bitte ich Euch Ihr wollet mir von Euren Söhnen Einen übergeben, damit ich denselben als mein eigenes Kind hege.“ Der Graf vom Forst stimmte seinem Vetter bei und überließ ihm selbst, welchen von seinen Söhnen er wählen wolle. Graf Emmerich wählte den jüngsten, als denjenigen, welcher ihm am besten gefiel, und der Graf vom Forst dankte ihm für Alles, was er an seinem Kinde thun wolle und gab ihm Raimund, welcher ein Jüngling von angenehmer Gestalt und adeligen Tugenden war. Das Fest des Grafen von Poitiers währte drei Tage, und darauf empfahl sich der Graf vom Forst mit seinen beiden ältern Söhnen und schied nicht ohne Rührung und Wehmuth von Raimund, der zurück blieb und seinem edlen Herrn Vetter auf jede Art und besser als sonst Wer in seinem Gefolge zu dienen bemüht war. Graf Emmerich gewann ihn auch immer mehr lieb und behandelte ihn mit großer Auszeichnung vor seinem ganzen Hofgesinde.

Raimund tödtet unversehens den Grafen von Poitiers und erhebt große Klage.

Einstmals war der Graf mit Raimund und vielen Dienern seiner Gewohnheit nach auf der Jagd und wollte einen Eber, welchen die Hunde aufgejagt hatten, erlegen. Der Eber verletzte aber viele der Hunde mit seinen Hauern und floh in den Wald.

Da nun ereignete es sich, daß der Graf in der Hitze der Verfolgung mit Raimund, der nicht von seiner Seite wich, von den übrigen Jägern sich verlor und im Walde verirrte. Bereits war die Nacht hereingebrochen und der Mond schien hell. „Herr Vetter, sagte Raimund, da wir nun in der Nacht von unsern Leuten abgekommen und die Hunde verloren haben, so möchte es wohl rathsam sein, daß wir einen Ort aufsuchten, wo wir die Nacht über bleiben könnten.“ „Da der Himmel gestirnt ist und der Mond hell scheint, meinte der Graf, so können wir Deinen Rath wohl befolgen.“ Also ritten sie gerade durch den Wald und trafen auch endlich nach manchen Beschwerlichkeiten auf einen wohlgeebneten Weg, der schien dem Raimund nach Poitiers zu führen, und auf ihm ritten sie daher fort, in Hoffnung, vielleicht auf das Jagdgesinde zu stoßen. Graf Emmerich aber blickte gen Himmel, sah das schöne Gestirn der Nacht und die Planeten und betrachtete sie nach seiner großen Wissenschaft. Plötzlich aber seufzte er tief und sagte: „O Gott, wie groß und unbegreiflich sind Deine Wunder! Wie mag doch die Natur im Widerspruch mit sich selbst einen Mann hervorbringen, der durch Uebelthun zu Macht und Ehren kommt, während es doch unziemlich ist, daß ein Missethäter geehrt werde. Komm herzu, mein Sohn, fuhr er zu Raimund gewendet fort, ich will Dir große Wunder und unerhört seltsame Dinge zeigen.“ Raimund fragte, was es wäre, das er ihm zeigen wolle, und der Graf sagte: „Ich sehe am Himmel, daß in dieser Stunde Einer seinen Herrn tödten und selbst ein so gewaltiger und hochgeehrter Herr werden wird, als keiner seiner Freunde gewesen ist.“ Raimund schwieg still; nachdem aber Beide noch eine Strecke Weges geritten waren, trafen sie ein Feuer, welches Hirten im Walde angemacht und verlassen hatten. Sie stiegen von den Pferden und legten Holz auf das Feuer, um sich zu wärmen, denn die Nacht war sehr kalt. Während sie so beschäftigt waren,

hörten sie Etwas durch das Holz brechen; Raimund griff nach seinem Schwert und Graf Emmerich faßte seinen Jagdspieß. Es war auch hohe Zeit, denn ein großer Eber kam mit wildem Schnauben auf sie zu. „Schonet Eures Lebens, rief Raimund, und steiget auf einen Baum.“ Der Graf aber sagte: „Da sei Gott vor, daß ich jemals vor solch einem Thiere die Flucht ergriefe.“ Damit hielt er den Jagdspieß vor sich und ging dem Schwein entgegen; dieses aber schlug den Stoß ab, verwundete sich nur leicht und warf den Grafen zu Boden. Raimund sprang schnell herzu, nahm den Spieß des Grafen und wollte den Eber erlegen, in Meinung, seinen Herrn zu retten. Er stieß, fehlte und durchbohrte des Grafen Brust. Zwar zog er schnell die Waffe zurück und that noch einen Stoß gegen den Eber, der auch durch denselben gefällt ward, als er sich aber darauf zu seinem Vetter wandte, fand er den edlen Herrn in seinem Blute liegend und vernahm nur noch sein letztes Todesröcheln. Da begann Raimund bitterlich zu weinen, rang die Hände, raufte sein Haar und rief: „O falsches, treuloses Glück! Nur darum hast du mir einmal gelächelt, um mich nun in so großen Jammer, so endloses Herzeleid zu stürzen. An Leib und Seele, Ehre und Gut hast du mich verderbt! Wär ich nur auch todt und könnte mit meinem lieben Herrn und Vetter begraben werden, denn ich finde doch auf Erden nicht Trost und Ruhe mehr! So lang ich lebe, wird man mich in dem Argwohn haben, ich habe in schnödem, schändlichem Undank mit Fleiß meinen theuern Herrn getödtet und meuchlings ermordet! Die Bäume im Walde wenden in Abscheu ihre Aeste von mir ab, die Luft hütet sich mich anzuhauchen, die Sonne mißgönnt mir ihr fröhliches Licht, — ach, ich habe meinen Wohlthäter erschlagen; ihm, der mir sein Herz gab, habe ich sein Leben genommen! Gott im Himmel, erbarme dich meiner!“ Also klagte Raimund wohl über eine Stunde, endlich aber setzte er sich in Jammer und Be-

trübniß wieder auf sein Roß, klagte und schrie ohn Unterlaß, rang die Hände und ließ, versunken in sein Leid, sein Pferd gehen wie und wohin es wollte.

Raimund wird von Melusina getröstet und verspricht sich mit ihr.

So kam der junge Ritter in die Nähe eines Brunnens, der wurde der Durstbrunnen genannt. Bei dem Brunnen standen drei wunderholde Jungfrauen, aber Raimund war so sehr in seinen Kummer vertieft, daß er dieselben nicht wahrnahm: Da trat die jüngste und lieblichste ihm entgegen und sprach. „Ei, habe ich doch nicht geglaubt, daß es einen Ritter gäbe, der also ohne Gruß und freundliche Anrede bei Frauen vorüber eilet!“ Aber Raimund hörte so wenig als er sah, sondern klagte immer noch sich selber sein Leid, als die Jungfrau seinem Roß in den Zügel griff und rief: „Seid Ihr aus adeligem Blut,





Wie ein Schildbürger sein Söhnlein zur Schule bringt.

Volksbücher.

3.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geschichte

von der

edlen und schönen Melusina,

welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte
von
der edlen und schönen
Melusina,
welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war.

Raimund, des Grafen vom Forst Sohn, kommt an den Hof des Grafen Emmerich von Poitiers.

Zur Zeit da König Otto in Frankreich herrschte, war zu Poitiers ein Graf Emmerich, ein gelehrter und besonders in der Sternkunde sehr erfahrner Herr, der sogar zukünftige Dinge vorauszusehen verstand. Dabei war er reich an Gütern und ein großer Freund der Jagd. Er hatte nur einen Sohn, Bertram, und eine Tochter, Blaniferte, welche er beide herzlich liebte. Nun waren in Poitiers viele große Waldungen und darunter eine, welche der Kürbißforst genannt wurde. In diesem lebte ein Graf, gewöhnlich der Graf vom Forst genannt; derselbe war reich an Kindern, aber arm an Gütern, dabei ein weiser und ehrenwerther Herr. Er lebte bescheiden und mit dem Wenigen, was er besaß, gut haushaltend; wurde daher von Jedermann hoch und werth gehalten. Dieser Graf war auch aus dem Geschlechte derer von Poitiers, führte mit dem vorhin genannten Grafen gleiches Wappen und Schild und war dessen Mutter Bruder. Der Graf Emmerich von Poitiers nahm sich seines Herrn Vetters Armuth und viele Kinder zu Herzen und gedachte,

zum Durstbrunnen sich begeben und ihm das Land überantworten sollten, das er mit der Hirschhaut umspannen würde. Als sie nun zum Durstbrunnen kamen und sahen, wie Raimund aus der Haut einen langen Riemen geschnitten hatte, wunderten sie sich und waren rathlos, was sie in diesem unvorhergesehenen Falle zu thun hätten. Sie sahen auch, wie zwei unbekannte Männer herzutraten, einen Pfahl in die Erde steckten und daran das eine Ende des dünnen Riemens befestigten, dann aber den Faden weit ringsum zogen, so daß er den Durstbrunnen und weit umher Wald und Felsen und einen großen Theil des Thales, in welchem ein Bach floß, umfing. So sehr sich die Räthe aber auch wunderten, so mußten sie doch an Raimund, der ihnen die mit des Grafen eigener Hand unterzeichnete Urkunde vorhielt, die ganze schöne Besitzung übergeben. Sie ritten darauf nach Poitiers zurück und erzählten dem Grafen Alles, was sich begeben. Der Graf aber sagte: „Das mag wohl mit rechten Dingen nicht ganz zugegangen sein, und schon oftmals habe ich von wunderbaren Erscheinungen gehört, die sich in der Nähe des Durstbrunnens zugetragen; möge es Gott ihm aber zum Besten lenken, denn es ziemt mir, meinem Freunde und Vetter alles Gute zu gönnen und zu wünschen.“ Indeß war auch Raimund zurückgekehrt und dankte dem Grafen für das ihm ertheilte Geschenk, wurde von demselben auch gnädig und freundlich empfangen.

Raimund sieht seine Braut wieder und bestellet die Hochzeit.

Am nächsten Morgen ließ Raimund früh sein Pferd satteln und ritt nach dem Durstbrunnen. Da trat ihm Melusina freundlich entgegen und sagte: „Sei mir herzlich willkommen, lieber Raimund! Du hast Dich als ein weiser und verständiger Mann bewiesen und Alles klüglich ausgeführt, was ich zu Dir geredet habe; darum sollst Du nun auch Dank und Ehre empfangen.“

Damit reichte sie ihm die Hand und führte ihn nach einer Kapelle, die er früher nicht wahrgenommen hatte. Dort fanden sie ein zahlreiches Volk versammelt, darunter auch schöne und reich gekleidete Damen, Ritter, Priester und Knechte in Menge. Raimund konnte seine Verwunderung nicht bergen und fragte die Jungfrau, woher die Alle gekommen? „Wundre Dich nicht, sagte Melusina, sondern glaube, daß sie Alle Deine Unterthanen sind.“ Dann aber wendete sie sich zu dem Volk und befahl Allen: Raimund, ihrem Bräutigam und künftigem Gemahl, gehorsam und unterthan zu sein und ihn als ihren Herrn und Gebieter zu betrachten. Solches thaten sie auch von Stund an und gelobten ihm Treue, Liebe und Gehorsam. Raimund aber beschlich abermals eine Bangigkeit, was doch seine Geliebte für ein wunderbares Wesen sein möge, und betete inbrünstig in seinem Herzen zu Gott. Melusina aber, als wenn sie die Gedanken seiner Brust zu lesen vermöchte, sagte: „Zweifle nicht an mir, theurer Raimund, nicht eher wirst Du meinen Stand und mein Wesen erkennen, als wenn Du mein ehelicher Gemahl sein wirst.“ — „Holde Geliebte, sagte Raimund, ich bin bereit, jetzt und allzeit in allen Dingen Euch zu Willen zu sein.“ — „Nun wohl, erwiderte die Jungfrau, so laß uns daran denken, wie wir unsere Hochzeit auf geziemende Weise ausrichten. Lade von den Deinen so Viele Du willst, und sei unbekümmert, es wird an aller Bequemlichkeit, an Speise und Trank kein Mangel sein. Es ist Alles bereit und zum nächsten Montag erwarte ich Dich mit Deinen Gästen an dieser Stelle.“ — Raimund ritt nun eilend zurück nach Poitiers, trat vor den Grafen Bertram und sprach: „Gnädiger Herr Vetter, da ich Euer Diener und Verwandter bin, so ziemet es sich, Euch nicht länger ein mich betreffendes Geheimniß vorzuenthalten, sondern Euch anzuzeigen, wie ich gesonnen bin, mich zu vermählen und zu nächstkommenden Montag am Durst-

brunnen Hochzeit zu halten. Es steht nun zu Euch und Eurer gnädigen Frau Mutter meine unterthänige Bitte, Ihr wollet mir bei diesem wichtigen Schritte Eure Gesellschaft nicht versagen." Der Graf antwortete: „Lieber Herr Vetter, herzlich gern will ich Eure freundliche Einladung annehmen, und hoffe, auch meine Frau Mutter wird sie nicht ausschlagen. Aber saget mir noch dieß Eine: wer und woher ist Eure Braut, und habet Ihr Euch auch wohl vorgesehen, daß Ihr Euch durch Eure Wahl ein echtes und bleibendes Glück bereitet habt? Aus welchem Lande ist Eure Braut, welches ist ihr Name und ihr Stand?" — „Es gehet nicht an, sagte Raimund, daß ich Euch, Herr Vetter, gegenwärtig anzeige, woher und welches Namens meine Braut sei; habet die Güte, Euch damit zu begnügen, daß Ihr selbst sie wegen ihres Standes betrachten und prüfen könnet." Da sich nun der Graf nicht wenig wunderte, daß Raimund eine Gattin wählen wolle, ohne Stand und Verwandtschaft derselben zu kennen, sagte dieser: „Herr Vetter, meine Braut ist so wunderhold und schön, so klug und vollkommen in allen ihren Geberden, daß sie wohl einer Königstochter gleichet. Nie in meinem Leben habe ich ein herrlicheres Geschöpf gesehen, und darum habe ich nicht gefraget, aus welchem Geschlecht sie stamme. Genug, sie besitzt mein Herz und darum will auch ich das ihre besitzen." Da sah der Graf wohl ein, daß sein Vetter nicht auf andere Gedanken zu bringen sei, und sagte ihm daher zu, daß er sammt seiner Mutter und allen den Seinen am bestimmten Tage zur Hochzeit erscheinen wolle; wofür sich Raimund höflichst bedankte.

Wie Raimund und Melusina vermählet wurden und eine große Hochzeit gaben.

Am Montage des Morgens früh ritten der Graf Bertram, seine Mutter, alles Hofgesinde und eine große Anzahl von Rittern und Knechten nach dem Durstbrunnen zu, um die Hochzeit

mitzufeiern. Unterweges dachte der Graf, es würde wohl mager dort zugehen und er und seine Dienerschaft würden schlechte Herberge finden, er schwieg aber still und wartete es ab. Wie sie nun durch den Wald zogen und von fern den Fels am Durstbrunnen erblickten, siehe, da schimmerten zwischen den Bäumen durch viele schöne, herrlich aufgeputzte Zelte, welche auf dem grünen Rasen standen, rings um den Durstbrunnen stieg Rauch auf von den Speisen, welche in den Küchen bereitet wurden; überall wimmelte es von Volk, vornehme Herren und Damen bewegten sich auf dem Rasen vor den Zelten, und zahlreiche Diener waren bemüht, ihnen aufzuwarten. Alles dieses kam dem Grafen Bertram und seinen Begleitern wie ein Zauberbild vor, aber schon ritten ihnen sechszig Reiter entgegen auf herrlichen Rossen, in kostbaren Gewändern und schimmernden Waffen, wohlgewachsene Männer von adeliger Haltung. Diese empfingen den Grafen und seine Mutter, die Gräfin, erwiesen ihnen alle Höflichkeit mit ritterlichem Anstande und führten jene zu Raimund, als dem Herrn, welchem sie dienten. Für die Gäste und ihre Leute und Rosse war auf das Sorgfältigste und mit verschwenderischer Pracht gesorgt. Edeldamen empfingen die Gräfin und Raimund führte seinen Herrn Vetter in die für ihn bereitete Wohnung, zu welcher eine mit köstlichen Kleinodien gezierte Kapelle gehörte. Indem wurde zur Brautmesse geläutet; da traten die Jungfrauen hervor, welche Melusina führten. Melusina hatte die wunderbare Schönheit ihres Körpers mit köstlichen Gewändern umgeben, tausend Edelsteine schimmerten wie Sterne auf dem hellblauen Grunde ihres Kleides, aber allen Glanz dieser Sterne überstrahlte das holdselige Angesicht der Jungfrau, gleich einer Sonne, so daß sie mehr einem Engel denn einem sterblichen Wesen glich. Graf Bertram, der ihr beim Eintritt in die Kapelle entgegeneilte, war wie geblendet von dieser überirdischen Erscheinung und überhäufte sie mit Ehrenbezeugungen, welche sie

mit Sittsamkeit und Bescheidenheit aufnahm und so weit es sich ziemte, erwiderte. Indem ertönte eine liebliche Musik von unsichtbaren und unbekannten, aber überaus wohltönenden Instrumenten. Aller Herzen jubelten auf und Graf Bertram sprach bei sich selber: Wahrlich, das ist ein herrliches Hochzeitfest, wie an so seltsamem Orte niemals noch erhört worden. — Raimund und Melusina standen vor dem Altar und die vornehmsten Hochzeitgäste, Graf Bertram und die Gräfin Mutter, zur Seite des Bräutigams und der Braut. Ein Bischof im prachtvollen Ornate trat auf den Altar, segnete sie und legte ihre Hände in einander, daß sie fortan in untrennbarer Liebe und Treue zusammen leben sollten. Nachdem aber die heilige Handlung vollzogen war, reichte Graf Bertram der jungen Vermählten den Arm und ein vornehmer regierender Herr aus derselben Gegend ging an ihrer linken Seite. So schritt der festliche Zug, dem sich der Bräutigam und die übrigen Gäste anschlossen, in ein prachtvoll aufgeputztes Zelt. Diener in kostbarer Kleidung reichten silberne Becken mit klarem Wasser, und nachdem man die Hände benetzt und an feinen weißen Tüchern getrocknet, setzte man sich zum Mahle. Graf Bertram und der vorher genannte angesehene Herr, nebst der Mutter des Grafen, saßen zunächst bei der reizenden Melusina. Raimund aber und die vornehmsten seiner Dienstmannen, adelige Jünglinge trugen die Speisen auf, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, und legten sie vor. Sie pflegten dieses Dienstes mit gar feinen und zierlichen Sitten, und zu den seltenen und wohlschmeckenden Speisen schenkten sie reichlich von den edelsten Weinen. Was Frankreich, Deutschland und Spanien nur hat von köstlichem Rebensaft, das floß in goldnen und purpurnen Strömen aus silbernen Kannen in krystallene Becher. Fröhliche Gespräche kreisten rund um die Tafeln und dazu ertönte herzerfrischende Musik wunderbarer Instrumente. Als die Tafel aufgehoben wurde, da brannte

den Rittern das Herz in Streitlust und Muth und sie forderten Waffen und Rosse, und hinaus ging es auf den Turnierplatz, der mit weichem Sande bestreut und geebnet und mit flaggenden Fähnlein umsteckt war. Auf den Seiten aber waren Balkone errichtet und mit kostbaren Decken und Teppichen behangen, da saßen die edlen Frauen in wunderbarer Schönheit und schauten herab auf den Kampfplatz. Die Trommeten schmetterten, die Rosse schnaubten und die Ritter flogen zum Streit. Viele köstliche Kleinodien wurden von der sittigen Jungfrau Melusina und von dem Grafen Bertram ausgesetzt und mancher edle Gast trug schöne Siegeszeichen davon. Es war ein ritterliches und braves Turnier und die Damen sahen es mit leuchtenden Augen und bebenden Herzen. Raimund tummelte sein Roß bis an den Abend und empfing den Dank aus den Händen seiner theuren Melusina. Als es aber Abend geworden war, setzte man sich abermals zu Tisch, und sittige Reden, vermischt mit heiterem Scherz, würzten das Mahl. Dann rief fröhliche Musik zum Tanz und bis tief in die Nacht flogen im bunten Reigen glückliche Paare. Als es aber Zeit zu sein schien, da traten Melusinas Jungfrauen zu ihr und baten sie, mit ihnen in das Schlafgemach zu gehen und führten sie in das für sie bereitete Zelt. Ringsum waren die Wände desselben mit herrlichen Teppichen behangen, auf denen mit bunter Seide, Gold und Silber seltene Vögel, Blumen und Sterne gewirkt waren, Blumenguirlanden und Fruchtgewinde zogen sich ringsum in zierlicher Ordnung und schwebten von Wand zu Wand. In Mitten des Gemaches aber stand das Brautbett mit schwellenden Kissen und seidnen Decken. Es war von köstlichem Holze zierlich gearbeitet; Säulen bildeten die Füße und dazwischen schwebten beflügelte Liebesgötter in anmuthigem Spiele, und „Raimund und Melusina“ war in herzinniger Verschlingung zu lesen. Rosen und Lilien und andere zartduftende schöne Gewächse, wunderbar herrliche Pflanzen aus unbekannten Gärten stan-

den rings um das Lager. Nachdem die Jungfrauen Melusina den Kranz und die Gewänder abgenommen, zogen sie sich sittig zurück und Raimund wurde nun seinerseits in das Brautgemach von dem Grafen Bertram und dessen Mutter geführt. Auch der Bischof kam mit, segnete noch einmal das Paar und betete über dasselbe, daß es der allmächtige Gott in seinen gnädigen Schutz nehmen möge. Darauf zogen sich Alle unter herzlichen Glückwünschen zurück. Die bejahrteren Gäste begaben sich nun ebenfalls zur Ruhe und fanden in ihren Zelten Alles auf das Kostbarste und Sorglichste eingerichtet. Die Jugend aber schwärmte noch die ganze Nacht hindurch. Mond und Sterne glänzten freundlich am heitern Himmel, und Kerzen, Fackeln und Lampen erleuchteten die Zelte sowohl als die grünen Rasenplätze vor denselben. Einige drehten sich bei schallender Musik im fröhlichen Reigen; Andere suchten einen stilleren Platz und horchten auf die lieblichen Lieder, welche kunstgeübte Sänger zur Harfe ertönen ließen. Von edlen Ritterthaten sangen sie, von inniger Liebe und von Allem, was des Menschen Herz erfreut und erhebt. Auch des köstlichen Weines ward nicht vergessen, und so währte Lust und Freude, bis der Morgen erschien. Raimund und Melusina hatten das hochzeitliche Lager bestiegen und mit zärtlicher Liebe hielten sie einander umschlungen; da sprach Melusina: „Raimund, mein allerliebster Freund und Gemahl! das Glück hat uns zusammengefügt, daß wir in ehelicher herzinniger Liebe bei einander bleiben sollen bis an das Ende unserer Tage. Sieh, mein theurer Raimund, ich ergebe mich ganz in Deinen Willen und Dein Gebot, aber halte auch Du, was Du mir versprochen und mit feierlichem Schwur versichert hast. Du hast nicht mit Unrecht Deinem Vetter, dem Grafen von Poitiers, geantwortet, daß ich von edlem Geschlecht sei. Glück, Ehre und Reichthum werden Dir nimmer mangeln, höher als einer Deiner Vorfahren wirst Du steigen — wenn Du hältst, was Du



mir gelobet hast. Noth, Armuth und Kummer dagegen wird, mein lieber Gatte, Dein Loos sein, wenn Du Dein Versprechen brichst; ach! und was das Traurigste für mich selber ist, Du wirst auch mich verlieren und nie — nie mich wiederfinden.“ Noch einmal gelobte ihr Raimund unter herzinnigem Umarmen, daß er seinen Eid mit unverbrüchlicher Treue halten werde. „O wenn Du es thätest, mein Raimund, rief Melusina, dann wärest Du in glücklicher Stunde geboren!“ Damit umschlang sie ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit. In Liebe und Entzücken durchwachten sie eine glückliche Nacht. Noch vierzehn Tage währten die hochzeitlichen Feste in Freude und Herrlichkeit. Immer neue und höhere Genüsse waren den entzückten Gästen bereitet, am fünfzehnten Tage aber schloß Melusina einen elfenbeinernen Schrank auf, darin lagen herrliche Kostbarkeiten an Perlen, Gold und Edelgestein, dergleichen man niemals gesehen hatte, und mit

diesen beschenkte Melusina die Gräfin Mutter und wer sonst an edlen Frauen bei der Hochzeit zugegen gewesen war. Da waren Alle des Staunens und der Verwunderung voll und priesen Melusina und die glückliche Stunde, in welcher Raimund sie gefunden hatte. Graf Bertram und seine Mutter sammt ihrer Begleitung, so wie die andern Gäste, die zur Hochzeit geladen gewesen waren, schieden dankbar und herzlich glückwünschend von dem jungen Paare, Raimund aber gab mit seinem ritterlichen Gefolge dem Grafen das Geleit bis an die Grenze des Waldes, und obschon dieser gern noch einmal gefragt hätte, wer Melusina eigentlich wäre, so unterdrückte er doch seine Neugierde, denn er fürchtete, Raimund könne in ihr einen ungebührlichen Zweifel an der edlen Abkunft seiner Gemahlin finden.

Melusina erbauet das Schloß Lusinia und erfreuet ihren Gemahl mit zahlreicher Nachkommenschaft.

Acht Tage waren dem jungen Ehepaare in tausend Freuden verflossen, da erschienen auf Melusinas Befehl eine große Menge von Handwerksleuten und Arbeitern und begannen ein Schloß zu bauen. In dem Bezirk, welchen Raimund von seinem Herrn Vetter erhalten hatte, wurde die Waldung gelichtet, die schönsten Stämme wurden zu Bauholz verwendet und um den Felsen am Durstbrunnen ein tiefer Graben gezogen, denn auf jenem sollte das Schloß errichtet werden. Bald war auch die Grundmauer angelegt und der überaus starke und feste und dabei doch wunderbar schöne Bau schritt so schnell vorwärts, daß sich die Bewohner der Umgegend nicht genug verwundern konnten. Als aber das Schloß vollendet und auch inwendig auf das Prachtvollste ausgerüstet war, so daß Raimund mit seiner lieben Gemahlin es beziehen konnte, sprach Melusina: „Das Schloß soll nicht anders denn Lusinia heißen und soll zu meines Namens Gedächtniß bis in die spätesten Zeiten stehen!“ Nach-

dem sich die glücklichen Gatten in dem schönen Schlosse wohl eingerichtet, es auch mit Mannschaft also besetzt hatten, daß bei seiner starken Befestigung kein Feind es einzunehmen im Stande gewesen wäre, kam die Zeit heran, daß Melusina eines Kindleins genesen sollte. Sie gebar einen starken und an Gliedern wohlgestalteten Knaben, und nannte ihn Uriens. Das Gesicht des Knaben, aus dem nachmals ein gar mannhafter Ritter wurde, war jedoch wunderbar mißgestaltet, denn es war kurz und breit und unter der flachen Stirn lag ein grünes und ein rothes Auge, der Mund war groß und weit und die Ohren hingen lang herab. Auch die Söhne, welche Melusina in den folgenden Jahren zur Welt brachte, zeichneten sich sämmtlich durch eine auffallende Gesichtsbildung aus. Der zweite Sohn, Gedes, hatte eine solche Röthe im Angesicht, daß förmlich ein Schein von demselben ausging, übrigens aber war er schön gebildet und von geschickten Gliedmaßen. Dem Gyot, Melusinas drittem Sohne, stand das eine Auge etwas höher als das andere, obschon er übrigens schön war. Antoni ward der vierte Sohn geheißen; der hatte auf dem einen Backen einen Löwengriff, war ganz rauh von Haaren und hatte lange Nägel an den Fingern. Wer ihn sah, der mußte sich fürchten; er war wild und ein Schrecken seiner Feinde. Als es Gott fügte, daß Melusina ihren fünften Sohn gebar, welcher den Namen Reinhardt erhielt, da hatte der Knabe nur Ein Auge. Dasselbe stand ihm aber mitten auf der Stirn und er sah mit demselben so viel als Andere mit zwei Augen. Der sechste Knabe Geoffroy brachte einen Zahn mit auf die Welt, der war so groß, daß er wie ein Eberzahn zum Munde herausragte. Als er den sah, erschrak Raimund, denn er gedachte der Missethat, die er an seinem edlen Ohm verübt hatte, als er den Eber tödten wollte. Freimund, das siebente Knäblein, welches Melusina gebar, wurde ein kluges Kind, hatte aber auf der

Nase einen garstigen haarigen Fleck, der war nicht anders anzusehen, denn wie ein Stück Wolfshaut. Hatte Reinhardt ein Auge zu wenig, so war dagegen sein Bruder Horibel mit einem zu viel ausgestattet. Denn außer den zwei gewöhnlichen Augen hatte dieser achte Sohn Melusinas noch ein drittes Auge auf der Stirn. Derselbe zeigte nachmals böse Sitten und ein arges Gemüth. Zuletzt gebar Melusina hinter einander noch zwei Söhne, von denen der ältere Dietrich, der jüngere wie sein Vater Raimund geheißen war, und die beide ohne Fehl waren. Raimund war Melusinas zehnter und letzter Sohn. Indeß war eine ansehnliche Reihe von Jahren verflossen und Melusina hatte während derselben noch manchen stattlichen Bau anfangen und vollenden lassen. Sie baute das schöne Schloß Favet, den festen Thurm Mervent, die ansehnliche Stadt Portenach, das prächtige Schloß Larochelle, eine stattliche Brücke zu Soniets, sonderlich aber der Mutter Gottes zu Ehren ein großes und reich ausgestattetes Kloster, welches sie Malliers nannte.

Uriens und Gyot ziehen auf Abenteuer aus und werden mächtige Könige in Cypern und Armenien.

Uriens, Raimunds und Melusinas ältester Sohn, mit dem breiten Gesicht und den herabhängenden Ohren, war in das männliche Alter getreten und richtete seines Herzens Wunsch und Begier darauf, hohe Ehren durch ausgezeichnete Waffenthaten zu erlangen. Darum nahm er ein stattliches Schiff, rüstete es aufs Beste aus und nannte es eine Galeere. Auch nahm er viel Volks, mit Waffen wohl versehen, zu sich und wurde von seinem Bruder Gyot, welchem das eine Auge höher stand als das andere, begleitet. Denn, obschon dieser jünger noch als Gedes war, so wollte doch Uriens lieber mit ihm, als mit einem seiner andern Brüder sich auf die Fahrt begeben. Melusina hielt den Vor-

satz ihrer Söhne für gut und gab ihnen, nebst ihrem Segen, viel Gold und Silber mit, und nachdem die jungen Ritter auch bei ihrem Herrn Vater Urlaub erbeten und von ihm gesegnet worden waren, begaben sie sich wohlgemuth auf die Reise. — Es blies ein frischer Wind in ihre Segel, und nicht lange, so stieß ihr Schiff wieder ans Land und sie befanden sich in dem Königreiche Cypern, dessen Hauptstadt Famagusta geheißen war. Bald vernahmen sie, daß der König von Cypern in seiner Hauptstadt von einem mächtigen Heidenkönige belagert würde, der mit einem Heere von mehr als hunderttausend Mann herbeigekommen war. Der König widerstand zwar trotz der Hungersnoth, die bereits in Famagusta ausgebrochen war, tapfer dem Feinde seines Glaubens, sah aber doch seinen sichern Untergang voraus, wenn ihm nicht Gott eine besondere Hilfe schickte, welches auch geschah. Denn als Uriens die Bedrängniß des Königs vernommen hatte, zog er alsbald mit seinen Leuten nach der Stadt zu und schlug vor derselben sein Lager auf. Die Heiden sahen Solches wohl, konnten aber nicht innewerden, ob die unerwarteten Krieger Christen oder Heiden wären und ob sie für oder wider sie zu streiten im Sinne hätten. Der heidnische Sultan hielt indeß Vorsicht für nöthig und zog sein weit über das Land herumschweifendes Volk enger zusammen. Das nahm in der Stadt der König von Cypern wahr und meinte, die Heiden wollten vor dem fremden Heere, welches sich ohnweit der Stadt gelagert hatte, die Flucht ergreifen. Er rief also seine Leute zusammen, ermahnte sie und zog mit wehenden Fahnen und schallenden Trommeten aus dem geöffneten Thore grade auf die Heiden los. Es entbrannte eine heiße Schlacht, denn die Heiden dachten keinesweges an die Flucht, sondern wehrten sich tapfer. Viele Christen wurden da erschlagen und den König von Cypern selbst traf ein Heide mit einem vergifteten Pfeil. Der König merkte auch alsbald, daß es um sein Leben

geschehen sei, und ließ sich in die Stadt zurück tragen, nach welcher sich die Seinen wacker aber fruchtlos kämpfend zurückzogen. Der König hatte eine junge, überaus schöne Tochter, Hermina genannt, die empfing mit Schreck und Klagen den todtwunden Vater und war fast verzweifelt, als sie von den Aerzten erfuhr, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihrem theuren Vater das Leben zu retten. Während aber in der Stadt Leid und Klage um den sterbenden König war, griffen Uriens und sein Bruder Gyot die Heiden mit solcher Tapferkeit an, daß sie an Todten und Verwundeten viel Mannschaft einbüßten und großes Schrecken über sie kam. Aber auch der heidnische Sultan stritt ritterlich und hatte eben einen Christen getödtet, als ihn Uriens ersah, zu ihm hineilte und mit seinem Schwerte ihn so auf das Haupt traf, daß dieses bis auf die Zähne gespalten ward und der Sultan den Geist aufgab. Wie dieses die Heiden sahen, suchten sie keine Rettung mehr, als in der Flucht; Uriens und Gyot sammt ihren Leuten aber verfolgten sie hitzig und schlugen so schonungslos unter sie, daß nur Wenige übrig blieben, welche entkamen. — Als nun kein Feind mehr lebend zu sehen war, zogen Uriens und Gyot mit ihren Leuten in das leer zurückgebliebene heidnische Lager und ruhten von ihrer Arbeit. Der König von Cypern erfuhr noch vor seinem Ende, wie ihm so unversehens Hilfe und Rettung gekommen sei, und schickte zu den Rittern einen seiner vornehmsten Fürsten und mehre seiner Räthe, bittend, die beiden Brüder möchten verzeihen, daß er nicht selbst zu ihnen komme, aber er liege an einer Wunde auf den Tod darnieder, und sie möchten daher doch ihn in seiner Stadt und in seinem königlichen Pallaste aufsuchen, damit er ihnen noch danken könne, ehe es mit ihm zu Ende gehe. Die Brüder antworteten höflich, sie wüßten gar wohl, was ihre Schuldigkeit sei und würden, da es der König erlaube, eilen, ihm ihre Aufwartung zu machen; machten sich auch alsbald auf

den Weg. Wie sie nun durch die Stadt Famagusta gingen, staunte das Volk über des Uriens seltsame Gesichtsbildung und daß er dabei doch ein so gewaltiger Held sei. Als die beiden Brüder zu dem Könige kamen, fanden sie ihn in seinem Bett und sahen, daß er von dem Gift, welches durch den Pfeil in seinen Körper gekommen, ganz geschwollen war. Uriens begrüßte den König und beklagte ihn herzlich wegen seines Unglückes. Der König antwortete ihnen: „Werthe Herren und Freunde, Ihr habt durch Eure Tapferkeit hohe Ehre und um mich und mein Volk, ja um die ganze Christenheit, große Verdienste erworben, welche in aller Welt hoch gerühmt und gepriesen und noch an Euren Nachkommen gesegnet werden mögen. Möget Ihr mir daher verzeihen, wenn ich begierig bin, Euern Namen, Stand und Abkunft zu erfahren.“ Uriens sagte hierauf dem Könige seinen und seines Bruders Namen und wie sie zu Lusinia geboren wären. „Da ich nun, sagte der König hierauf zu Uriens, meines geehrten Gastes Namen und Geschlecht kenne, so will ich nicht länger eine Bitte zurückhalten, welche, wie ich hoffe und wünsche, Euch nicht unangenehm sein wird. Sehet, mein tapfrer Ritter, ich habe ein einziges Kind, meine Tochter Hermina, welche die Erbin aller meiner Besitzthümer ist. Da ich nun weiß, daß ich bald von dieser Welt werde scheiden müssen, und bedenke, welche Gefahren meinem theuren Kinde von unsern mächtigen Feinden den Heiden drohen, gegen welche es, als ein schwaches Weib, nicht sich und ihr Volk zu schützen vermag, so wünsche ich noch vor meinem Ableben dadurch sowohl für meine Tochter als für meine Unterthanen väterlich zu sorgen, daß ich jene mit einem tapfern Ritter vermähle, welcher als König mein Nachfolger sein soll. Keinen bessern Ritter aber kenne ich als Euch, Herr Uriens von Lusinia, und wollet Ihr, so empfanget meine Tochter Hermina und mein Reich.“ Uriens war so überrascht von dem ehren-

vollen Antrage des Königs, daß er einige Zeit brauchte, bis er sich gesammelt hatte und mit edlem Anstande erwiderte: „Gnädiger Herr, empfanget zunächst meinen herzlichsten Dank für die unverdiente Ehre, mit welcher Ihr mich überhäufet. Ich weiß sehr wohl, daß ich Eurer edlen Tochter Hermina weder durch Geburt noch durch Reichthum würdig bin, aber ich werde überaus glücklich sein, indem ich Euer Gnaden Wunsch und Befehl nachkomme.“ Dieser Rede war der sterbende König herzlich froh, hob seine Augen gen Himmel und rief: „Ich danke Dir, allmächtiger Gott, daß ich noch mit dem Bewußtsein von der Erde scheiden kann, für meine Tochter und für mein Volk nach Deinem Wohlgefallen und zu ihrem Glücke gesorgt zu haben!“ Er ließ auch alsbald seine Tochter rufen und die Fürsten und Räthe seines Reichs zu sich bescheiden. Als sie Alle versammelt waren, sprach er: „Sehet, ich habe bisher mein Reich gegen die Heiden mit gewaffneter Hand vertheidigt, jetzt aber hat mich ein vergifteter Pfeil getroffen und ich muß von Euch scheiden. Mein Reich und Alles was ich besitze fällt Dir, meine Tochter, als Erbe zu, und ich habe Dich und diese Herren hier um mich versammelt, damit sie aus Deiner Hand ihr Lehen empfangen und Dir huldigen und Treue schwören.“ Die Fürsten und Räthe waren zwar über diese Worte ihres Königs sehr betrübt; weil sie ihn ehrten und liebten, thaten aber alsbald nach seinem Willen und gelobten seiner Tochter Treue. Darauf fuhr der König fort: „Es ist nicht möglich, meine theure Tochter, daß Du als ein Weib, das weder in den Waffen geübt, noch sie zu tragen wegen der Zartheit des Körpers vermögend ist, dieses Reich, welches den Anfällen mächtiger Feinde ausgesetzt ist, beschirmest; und da ich nun keinen tapferern und ehrenwertheren Ritter kenne, als diesen Herrn Uriens von Lusinia, welcher den heidnischen Sultan mit seinem gewaltigen Heere geschlagen und uns erlöset hat, so will ich, daß Du, meine Tochter Hermina,

diesem edlen Ritter als eheliche Gemahlin Deine Hand reichest und mit ihm das Reich beherrschest, welches er gegen seine Feinde vertheidigen wird. Euch aber, edle Herren, fordere ich auf, Herrn Uriens zu bitten, daß er sich meiner Tochter und meines Königreichs annehmen möge. Denn unter ihm werdet Ihr mit Gottes Hilfe sicher vor den Feinden Eures Glaubens leben.“ Die Herren freuten sich, daß des Königs Wahl auf einen so wackern Helden gefallen war, und wendeten sich mit eifrigen Bitten an ihn, daß er sich mit Hermina vermählen und von ihnen zum Könige von Cypern krönen lassen möge. Uriens sagte ihnen zu und bald darauf wurde er mit der schönen Hermina, die ihn durch ihre Schönheit bald in Liebe entzündet hatte und welche selbst sein mißgebildetes Angesicht in Erinnerung seiner Tapferkeit und seiner edlen Sitten gern vergaß, am Bette des Königs vermählt. Darauf ertheilte der Priester dem Sterbenden das heilige Sakrament. Bald nachher verschied der König, und mußte also die Hochzeit unter Leid und Jammer, ohne Tanz und Saitenspiel begangen werden. Der König aber ward prachtvoll begraben und Uriens mit großer Herrlichkeit als König gekrönt. Nachmals gebar Hermina einen Sohn, welcher Greif geheißen ward und später ein kühner und starker Held wurde, der viele Städte eroberte. — Bald nachdem Uriens König in Cypern geworden war, starb auch der König von Armenien, ein Verwandter der Hermina. Derselbe hinterließ eine Tochter, Namens Floria, und die Fürsten und Räthe des Reichs hielten einen Rath und wurden einig, daß eine Gesandtschaft nach Cypern gehen sollte, um den König zu bitten, er möge ihnen seinen Bruder, den tapfern Gyot, von dessen Heldenthaten vor Famagusta sie wohl gehört hatten, schicken, damit er die Prinzessin Floria zur Gemahlin nehme und sich von ihnen als König von Armenien huldigen lasse. Uriens willigte gern ein und auch Gyot ging, sein Glück anerkennend, willig nach Ar-

menien, wo man ihn mit hohen Ehren empfing und, nachdem er mit der schönen Floria vermählet worden war, zum Könige krönte. Uriens und Gyot regierten ihre Länder mit Glück und Kraft und thaten den Heiden großen Abbruch.

Raimund und Melusina erhalten Nachricht von Uriens und Gyot, worauf Antoni und Reinhardt gleichfalls auf Abenteuer ausziehen und Antoni Herzog zu Lützelburg wird.

Raimund und Melusina erhielten von ihren Söhnen, Uriens und Gyot, Nachricht, wie sie zu großen Ehren gekommen und mächtige Könige geworden wären. Darüber freuten sich jene nun ungemein, dachten aber als weise und fromme Leute und lobten Gott, der ihren Söhnen so unverdientes Glück hatte zufließen lassen, und um ihre Dankbarkeit gegen Gott auch zu bethätigen, bauten sie mehre Kirchen und Kapellen. Ihren zweiten Sohn Gedes, mit der Röthe im Gesicht, verheiratheten sie um diese Zeit mit der Tochter eines mächtigen Grafen aus der Nachbarschaft. Dem Beispiele ihrer älteren Brüder zu folgen, zogen Antoni, welcher den Löwengriff auf der Wange hatte, und Reinhardt der Einäugige gleichfalls von Lusinia fort, um in Ritterschaft und Ehren zu gelangen. Sie kamen auf ihrem Zuge nach Lützelburg, welches damals gerade der König von Elsaß mit vielem Volke belagerte. Dieser König war ursprünglich König von Böhmen und hatte Elsaß als Herzogthum inne. Er hatte Lützelburg nur aus bösem Muthwillen mit Krieg überzogen, weil dasselbe einer armen, von Trost und Hilfe verlassenen Waise zugefallen war. Der König von Elsaß wollte die Herzogin und Prinzessin entweder zur Gemahlin haben, oder sich mit Gewalt in Besitz ihrer Herrschaft setzen. Solches erfuhren die Brüder von Lusinia, sandten deßwegen einen Herold ab, der dem Könige von Elsaß die Fehde ansagte, und zogen mit ihren Leuten gegen das Lager vor Lützelburg. Da erblickten sie große

Schaaren, welche mit Schwertern und Hellebarden wohl gewaffnet waren, und stellten sich deßhalb mit ihrem Volke sogleich in Schlachtordnung. Ihr Kriegsgeschrei war Lusinia, und so fielen sie die Elsasser also heftig an, daß diese endlich zur Flucht genöthigt wurden und viele Leute einbüßten. Antoni von Lusinia setzte selbst dem Könige so hitzig zu, daß dieser sich genöthigt sah, sich gefangen zu geben. Er übergab dem Antoni lieber sein Schwert, als daß er sich von ihm umbringen ließ. Dieses entschied die Niederlage der Elsasser. Nachdem Antoni und Reinhardt von der blutigen Verfolgung des Feindes zurückgekehrt waren, schickten sie den gefangenen König nach Lützelburg und übergaben ihn durch sechs ihrer Ritter der Fürstin von Lützelburg, als rechter und wahrer Erbin des Reichs. Die Prinzessin war über dieses Geschenk ihrer tapfern Retter hoch erfreut und erkundigte sich bei den als Boten gesandten Rittern, wer ihre Herren wären, die sie und ihr Land aus der Hand eines mächtigen Feindes so unverhofft gerettet hätten. Der Ritter, an den sie sich gewendet, sagte ihr, daß sie die Grafen Antoni und Reinhardt aus Lusinia in Frankreich wären, und die schöne Prinzessin sagte: „Ich lobe und danke Gott von ganzem Herzen, daß er mir diese edlen Herren zur Hilfe und zum Trost in meiner Noth geschickt hat, und ich will mich hinfort ganz nach ihrem Rath und Willen richten, und was ich durch die göttliche Gnade besitze, das soll ihnen zu Gebote stehen.“ Hiernach entließ sie die Ritter sehr gnädig und freundlich und gab ihnen auch noch aus ihrem Gefolge einige vornehme Herren mit, als eine Gesandtschaft an die Grafen von Lusinia, sie zu bitten, mit einem Theil ihres Gefolges nach der Stadt und an den Hof der Herzogin zu kommen, um hier nach den Beschwerden des Kampfes auszuruhen, wo sie besser ihre Bequemlichkeit haben würden, als draußen im Lager. Die Gesandten richteten ihre Botschaft, wie es sich gebührte, aus und am folgenden Tage hielten Antoni und Rein-

hardt mit 500 wohlberittenen und schön gerüsteten Reitern in Lützelburg ihren Einzug, wo sie mit Musik und freudig dankbarem Zuruf von dem Volke empfangen wurden. Zwei Landesherren, Lehensleute der Herzogin von Lützelburg, kamen ihnen entgegen und führten sie nach dem Schlosse, wo sie die durchlauchtige und überaus schöne Fürstin in Begleitung ihrer Hofdamen und der vornehmen Herren an ihrem Hofe höchst ehrenvoll empfing und ihnen in einer sehr schmeichelhaften Rede Dank für die erwiesenen großen Dienste abstattete. Indessen war eine köstliche Mahlzeit zugerichtet worden und die junge Herzogin ging mit ihren Gästen zu Tische. Zu oberst saß an demselben der gefangene König von Elsaß und in der Mitte saßen die beiden Grafen von Lusinia, der Fürstin gegenüber. Es waren überdieß noch viele vornehme Herren und edle Damen mit zu Tisch, und bei wohlschmeckenden Speisen und herrlichen Weinen waren Alle heiter und vergnügt, bis auf Einen, — der war der König von Elsaß. Derselbe gedachte der großen Verluste, welche er an Gütern und Leuten und zuletzt sogar an seiner eigenen Freiheit erlitten hatte. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, standen sie auf und richteten ein Dankgebet an Gott, der ihnen nach errungenem Siege ein so fröhliches Mahl vergönnet hatte. Es trat aber der König von Elsaß zu den zwei Brüdern von Lusinia und sagte zu ihnen: „Werthe Herren, da ich Euer Gefangener geworden bin, so bitte ich Euch, Ihr wollet mir alsbald ein Lösegeld auferlegen, welches mir möglich ist zu geben, und ich werde bemüht sein, aus dem Meinigen und durch Unterstützung von Seiten meiner Freunde die geforderte Summe herzustellen, um mich loszukaufen.“ Da antwortete Graf Antoni von Lusinia: „Eure königliche Majestät ist nicht unser Gefangener; sondern da Ihr der durchlauchtigen Fürstin so viel Unrecht und Ungemach zugefüget habt, so haben wir geglaubt der hochgebornen Prinzessin einen Dienst und gerechte

Huldigung zu erweisen, wenn wir Euch und Euer ferneres Schicksal ganz Dero Händen übergäben, ohne uns ferner in dieser Angelegenheit irgend einen Einspruch zu vergönnen." Als der König von Elsaß diese Worte vernahm, erschrak er heftig, denn er gedachte des großen Unrechts, welches er der Fürstin angethan, und fürchtete wohl gar, daß er mit seinem Leben oder mit ewiger Gefangenschaft werde büßen müssen. Aber die Herzogin wendete sich alsbald an die Grafen von Lusinia und sagte: „Geehrte Herren und Freunde, ich danke Euch nochmals herzlich für Alles, was Ihr zu meinen Gunsten gethan habt. Wie ich nun aber nicht im Stande bin, Euch würdig zu entgelten, so kann ich noch weniger von Euch zu demjenigen, wofür ich schon Eure Schuldnerin bin, ein neues Geschenk annehmen, und bitte Euch demnach, Ihr wollet den vornehmen Gefangenen behalten und sein Lösegeld bestimmen, wie Euch beliebt." Hierauf erwiderten die Grafen von Lusinia einmüthig: „Wenn Ihr, durchlauchtigste Fürstin und Prinzessin, uns als Euren Dienern befehlet, die Schatzung des gefangenen Königs zu bestimmen, so geben wir ihn hiermit ohne irgend einiges Lösegeld frei, bedingen jedoch, daß er Eure fürstliche Gnaden wegen des an Euch begangenen Unrechtes fußfällig um Verzeihung bitte und bei seiner königlichen Ehre gelobe, nicht allein selbst Euch und dem Eurigen fernerhin auf keine Weise Schaden zuzufügen, sondern auch Jedem wehren zu wollen, der Euch jemals in dieser Weise zu nahe treten möchte." Als nun die Fürstin erklärte, daß sie mit demjenigen, was die Grafen beschlossen, ganz einverstanden sei, war der König von Elsaß überaus froh und ließ sich alsbald vor der Fürstin auf die Knie nieder, bittend und gelobend, wie die Grafen von Lusinia verlangt hatten. Durch ihr edles und ritterliches Benehmen hatten die beiden Brüder den König von Elsaß aus einem Feinde zu einem dankbaren und wohlgesinnten Freunde gemacht. Die-

ser überlegte bei sich selbst, als welche nicht nur tapfre, sondern auch edle Ritter sich die Grafen von Lusinia an ihm erwiesen hätten und wie er ihnen gar sehr zu Dank verpflichtet wäre, gedachte auch der Worte des Boethius, daß Undankbarkeit eines der größten Laster sei. Hierauf nahm er Gelegenheit, vor allen Landesherren von Lützelburg und den Räthen der Fürstin öffentlich zu erklären: „Wollte Gott, ein so tapferer Ritter, wie diese Grafen von Lusinia, wäre Herr von Lützelburg und unser Bundesgenosse, das würde für dieses Land und alle Unterthanen ein großes Glück sein! Ich würde darum wohlmeinend rathen, die durchlauchtige Fürstin möge mit ihren Landesherren in Berathung ziehen, ob es nicht weise gethan sei, wenn sie mit dem edlen Herrn Antoni von Lusinia in innige Freundschaft und eheliche Gemeinschaft träte.“ Die Landesherren und fürstlichen Räthe gaben einhällig dem Vorschlage des Königs ihre Beistimmung und beschlossen, ihn der Fürstin vorzustellen und unterthänig zu bitten, auf denselben einzugehen. Die Fürstin hörte sie an und sagte, daß sie die Sache weiter in Ueberlegung ziehen wolle. Am nächsten Morgen berief sie ihre Räthe zu sich und als diese ihr riethen, doch ja den tapfern Ritter, welcher ihrem Lande so vieles Gute erwiesen habe, nicht wieder scheiden zu lassen, sondern in seiner unerwarteten Ankunft zur Zeit höchster Noth ein Zeichen zu erblicken, daß ihn Gott selbst zum Besten des Landes gesendet habe; so gab die Fürstin ihre Einwilligung und bald nachher wurde sie mit dem Grafen Antoni, welcher sich seines Glückes freute zusammengegeben. Die Hochzeit währte unter festlichen Lustbarkeiten, Gesang und Saitenspiel, Turnieren und Tanzen acht Tage und zeichneten sich nicht nur die Grafen von Lusinia sondern namentlich auch der König von Elsaß durch Geschicklichkeit in den ritterlichen Spielen aus.

Die Grafen von Lusinia streiten in Böhmen wider die Türken und Reinhardt wird König in Böhmen.

Die Hochzeit war zu Ende und die Gäste schickten sich zum Scheiden an, da kam ein eilender Bote aus Böhmen und fragte nach dem Könige von Elsaß. Der ließ ihn alsbald vor sich kommen, obschon er eben bei Hofe war, denn es hieß, der Bote bringe wichtige Botschaft. Als der König nun die Briefe empfangen und gelesen hatte, war er heftig erschrocken, seufzte und zeigte den Anwesenden an, daß ihm sein Bruder melde, wie der türkische Kaiser mit großer Heeresmacht Prag zu belagern heranziehe und, wie er von Niemand Hilfe erwarten könne als von ihm, erinnere ihn daher an seine brüderliche Treue und bitte ihn um Beistand. Hierauf wendete sich der König von Elsaß mit großem Ernst an die Grafen von Lusinia und bat sie, sie möchten zu des Christenthums und ihrer eigenen Ehre mit ihm zur Entsetzung von Prag eilen und das türkische Heidenvolk aus Böhmen verjagen helfen. Da antwortete Antoni: „Seid getrost, gnädiger Herr! Mein Bruder Reinhardt soll alsbald mit Euch gen Prag ziehen und Gott und so viele Reiter zu Hilfe nehmen, daß die Heiden sicher geschlagen werden. Sollte es Noth thun, so lasset mich es wissen und ich werde sogleich auch selbst Euch beizustehen herbeieilen.“ Für diese Versicherung dankte der König mit freundlichen Worten und setzte hinzu: „Wenn es uns gelingt, Prag zu entsetzen und die Feinde zu vertreiben, so denke ich weiter meine Dankbarkeit Euch beweisen zu können. Mein Bruder hat eine einzige Tochter, welche er über Alles liebt und die er ohne meinen Rath und meine Beistimmung nicht vermählen wird. Ich will es bewirken, daß Graf Reinhardt mit der Prinzessin vermählt und dermaleinst nach meines Bruders Tode ein mächtiger König von Böhmen werde.“ Die Grafen von Lusinia dankten dem Könige für seine freundschaftliche Gesinnung und riethen ihm alsbald nach dem

Elsaß zu gehen, binnen fünfzig Tagen waffenfähige Mannschaft zu sammeln und auszurüsten und dann mit ihnen zum Zuge nach Böhmen sich zu verbinden. Es geschah wie sie verabredet hatten, und auch die Brüder sammelten in Lützelburg alle streitbare Mannschaft, so daß sie mit den Leuten, die sie mit sich gebracht hatten, an 30000 Krieger zusammen hatten. Antoni mochte nicht daheim bleiben, wie er anfangs beschlossen hatte, sondern nahm, nachdem er von dem Könige von Elsaß Botschaft erhalten, von seiner jungen und schönen Gemahlin Abschied. Diese war wohl betrübt, daß er schon von ihr weggeführt wurde, wünschte ihm indeß von ganzem Herzen Glück zu seinem Unternehmen und bat ihn, er möge ihres seligen Vaters Schild, Helm und Harnisch anlegen, seine Waffen aber bei ihr zu Hause lassen. Hierauf antwortete Antoni: „Allerliebste Gemahlin! es ziemt mir nicht, meines Vaters und meiner Vorfahren Wappen zu verlassen; weil ich aber als ein Wahrzeichen von der Natur einen Löwengriff in meinem Backen erhalten habe, daran ich vor allen Andern kenntlich bin: so will ich auf meinem Helm einen Löwen zur Losung führen und wollen wir unsern beiden Wappen auch einen Löwen beifügen.“ Nachdem sich Antoni gewappnet, nahm er nochmals von seiner Gemahlin zärtlichen Abschied, schwang sich auf sein Roß und zog mit seinem Bruder und dem Heere über den Rhein. Sie wurden vom König von Elsaß mit Freuden empfangen, in schönen Zelten gastlich aufgenommen und zogen endlich mit ihm gen Prag. — Als sie nicht gar weit mehr von dieser Stadt entfernt waren, kam der türkische Kaiser mit einem großen Heere an und rückte schnell gegen die Stadt vor. Da ließ König Friedrich von Böhmen sich die Waffen anlegen, ordnete seine Leute, was er an Rittern und Knechten um sich versammelt hatte und zog den Heiden entgegen. Es entbrannte ein heißer Kampf, in welchem die Türken nur durch die Mehrzahl, welche auf ihrer Seite war, Vortheil gewannen, so daß sich end-

lich die Christen mit gewaffneter Hand nach der Stadt zurückziehen mußten. Der König von Böhmen stritt tapfer und erlegte viele Feinde, aber ein Pfeil ging ihm mitten durch den Leib, daß er alsbald den Geist aufgab. Wie ihn nun die Seinen todt zur Erde sinken sahen, so erhoben sie ein Klagegeschrei und eilten hoffnungslos der Stadt zu. Die Türken verfolgten sie und erschlugen ihrer eine große Menge, sowohl an tapfern Rittern als Knechten und noch Mehre trugen Wunden davon. Doch der Siegesjubel der Feinde sollte nicht lange währen, denn die Gnade Gottes verließ die Christen nicht, wie sogleich berichtet werden soll, und wie gewöhnlich nahm auch hier die weltliche Freude ein Ende in Leid und Jammer. — Die nach der Stadt zurückgeflüchteten Christen brachten die Nachricht von dem Falle des Königs mit dahin, so daß dieselbe bald vor die königliche Prinzessin kam, welche mit allem Volk eine große Klage erhob und überdieß in Angst vor den wüthenden Feinden war, welche die Stadt noch enger umlagerten als zuvor und deren Siegesgeschrei bis in die Stadt drang. Von der Mauer aus mußten die Böhmen sehen, wie die Türken einen gewaltigen Scheiterhaufen erbauten, des Königs Leichnam herbeischleppten, ihn auf das Holz warfen und unter wildem Jubel verbrannten. — Indessen nahten der König von Elsaß, der Herzog von Lützelburg und der Graf von Lusinia der Stadt Prag und dem feindlichen Lager. Eglantina, die betrübte Prinzessin, wendete sich in der Angst ihres Herzens zu Gott und betete inbrünstig: „Herr, mein Gott, erbarme Dich meiner, der armen elenden Waise! Wer soll mir rathen und helfen, da mir Vater und Mutter entrissen sind, wenn nicht Du Dich meiner annimmst! Sind nicht meine Feinde auch die Deinen, die Ungläubigen, welche mein Land verwüsten und Deine Bekenner ermorden? Laß, allmächtiger Gott, nicht mich und meine Unterthanen in die Hände der Ungläubigen fallen, daß sie uns nicht zwingen, von

unserm Glauben abwendig zu werden, und so nicht nur zeitlich, sondern auch ewig uns verderben.“ Wie sie nun während des Wüthens der Feinde, die sich schon Herren der belagerten Stadt dünkten, also betete, siehe, da kam ein Bote, der rief: „Ich bringe gute Zeitung, seid fröhlich und danket Gott dem Herrn in Euren Herzen! Der König von Elsaß, unsers verstorbenen Herrn Bruder, sammt dem Herzog von Lützelburg und dessen Bruder, dem Grafen von Lusinia, ziehen daher mit großer Macht Euch zur Hülfe!“ Als solches Eglantina, ihre Landesherren und alles Volk vernahm, schöpften sie neue Hoffnung und frischen Muth. Alsbald gingen sie wieder tapfer an die Vertheidigung der Stadt und stritten von der Mauer aus kräftig gegen die Feinde, welche wider dieselbe anstürmten. Diese wunderten sich, als sie die Christen so fröhlichen Muthes sahen, und erfuhren auch bald die Ursache, denn es kam Einer athemlos aus dem Lager gelaufen und rief ihnen zu: „Lasset ab wider die Mauer zu streiten und eilet zurück zu den Zelten, denn es naht ein gewaltiges Heer christlichen Volkes, denen in der Stadt zu Hilfe!“ Da solches die Ungläubigen hörten, erschraken sie und liefen eilend nach dem Lager, stellten sich vor demselben in Schlachtordnung und empfingen das christliche Heer. Auch die Christen kamen in guter Ordnung und bald entbrannte eine blutige Schlacht. Die Christen griffen mit hohem Muthe an, aber die Türken vertheidigten sich mit nicht geringerer Tapferkeit. Mancher Schild und viele Helme wurden da zerhauen. Reinhardt besonders zeigte sich als ein tapferer und starker Kämpfer; er erschlug eine große Anzahl der Ungläubigen, theilte viele Wunden aus und spaltete manchem Helden das Haupt. Auch die übrigen christlichen Ritter legten herrliche Proben ihrer Tapferkeit ab. Der türkische Kaiser aber, als er sah, daß sein Volk zu wanken begann, ward zornig, erhob seinen Schild gewaltig und brachte viele Christen zur Erde. Reinhardt im Grimme

drückte seinem Rosse die Sporen in die Seite, sprengte dahin wo er den Kaiser sah, schwang sein Schwert hoch empor und schlug einen gewaltigen Hieb, davon dem Kaiser das Haupt bis auf die Zähne gespalten ward und er also todt vom Pferde fiel. Nun wurden die Ungläubigen alsbald sieglos und flüchtig und litten großen Schaden, denn die christlichen Reiter verfolgten sie mit heftiger Begier und erschlugen wen ihr Schwert erreichen mochte. Nachdem das Feld geleert und das Kämpfen beendet war, ließ der König von Elsaß einen großen Holzstoß schichten und den Leichnam des Kaisers so wie die Leichen der erschlagenen Ungläubigen darauf legen und verbrannte sie zu Pulver, wie auch sie dem böhmischen Könige gethan hatten. Die beiden Brüder Antoni und Reinhardt nahmen hierauf in den erbeuteten Zelten der Feinde ihre Wohnung, der König von Elsaß aber zog in die Stadt Prag, von mehr als hundert Rittern begleitet. Die königliche Prinzessin, seines Bruders Tochter, kam ihm entgegen und empfing ihn mit vielem Dank, aber auch vieler Klage um ihren theuren Vater. Der König von Elsaß sprach ihr Trost zu: „Beruhige Dich, liebe Eglantina, denn ist schon Dein Vater mit Tod abgegangen und Dein Land verwüstet worden, so hat ihn doch Gott nicht ungerächt gelassen denn er hat die Leichen unserer Feinde in meine Hand gegeben, und ich habe sie verbrennen lassen zu Pulver, wie sie an meinem Bruder gethan haben.“ — „Vergebt, theurer Ohm, erwiderte Eglantina, mein Herz ist allzuvoll der Betrübniß um den guten Vater, als daß ich mich der Rache freuen könnte, welche doch die Todten nicht wieder zu erwecken vermag.“ — Der König von Elsaß sagte noch: „Wir müssen uns wohl fügen, liebes Kind, denn gegen das Unabänderliche hilft kein Klagen. Laß uns Gott danken, der uns den Sieg und Dir Errettung verliehen, und Deinem Vater ein feierliches Begräbniß zur Ehre seines Gedächtnisses begehen.“ — Als nun

das Begräbniß mit aller Pracht abgehalten wurde, kamen auch die Herren von Lusinia nach der Stadt, und das böhmische Volk staunte sie wegen ihrer sonderlichen Bildung und berühmten Tapferkeit an. Nach dem Begräbniß berief der König von Elsaß alle Vasallen der Krone Böhmens zu sich und redete sie an: „Werthen Freunde, nachdem es Gott gefallen hat, meinen Herrn Bruder, Euern bisherigen König, von hinnen zu nehmen, stehet es Euch zu, daß Ihr wohl bedenket, wer fernerhin die Krone Böhmens tragen soll. Mein Bruder hat keinen Sohn, sondern nur eine Tochter hinterlassen, welche die Erbin aller seiner Besitzungen ist, der es aber als einem schwachen Weibe nicht geziemet, ohne männlichen Beistand ein so großes Reich zu regieren. Darum, meine Freunde, bedenket, ob Ihr einen tapfern und ehrenwerthen Fürsten kennet, welchen die Prinzessin Eglantina zum Gemahl nehme und damit zu ihrem und Eurem Herrn mache.“ Die böhmischen Vasallen erwiderten hierauf: „Wir bitten Eure Majestät, Ihr wollet uns in dieser wichtigen Angelegenheit mit Eurem Rathe beistehen, um so mehr, als Ihr selbst, im Fall daß unsre gnädigste Prinzessin Eglantina ohne Leibeserben stürbe, von Rechtswegen unser König würdet. Ihr werdet aber mit väterlicher Vorsorge um das Wohl Eurer königlichen Nichte und dieses Landes besorgt sein, und ihr einen solchen Gemahl erlesen, welcher dieses hohen Vorzuges würdig ist.“ — „Wohl, sagte der König von Elsaß, nachdem es nun Zeit ist, meine theure Nichte und dieses Land so zu versorgen, daß neuer Schrecken durch feindlichen Einfall möglichst verhütet und abgewendet werde, so will ich Euch einen gar ritterlichen Helden empfehlen, welcher der Ehre, Eglantinas Gemahl und Euer König zu sein, wohl werth, auch aus edlem Geschlechte ist, und der Euch ein treuer Fürst und rechter Freund und Helfer in der Noth sein wird. Ich meine aber keinen andern, als Herrn Reinhardt, Grafen von Lu-

nig, welcher mit seinem ritterlichen Schwerte nicht wenig zur Vernichtung Eurer Feinde beigetragen hat.“ Als nun die böhmischen Landesherren einhällig und freudig ihre Beistimmung zu der getroffenen Wahl gegeben hatten, ließ der edelmüthige König von Elsaß den Grafen Reinhardt zu sich entbieten und sagte zu ihm: „Kommet, Herr Graf von Lusinia, ich will Euch halten, was ich versprochen habe, denn ich habe nicht vergessen, daß ich Euch gelobt habe, meine Nichte, die Prinzessin Eglantina, Euch zur Gemahlin zu geben und Euch zu einem König in Böhmen zu machen. So empfanget sie denn als Eure Braut und das Königreich Böhmen als Aussteuer!“ Reinhardt dankte dem König von Elsaß für seine großmüthige Vorsorge und dieser befahl alsbald seiner Nichte, köstliche Kleidung und herrliche Kleinodien anzulegen, und nachdem auch Reinhardt, wie es seinem neuen Stande geziemte, sich herrlich geschmückt hatte, ward die Hochzeit mit so viel Pracht und Festlichkeit gefeiert, als bei der noch um den verstorbenen König obwaltenden Trauer ziemlich war. Die Hochzeit währte fünfzehn Tage, und da Tanz und Saitenspiel gemieden werden mußten, so wurde sie vorzüglich mit ritterlichen Uebungen gefeiert. Besonders Reinhardt that sich im Stechen ritterlich hervor und erntete Ruhm und Ehre. Das Volk staunte und rief: „Sehet, mit welch einem tapfern König uns Gott beschenkt hat; der ist wahrlich in einer gesegneten Stunde für unser Land geboren.“ — Nach der Hochzeit blieb Reinhardt zu Prag und wurde ein berühmter König, von dem noch in Chroniken zu lesen; der König von Elsaß aber zog mit Antoni, dem Herzog von Lützelburg, heim und entließen ihr Volk. Antoni ward von seiner jungen Gemahlin gar liebreich empfangen und zeugte mit ihr zwei Söhne, welche berühmte Helden wurden und von denen der älteste, Bertram genannt, nachmals des Königs von Elsaß einzige Tochter zur Gemahlin erhielt.

Geoffroy mit dem Zahne ziehet wider einen Riesen auf Abenteuer und Freimund wird ein Mönch.

Während Antoni und Reinhardt so hohe Ehren und seltenes Glück einernteten, war Raimund und Melusinas sechster Sohn Geoffroy mit dem Zahne auch zu einem starken und tapfern Ritter herangewachsen und sehnte sich nach einer Gelegenheit, seine ritterlichen Tugenden zu beweisen. Indem kam aus dem Lande Garanda die Nachricht, daß daselbst ein grausamer und ungeheurer Riese hause, welcher schon so viele Ritter erschlagen habe, daß sich keiner mehr an ihn wage. Dieser Riese verwüstete das Land weit umher und war bereits bis in die Nähe der Stadt Rochelle, welche Melusina in selbiger Gegend erbaut hatte, vorgedrungen. Es war eine große Klage über ihn und die Kunde von seinen gräulichen Verwüstungen verbreitete sich durch alle Länder. Als Solches nun Geoffroy vernahm, schwur er einen theuren Eid, daß er sich an den Riesen machen und ihn mit Gottes Hilfe erlegen wolle. Darüber erschrak sein Vater Raimund heftig, denn er meinte, der Riese möge seinem Sohne zu stark sein und werde ihn erschlagen; aber vergebens suchte er diesen auf andere Gedanken zu bringen. Geoffroy rüstete sich und ritt hochgemuth dem Lande Garanda zu, grämte sich wenig um die Warnungen seines Vaters und die Thränen Melusinas und hoffte unter göttlichem Beistande Sieg und Ruhm davonzutragen. — Freimund, Melusinas siebenter Sohn, welcher die Wolfshaut auf der Nase hatte, war nicht wie seine Brüder also muthigen Sinnes, zeichnete sich dagegen durch Liebe zu den Wissenschaften aus, in denen er auch bereits nicht geringe Fortschritte gemacht hatte. Häufig besuchte er das von seiner Mutter erbaute Kloster zu Malliers, um mit den gelehrten Mönchen in demselben sich zu unterhalten, und bekam endlich eine so heftige Begierde, selbst Mönch zu werden, daß er sich mit großer Bitte deßwegen an seinen Vater Raimund und seine Mutter Melusina

wendete. Jener erwiderte ihm: „Freimund, Du siehst, wie alle Deine Brüder nach Ehren streben, auch als kühne und tapfere Ritter sich einen großen Namen gemacht haben, und ich soll nun unter meinen Kindern einen Pfaffen haben? Das gefällt mir wenig und ich wünsche vielmehr, daß auch Du nach Ehren und Ritterschaft streben mögest, wie Deine Brüder.“ Aber Freimund sagte dagegen: „Ich will nimmer ein Ritter werden, noch je einen Harnisch tragen, sondern ich will für Euch und meine Brüder zu Gott beten, und darum bitte ich Euch, liebe Eltern, um Gottes willen, Ihr wollet mir in meinem Vorhaben nicht hinderlich sein und mich den geistlichen Stand wählen lassen. Nichts weiß ich, was mir in diesem Leben lieber wäre, als entfernet von der Eitelkeit der Welt zu leben, ein Mönch im Kloster zu Malliers zu sein und daselbst bis an mein seliges Ende Gott dem Allmächtigen zu dienen.“ Da nun Raimund sah, daß sein Sohn so große Begierde habe, in den geistlichen Stand zu treten, daß er sich davon nicht würde abbringen lassen, so berieth er sich seinetwegen mit seiner Gemahlin Melusina, welche ihm antwortete, daß er nur thun möge, was ihm gut dünke in dieser Angelegenheit, da sie in allen Dingen mit seinem Willen übereinstimme. Raimund ließ nun den Freimund wieder vor sich rufen und sagte ihm, daß er seinem Wunsche nachgeben wolle, wenn seine Begierde Gott zu dienen so groß sei. Doch möge er sich überlegen, ob er noch in das Kloster zu Malliers treten wolle, dessen Mönche eine so schwere Regel hätten, oder ob er es nicht vorziehe in einen leichteren Orden zu treten, oder ein Domherr zu werden, auch ließ es sich wohl bei dem heiligen Vater in Rom bewirken, daß dieser ihm ein Bisthum ertheile. Freimund antwortete und sprach: „Lieber Herr Vater, ich begehre nichts, als ein Mönch zu Malliers zu werden!“ So erfüllte denn Raimund seinen Willen und ließ ihn, wiewohl schweren Herzens, nach Malliers in das Kloster ziehen.

Raimund und Melusina erhalten Nachricht von ihren Söhnen Antoni und Reinhardt. Raimund bricht sein Melusina gethanes Gelübde.

Als Raimund und Melusina sich zu Favet aufhielten, kam ein Bote geritten, der brachte Raimund die fröhliche Nachricht, wie tapfer seine Söhne gestritten und wie Antoni ein Herzog von Lützelburg, Reinhardt aber ein König in Böhmen geworden sei. Raimund war hoch erfreut, rief seine liebe Gemahlin und theilte ihr lächelnd die Botschaft mit. Melusina freute sich auch von Herzen und beide dankten Gott, daß er ihnen solchen Segen in ihren Kindern gegeben habe, denn drei waren mächtige Könige, ein vierter Herzog und ein fünfter Mönch zu Malliers geworden, welcher für alle beten konnte, daß ihr Glück Bestand haben möge. Ach, aber das Unglück, welches über Raimund kommen sollte, stand schon vor der Thüre, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß großes Glück dem Menschen nur in um so größeres Elend, Noth und Jammer sich verkehret, und wohl zu seinem eigenen Seelenheil, da es Gott selbst so geordnet hat. — Es war eines Sonnabends, als Raimund Melusina wie gewöhnlich vermißte, denn diesen Tag hatte sie sich von ihm ausbedungen. Raimund hatte bisher seinen Eid, daß er an diesem Tage nicht nach ihr forschen wolle, treu gehalten, denn er liebte sie und hatte keinen Argwohn gegen sie. In derselben Zeit aber war Raimunds Vater, der alte Graf vom Forst, mit Tode abgegangen und war ihm sein ältester Sohn als Graf gefolgt. Dieser kam an jenem Sonnabende seinen Bruder Raimund zu besuchen, und dieser hatte ihn zu ehren aus der Umgegend viele vornehme Gäste zu sich geladen. Als nun die Gäste ankamen, wendete sich der Graf vom Forst an Raimund und sagte ihm, er möge doch seine Gemahlin rufen lassen, daß sie die Gäste gebührender Maßen empfange. „Lieber Bruder, sagte Raimund, heute verlange meine Gemahlin nicht zu sehen, morgen wird sie Dich begrüßen.“ Hierbei begnügte sich der Graf

vom Forst fürs Erste, nach dem Mittagessen aber nahm er seinen Bruder auf die Seite und sagte zu ihm: „Raimund, lieber Bruder, glaube mir, daß ich herzlich um Dich besorgt bin. Siehe, es geht ein allgemeines Gerücht in dem Lande, das sagt, Du seist verzaubert, und Deiner Gemahlin, nach der Du keinen Sonnabend fragen darfst, wird viel Uebles nachgesagt. Ich muß Dir dieß aber sagen, weil ich Dein Bruder bin und die Schande mir zu Herzen geht, welche die Leute Dir und Deiner Gemahlin anthun. Einige meinen, sie pflege heimliche Buhlschaft; Andere, sie sei ein Ungeheuer, welches zu Zeiten die menschliche Gestalt ablegen müsse. Darum solltest Du nachforschen, wie Deine Frau die Sonnabende zubringt, um entweder selbst des bösen Zaubers Dich zu entledigen, oder das üble Gerede der Leute aus Ueberzeugung widerlegen zu können.“ Als Raimund diese Rede seines Bruders vernahm, wurde er roth und bleich vor Zorn, griff nach seinem Schwerte und eilte in die Gemächer seiner Gemahlin, welche sie besonders für sich hatte anlegen lassen und die er bis dahin noch niemals, seinem Versprechen gemäß, betreten hatte. Bald kam er an eine eiserne Thür und stand still, überlegend was er zu thun im Begriff sei. Er gedachte der Rede seines Bruders und wie seine Gemahlin vielleicht in diesem Augenblick eine Sünde begehe, welche ihm selbst zu Schaden und Unehre gereiche, aber er wollte sie über der That ereilen, um sie desto gerechter mit seiner Rache zu treffen. Er entblößte das Schwert und trat der Thür näher, als er in derselben eine Oeffnung entdeckte, durch welche er das ganze Gemach zu übersehen vermochte. Pochenden Herzens legte er sein Auge an die Oeffnung. Er sah, wie das Gemach eine wunderbare Grotte war, auf deren Boden ein Springquell sein krystallhelles Wasser in ein weites Becken ergoß. Melusina ganz entkleidet badete sich. Sie that als merkte sie nicht, daß sie beobachtet werde und kämmte ihr langes, herrlich gelocktes

Hauptthaar. Wie erschrak und erstaunte aber Raimund, als er bemerkte, daß Melusina nur bis zur Mitte des Leibes ein überaus schönes blühendes Weib sei, von da an aber ihr Körper in einen garstigen Schlangen= oder Drachenschwanz auslief, welcher in azurblauer Farbe mit weißen Silberfaden besprengt glänzte. Eine Zeit lang stand Raimund in den seltsamen Anblick und tiefes Nachsinnen versenkt, der Angstschweiß lief ihm von der Stirn, denn obgleich ihm vor der abschreckenden Gestalt, in welcher ihm sein Weib erschien, innerlich graute, so sah er doch auch ihr holdes, nur Unschuld und Liebe ausdrückendes Gesicht, gedachte ihrer Tugend und Frömmigkeit, ihrer treuen Liebe und ihres Gehorsams. Er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst, ging endlich schweigend wieder zurück, machte sich selbst Vorwürfe, daß er sich zum Zweifel an der Treue seiner Gemahlin habe hinreißen lassen und faßte einen tiefen Groll gegen



seinen Bruder, welcher ihn zu der Unbesonnenheit verleitet hätte, die ihm nach Melusinas Weissagung all sein herrliches Lebensglück kosten sollte. Als ihn aber sein Bruder tiefsinnig und mit zornfunkelnden Augen zurückkommen sah, empfing er ihn mit den Worten: „Ich sehe es Dir an, lieber Bruder, daß Du die Untreue und Ehrlosigkeit Deines Weibes entdeckt hast!“ Raimund aber fuhr heftig auf: „Nein, Du hast mich belogen! Du bist mir ein schändlicher Bruder und zur unglücklichen Stunde in dieses Haus gekommen, welches ich Dir niemals vergessen kann. Hüte Dich, daß Du ferner meinem unschuldigen Weibe Uebles nachredest, denn sie ist fromm und tugendhaft, und eile von dannen so bald als möglich, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Ich sage Dir, Du allein bist schuld an meinem Verderben, denn Du hast mich verführt, zu thun, was mich um Glück und Güter und endlich um das Leben bringen wird. Darum geh und hüte Dich, daß wir einander noch einmal begegnen, während wir leben!“ Raimund tobte in seiner Wuth also, daß Jeder meinte, er sei von Sinnen gekommen, und der Graf vom Forst so wie alle anwesenden Gäste eilten, aus seiner gefährlichen Nähe zu entfliehen. Als sie fort waren, versank Raimund in tiefes Herzeleid. Er gedachte, wie hoch und theuer er seinem lieben Weibe geschworen, an keinem Sonnabende ihr nachzuforschen, gedachte ihrer Drohung, die sie mit so herzinniger Wehmuth mehr als einmal gegen ihn ausgesprochen, gedachte seines süßen herrlichen Glückes und wie dieses nun mit seinem holden Weibe für immer von ihm gehen werde. Vergebens suchte er sich damit zu trösten, daß ihn Melusina vielleicht nicht bemerkt haben möchte, als er sie belauschte, aber er erinnerte sich, wie sie ja sogar verborgene Dinge wisse, und fand daher keinen Trost in seinem Elend. „Ach, seufzte er, wehe mir, wehe der unglücklichen Stunde, in der ich armer elender Mensch geboren bin! Soll ich nun durch meine schändliche Un-

treue und Wortbrüchigkeit sie verlieren, sie, die all meine Freude, mein Trost, meine Zuversicht, der Fels ist, auf dem mein Glück sich gründet! Ach, Melusina, theures süßes Weib, wenn ich dich verliere, so will ich aus der Welt fliehen, in Wüsteneien mich bergen und nichts mehr denken und thun, als um dich klagen und weinen, und mich verwünschen, der ich selbst mein herrliches Glück von mir gestoßen habe!“ Solche Klagen trieb Raimund den ganzen Tag und die folgende Nacht, wälzte sich weinend und jammernd auf seinem Lager und that vor großem Herzeleid kein Auge zu. Als aber der Sonntagsmorgen anbrach, kam Melusina wie gewöhnlich zu ihm ins Schlafgemach, heiter und unbefangen, entkleidete sich und war wieder ganz ein natürliches schönes Weib. Sie legte sich zu ihm und umfing ihn mit liebreicher Zärtlichkeit, und indem sie merkte, daß er ganz kalt und vor Leid und Unmuth krank war, redete sie ihn an: „Was ist Dir, Raimund, mein allerliebster Gemahl! Bist Du krank, so offenbare Dich mir, daß ich mit Gottes Hilfe Dir Beistand leisten kann!“ Melusina kannte gar wohl die Ursache seines Leidens, hatte aber ein inniges Mitleid mit ihm, weil sie ebenfalls wußte, wie schweres Leid er um sein Unrecht trage und daß er an Niemand das Geheimniß verrathen, welches er zu seinem eigenen Schaden aufgedeckt hatte. Raimund sagte, daß er sich erhitzt habe und nun von Krankheit und Frost befallen sei; Melusina tröstete ihn, daß er bald wieder genesen werde, küßte und liebkoste ihn. Da faßte Raimund wieder Muth und Hoffnung und wurde durch seines treuen Weibes zärtliche Pflege bald wieder gesund.

Geoffroy streitet wider den Riesen, kehret siegreich heim und verbrennet das Kloster zu Malliers mit allen Mönchen und seinem Bruder Freimund.

Während sich das Gemeldete auf dem Schlosse zu Lusinia zutrug, irrte Geoffroy mit dem Zahn im Lande Garanda umher

und fragte Jedermann nach dem Riesen, wo er sei, er wolle mit ihm streiten. Da erfuhr er endlich, der Riese heiße Gedeon und wohne auf einem festen Schlosse. Als nun Geoffroy in die Nähe des Schlosses gekommen war, stieg er vom Rosse, legte den Harnisch an, gürtete sein Schwert um die Hüften, hing an den Sattelbogen einen gewaltigen stählernen Streitkolben, setzte den Helm auf, hing an den linken Arm seinen mit Golde köstlich verzierten Schild, faßte mit der Rechten seine Lanze und schwang sich wieder auf sein Roß, um gegen den Feind zu reiten. Seine Begleiter ließ er zurück, und da er sah, daß sie um ihn traurig waren, sprach er ihnen fröhlich Muth zu und sie empfahlen ihn der göttlichen Gnade. Mit fröhlichem Herzen und tapferm Muthe ritt Geoffroy gegen das Schloß, in welchem der Wüthrich hauste und welches vor seinen Augen auf einem hohen Berge lag. Als er an die Brücke kam, rief er mit lauter Stimme: „Wo bist Du, schändlicher Bösewicht, der Du mein Land verwüstet und die Meinen ermordet hast? Ich gehe nicht eher von hinnen, als bis ich mit Gottes Hilfe Rache an Dir genommen und Dich erschlagen habe!“ Als ihn der Riese also rufen hörte, meinte er, es liege ein ganzes Heer vor seiner Burg, um wider ihn zu streiten, und fuhr mit dem Haupte über die Zinnen des Schlosses empor. Sein Haupt war so groß wie ein Stierkopf, und als er den einzigen Ritter erblickte, lachte er in seinem Herzen über dessen thörichte Verwegenheit. Indeß legte er doch seinen Harnisch an und trat vor das Schloß. Da maß seine Länge funfzehn Schuh und in der linken Hand hielt er einen stählernen Schild, in der rechten drei eiserne Stangen; drei mächtige eiserne Hämmer staken in seinem Gürtel. Als ihn Geoffroy ersah, staunte er wohl über seine ungeheure Länge, fürchtete sich aber nicht, sondern schrie ihn tapfer an. Der Riese Gedeon lachte und sagte: „Wer bist Du denn, kleines Menschlein, und wo kommst Du her?“ — Geoffroy antwortete:

„Ich bin Geoffroy mit dem Zahne von Lusinia! Und nun wehre Dich, Unhold, denn es ist an dem, daß Du Dein Leben lassen mußt!“ — Der Riese sagte ganz ruhig: „Unglücklicher Mensch, ich schlage Dich ja mit Einem Streiche zu Tode! Doch ich will Erbarmen mit Dir haben, weil Du noch so jung und schon so kecklich bist. Ich hätte wenig Ehre davon, wenn ich solch ein Knäblein tödtete; darum reite getrost Deiner Wege!“ Geoffroy antwortete: „Du sollst Dich meines jungen Lebens nicht erbarmen, erbarme Dich vielmehr Deiner selbst, denn so Gott will, soll mein scharfes Schwert Deinem Leben alsbald ein Ende machen.“ Als der Riese ihm nur durch ein spöttliches Lachen antwortete, rief der junge Ritter: „Nun wehre Dich, wenn Dir Dein Leben lieb ist! drückte damit sein Pferd ein Stück rückwärts und sprengte dann mit eingelegter Lanze gegen den Riesen, welchen er also hart auf die Brust traf, daß er auf den Boden niederstürzte. Von dem Fall schien die Erde zu beben, aber schnell sprang der Riese wieder auf und war nun wuthentbrannt. Geoffroy ritt eilig zum zweitenmal gegen ihn, aber der Riese hatte dießmal seine eiserne Stange erhoben und traf mit derselben das Roß des Ritters also kräftig, daß demselben beide Vorderbeine abflogen. Wie das Pferd stürzte, sprang Geoffroy schnell aus dem Sattel, hatte auch schon sein Schwert gezückt und versetzte damit dem Riesen einen Schlag, von welchem ihm der Schild entfiel. Von der stählernen Stange erhielt nun aber auch der Ritter einen Schlag, daß ihm fast Hören uud Sehen verging. Doch faßte er sich schnell wieder, eilte zu seinem gefallenen Rosse, stieß zugleich das Schwert in die Scheide und riß vom Sattelbogen den stählernen Streitkolben. Mit diesem schlug er dem Unhold die Stange aus der Hand. Sogleich hatte aber der Riese aus seinem Gürtel einen der schweren Hämmer gerissen und schleuderte denselben gegen Geoffroy, daß ihm der Kolben entfiel. Der Riese wollte diesen aufheben, aber wie er

sich bückte, schlug ihm der junge Ritter mit dem Schwerte, welches er behend gezogen hatte, den einen Arm ab. In Schrecken und Wuth faßte mit der andern Hand Gedeon wieder eine seiner Stangen und schlug nach Geoffroy einen so gewaltigen Schlag, daß er selbst, jenen, der schnell auf die Seite sprang, verfehlend, auf die Knie niederstürzte. Behend schlug ihn nun Geoffroy in das eine Bein, worauf der Riese völlig niederfiel und mit lautem Geheul seine Götter um Schutz anflehte. Noch einen Hieb that der junge Ritter mit seinem scharfen Schwert, und dem Riesen war Helm und Haupt gespalten; also ward dieses Ungeheuer gefällt. Geoffroy nahm des Riesen eigenes Horn und aus der Burg des Riesen, so wie aus der ganzen Umgegend kamen Leute herbei, denn sie mußten dem Riesen gehorchen, so lieb ihnen ihr Leben war. Als sie nun aber herbei kamen und sahen den christlichen Ritter und das Werk, welches er vollbracht, da waren sie über die Maßen froh, priesen Geoffroy als ihren Retter und bewunderten seine Stärke und Gewandtheit. Es verbreitete sich die fröhliche Kunde von dem Tode des Riesen und Geoffroys Ehre durch alle Länder. An seine lieben Eltern auf Lusinia schickte Geoffroy mit dem Zahn einen Boten, der ihnen genaue Kunde geben sollte von dem, was sich mit ihm zugetragen. Indeß blieb der Ritter noch einige Zeit im Lande Garanda, weil man ihn als den Riesentödter hoch in Ehren hielt und nicht fortlassen wollte. Da sich indeß sein Ruhm so schnell ausgebreitet hatte, kam eines Tages ein Bote eilend geritten, der brachte einen Brief, in dem wurde ihm gemeldet, daß im Lande Norheim, welches zum Königreiche Norwegen gehörte, ein fürchterlicher Riese hause, der Land und Leute verwüste, und daß die Landesherren, welche von seinem Ruhme gehört hatten, ihn um Gottes willen bäten, mit seiner großen Tapferkeit wider den Riesen ihnen zu Hilfe zu ziehen. Wenn er den Riesen erschlüge, so wollten sie ihn als ihren Herrn und König anerkennen. Geoffroy

gab nun dem Boten diesen Bescheid: „Nicht um Land und Leute zu erwerben, werde ich kommen, sondern aus Barmherzigkeit mit der Noth des Landes und um mit Gottes Hilfe ein gutes Werk zu vollbringen.“ Während sich nun Geoffroy zu der Fahrt nach Norheim rüstete, kam auch Botschaft vom Schlosse Lusinia. Sein Vater schrieb ihm in einem Briefe, wie er und Melusina sich über den Sieg ihres Sohnes freuten, und vermeldete ihm zugleich, wie sein Bruder Freimund im Kloster zu Malliers ein Mönch geworden sei. Als dieses Geoffroy mit dem Zahne las, wurde er zornig und wüthend, schäumte nicht anders wie ein Eber, und alle die um ihn waren wagten ihm kein Wort entgegen zu reden. Dabei verschwur er sich mit fürchterlichen Eiden, daß er blutige Rache an den schändlichen Mönchen nehmen wolle, die seinen Bruder verführt und bezaubert hätten, daß er ritterliche Ehre verschmäht und ein fauler Pfaff geworden sei. Hierauf ließ Geoffroy eilends die Pferde satteln und ritt mit seinen Dienern ohne abzusitzen, bis sie bei dem Kloster zu Malliers kamen. Der Abt mit den Mönchen kam ihm freundlich entgegen, als er die Farben eines Herrn von Lusinia von Weitem gesehen hatte; aber ihre Freude nahm ein schnelles Ende, denn Geoffroy fuhr sie zornig an: „Ihr Bösewichter, warum habt Ihr meinen Bruder verführt, daß er die Ritterschaft verläugnet hat und ein Mönch geworden ist? Aber ich will Euch bösen Lohn dafür geben, denn Ihr müßt in dieser Stunde alle Euer Leben lassen!“ Vergebens versicherten der Abt und Freimund selbst, daß dieser aus eignem freien Willen den geistlichen Stand erwählet habe; Geoffroy wurde nur noch wüthender. Er trieb die Mönche in das Kloster zurück, besetzte mit seinen Leuten jeden Ausgang desselben, ließ einen großen Haufen Heu, Stroh und Holz aufthürmen, so daß, nachdem er angezündet worden, der Wind die Flamme gegen das Kloster zu trieb. Da mußten nun durch seinen ungerechten schändlichen Zorn alle Mönche

sammt seinem eigenen leiblichen Bruder unschuldig und jämmerlich in dem Kloster verbrennen. Als Geoffroy das Wehgeschrei der Unglücklichen vernahm, da wurde wohl sein Herz erweicht und sein Gewissen erwachte, aber es war zu spät, und in Wuth und Verzweiflung wendete er sich nun wider sich selbst, denn er gedachte auch des Jammers, den er über seine Eltern gebracht hatte, wie ihn dieselben mit ihrem Fluche treffen würden und er ferner unwerth der göttlichen Hilfe sei. Eilend ritt er von dannen nach dem Lande Garanda, wo der Bote aus Norheim seiner harrte, stieg zu Schiff und kam mit glücklichem Winde gen Norwegen.

Raimund, durch den Schmerz über seines Sohnes Missethat außer sich gebracht, verräth, daß er seiner Gemahlin die Treue gebrochen, und Melusina scheidet unter großem Herzeleid.

Raimund saß mit Melusina seiner Gemahlin zu Tisch, da trat ein Bote ein, der eilte nicht sehr, grüßte die beiden und schwieg hernach ganz still. Als ihn nun aber Raimund fragte, was er bringe, da sprach er nach manchem schweren Seufzer: „Herr, obschon ich viel lieber schwiege, so ist es doch meine Pflicht, Euch die traurige Nachricht zu hinterbringen, daß eines Eurer Kinder nicht mehr am Leben ist.“ — „Welcher ist es von meinen Söhnen?“ fragte Raimund. „Es ist Freimund!“ erwiderte der Bote. Da stießen Raimund und Melusina schwere Seufzer aus und Jener fragte weiter: „Ist er als ein Christ von hinnen gegangen und beerdigt worden?“ — „Ach, Herr, sagte dagegen der Bote, er konnte kein christliches Begräbniß erhalten, denn er ist mit allen Mönchen im Kloster zu Malliers verbrannt worden.“ Weiter meldete nun der betrübte Bote dem Raimund auf sein dringendes Befragen Alles, was geschehen war, und wie Geoffroy in seinem Zorne diese Missethat begangen habe. Nachdem aber Raimund Alles erfahren, redete er vor Schmerz und Zorn weiter kein Wort, sondern stieg auf sein Pferd

sein liebes Weib doch wohl noch einmal wiedersehen könne; so oft er jedoch in der Kammer auf sie wartete, ließ sich die Gestalt nicht blicken. Die Kinder wuchsen, genährt von der Milch ihrer Mutter, zusehends und in fröhlicher Gesundheit empor.

Geoffroy streitet in Norheim wider den Riesen und erlangt Kunde von der Abstammung seiner Mutter Melusina.

Während nun solches auf dem Schlosse Lusinia geschah, war Geoffroy mit dem Zahn im Norheimer Lande, um wider den Riesen zu streiten. Als sein Schiff ans Land gestoßen und er ausgestiegen war, wurde er von den Herren im Lande Norheim sehr freundlich empfangen. Sie erzählten ihm von den grausamen Thaten, welche der Riese täglich vollbringe und wie er noch vor Kurzem an Einem Tage hundert Ritter und mehr denn Tausend vom gemeinen Volk erschlagen habe. Da Geoffroy erfuhr, daß der Riese ein so schändlicher Bösewicht sei, so hoffte er um so mehr mit Hilfe Gottes ihn zu überwinden und forderte einen Boten, der ihm nach des Riesen Behausung den Weg zeige. Nachdem er den Boten erhalten, ritt Geoffroy alsbald dem Berge zu, wo sich der Riese gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Da sie nun ein Stück Weges hinauf geritten waren, erblickte der Bote den Riesen auf einem Felsen unter einem Baume sitzend, und begann sogleich vor Furcht zu erblassen und zu erzittern, so daß ihn Geoffroy nach der Ursache seines Schreckens fragte. Der Bote konnte aber anfangs kein Wort hervorbringen, sondern wies nur mit der Hand nach dem Felsen zu, auf welchem der Riese saß, so daß nun auch Geoffroy das Ungeheuer erblickte. Der Bote wollte Geoffroy nicht ferner begleiten, versprach jedoch auf ihn zu warten, um dem Kampfe zuzusehen und die Nachricht von dessen Erfolge vor seine Herren bringen zu können. Als nun der Riese, dessen Name Grymold war, den Ritter ganz allein heranreiten sah, meinte

er nicht, daß ein so einzelner Mann wider ihn zu streiten sich unterstehen könne und hielt ihn für einen Unterhändler zwischen ihm und dem Lande. Daher stand er auf und ging dem Ritter auf einer Wiese den Berg herab entgegen. Dabei hielt er in der Hand einen mächtigen Balken, der aus einer Buche gemacht worden war, und drehte denselben zwischen den Fingern, als ob er ein leichtes Spazierstäbchen gewesen wäre. Als er nun ziemlich nahe herangekommen war, schrie er den Ritter an, wer er sei und was er wolle; worauf Geoffroy antwortete: „Du ungeschlachter Teufelsknecht, ich will Dich mit Hilfe Gottes überwinden und Dir noch heute den Kopf vom Rumpfe trennen; darum wehre Dich, weil es Zeit ist.“ Der Riese sprach spöttlich: „Ei, gestrenger Herr Ritter, seid mir doch gnädig, lasset mich beim Leben, nehmet mich lieber gefangen und verkauft mich als Knecht, damit ich nur den Leib behalte.“ Geoffroy aber zeigte ihm bald, daß er nicht zu spotten, sondern sich seines Lebens zu wehren hätte. Er legte nämlich alsbald seine Lanze ein, hielt den Schild vor sich und sprengte gegen den Riesen an, den er auch so hart auf die Brust traf, daß er alsbald zur Erde stürzte, und wenn der Riese nicht mit einem stählernen Harnisch gewappnet gewesen wäre, so würde er ihm die Lanze durch den Leib gerannt haben. So jedoch blieb der Riese unverletzt, sprang schnell auf und holte mit seiner Stange gegen den Ritter aus. Als dieß Geoffroy sah, sprang er schnell vom Rosse und stellte sich mit dem Schwerte dem Riesen gegenüber. Dieser aber redete ihn an: „Ihr habt mir einen guten Stoß beigebracht, daraus ich erkenne, daß Ihr ein starker Held seid, und wenn Ihr sonst einen ehrenwerthen Namen habt, so nennt mir denselben.“ — „Ich bin Geoffroy mit dem Zahne, Graf von Lusinia!“ erwiderte der Ritter. „Von Euch habe ich gehört, sagte der Riese, denn Ihr habt meiner Mutter Bruder, den Riesen von Garanda, erschlagen, aber zur rechten Stunde

seid Ihr hierher gekommen, um Euern Lohn von mir zu empfangen." Alsbald that er auch einen gewaltigen Schlag nach Geoffroy, der jedoch zurück sprang, so daß die Stange neben ihm vorbei einen Fuß tief in den Felsen hineinfuhr, und noch ehe der Riese den Arm wieder hatte erheben können, hat ihn der Ritter mit seinem Schwert einen solchen Hieb beigebracht, daß das rothe Blut zwischen den Ringen seiner Rüstung hindurch tröpfelte. Nun ward Grymold wüthend und schlug mit seiner Stange also mächtig um sich, daß Geoffroy alle seine Gewandtheit anwenden mußte, um nicht tödtlich getroffen zu werden; endlich aber brach die Stange von den ungeschickten Schlägen mitten entzwei und fuhr dabei die eine Hälfte derselben drei Fuß tief in den Felsen hinein. Schnell sprang Geoffroy herzu und ließ sein Schwert so schwer auf des Riesen Helm fallen, daß er davon ganz betäubt war, aber Geoffroy erhielt auch von dem Riesen einen solchen Faustschlag auf den Helm, daß er fast besinnungslos zur Erde gesunken wäre; doch sammelte er sich und verwundete den Riesen nochmals mit seinem Schwerte, daß ihm das Blut bis zu den Füßen herunter rann. Nun fluchte der Riese seinen heidnischen Göttern, welche ihm keinen Beistand geleistet hatten, rannte gegen den Ritter an, umfaßte ihn in der Mitte des Leibes und suchte ihn niederzuwerfen. Da rangen die Beiden, daß ihnen der Athem verging, den Riesen aber schmerzten noch überdieß seine Wunden, so daß er ganz ohnmächtig wurde. Alsbald ließ Geoffroy ihn los und eilte sein Schwert wieder zu erlangen, um mit demselben den Riesen vollends hinzurichten; aber der Riese hatte indeß das Bewußtsein wieder erlangt, sprang schnell hinter einen Felsen und versank in ein finsteres Loch, in welches ihm Geoffroy für jetzt nicht folgen mochte. Er ritt zu dem Boten zurück, und man sah ihm wohl an, wie hart er zu kämpfen gehabt hatte. Sein Helm war zerschlagen, sein Harnisch zerrissen, und als ihn nun die

Herren von dem Lande Norheim, welche mit vielem Volke herbei gekommen waren, also erblickten, meinten sie nicht anders, als daß der Riese schon gefällt sei. Aber ihre Freude legte sich bald, als sie vernahmen, daß derselbe dem Ritter noch lebend entronnen sei. Einer von den Landesherren fragte Geoffroy, ob er dem Riesen seinen Namen gesagt habe, und als es dieser bejahte, fuhr er fort: „Nun dann kommt er sicher nicht mehr heraus aus seiner unterirdischen Behausung in dem Berge, denn er hat eine Prophezeihung, daß ihn ein Herr von Lusinia erschlagen werde, und daß Ihr der Mann dazu seid, hat er nun wohl sattsam erfahren.“ Als Geoffroy solches hörte, schwur er einen Eid, daß er nicht eher dieses Land verlassen wolle, bis daß er den Riesen erlegt hätte, und sollte er ihn auch in dem Berge selbst aufsuchen. Ein anderer Landesherr warnte ihn aber davor, weil in dem Berge viele Gespenster und wunderlich seltsame Dinge zu Hause wären. Es habe nämlich einst vor langen Jahren zu Norheim ein König, Namens Helmas, geherrscht, der habe seiner Gemahlin Persina gelobt, sie niemals im Kindbette besuchen zu wollen; nachdem er aber sein Gelübde gebrochen, hätten ihn seine drei Töchter in dem Felsen verschlossen gehalten. Was aber aus der Mutter und den drei Töchtern endlich geworden, solches wisse Niemand zu sagen; aber ein Riese habe sich seitdem stets in der Gegend aufgehalten und den Eingang in das Innere des Berges gehütet. Der jetzige Riese sei der fünfte oder sechste und alle hätten das Land verwüstet und die Menschen geplündert und umgebracht. Durch diese Erzählung war Geoffroy nur begieriger gemacht worden, das Innere des Berges kennen zu lernen, und beschloß daher, den Riesen daselbst aufzusuchen und ihn nicht entrinnen zu lassen. Am nächsten Morgen, nachdem er durch den Schlaf frische Kräfte erhalten hatte, machte sich Geoffroy auf, ritt zu dem Berge und suchte hinter dem Felsen das Loch, in welches der Riese sich geflüchtet hatte.

Nachdem er es gefunden, ließ er seine Lanze hinab und erreichte auch glücklich den Boden. Darauf befahl er seine Seele Gott, machte das heilige Zeichen des Kreuzes und ließ sich selbst an der Lanze hinab. Unten umgab ihn eine tiefe Finsterniß, und mit der Lanze um sich fühlend entdeckte er einen Gang, in welchem er eine Weile fortging, bis er an eine Thüre kam, welche er aufstieß und nun bei einem Schimmer wie von einbrechendem Tageslicht in einem hohen und weiten Gemach sich erblickte. Unsägliche Reichthümer, Gold und Edelgestein, glänzten ihm von allen Seiten entgegen und in der Mitte des Gemaches erhob sich ein marmornes Grabmal, das stand auf sechs goldenen Pfeilern, die mit Edelgestein reichlich besetzt waren. Oben auf dem Grabmale lag eine Bildsäule, die war ganz aus durchleuchtendem milchweißem Chalcedon gearbeitet und stellte einen gekrönten König dar. Zu den Füßen der Bildsäule saß ein steinernes Frauenbild, das hielt in der Hand eine große Tafel, auf welcher folgende Inschrift zu lesen war: „Dieses ist der König Helmas, mein allerliebster Gemahl, der hier begraben liegt und ein mächtiger König zu Norheim war. Als er mich zu seinem Weibe nahm, hat er mir gelobt, mich niemals in meinem Kindbett besuchen zu wollen, und als er sein Gelübde gebrochen, hat er mich verloren. In demselben Jahre gewann ich in der Geburt drei schöne und wohlgestaltete Prinzessinnen, die ich mit mir nahm und auferzog. Nachdem sie erwachsen waren, stellte ich ihnen vor, welches Unrecht Helmas, mein Gemahl, an mir begangen habe, und die jüngste meiner Töchter, Melusina, beschloß, mich an ihm zu rächen, und beredete auch ihre Schwestern, ihr beizustehen. Sie haben ihn also in diesem Felsen eingekerkert gehalten bis an seinen Tod, worauf ich ihm dieses Denkmal gesetzt und einen Riesen zum Wächter bestellt, der wird Jedermann den Eintritt verwehren, bis er selbst demjenigen unterliegt, der hierher kommt und von meinem Geschlecht abstammt. Meinen

drei Töchtern aber habe ich drei Merkmale gegeben und ihnen drei Sachen auferlegt, darum, daß sie an ihrem Vater so arg mißgehandelt haben um seines an mir begangenen Treubruches willen. Melusina, die jüngste meiner Töchter, welche von ausgezeichnet klugem Verstande ist, wird alle Sonnabende von den Hüften abwärts eine Schlange oder Wurm und soll nicht anders erlöset sein, als wenn derjenige, den sie zu ihrem Gemahl erwählt, ihr gelobet, sie keinen Sonnabend sehen oder nach ihr fragen zu wollen und dieses sein Gelübde hält. Gewinnt sie einen solchen, so soll sie ein langes und fröhliches Leben haben und dann wie ein andrer Mensch selig sterben können. Meine andere Tochter, Melora, von wunderbarer Schönheit, ist ein Gespenst auf einem hohen Bergschloß in Armenien und wartet daselbst eines Sperbers. Wer ein edler und muthiger Ritter ist, der mag das Schloß besuchen und drei Tage des Sperbers hüten, ohne ein Auge zum Schlafe zu schließen. Vermag er dieses, so soll er eine Bitte thun an Melora, welche er will, und sie wird ihm gewährt sein, ohne meiner Tochter eigenen Leib, den soll er nicht erlangen; vermag er aber nicht das Werk zu vollbringen, also daß ihn der Schlaf übermannt, so soll er als ein verzauberter und gefangener Ritter bis an den jüngsten Tag bei meiner Tochter bleiben müssen und ihr dienstbar sein. Meiner dritten und ältesten Tochter, Plantina, habe ich befohlen, den Schatz ihres Vaters zu behüten, welcher in dem hohen Berge Roniche in Aragonien liegt. Keiner wird diesen Schatz zu heben vermögen, bis daß Einer von meinem Geschlechte kommt, der ihn mit Gewalt erobert und zugleich das gelobte Land gewinnt, also daß er König von Jerusalem, der Stadt des heiligen Grabes, wird. Ich selber heiße Persina, und habe also meinen Gemahl an meinen Töchtern nicht ungerächt gelassen; denn obschon er übel an mir gethan, so habe ich doch nicht aufgehört ihn zu lieben.“ — Als Geoffroy diese Worte las, war er nicht wenig

erstaunt, denn er erkannte deutlich, daß Melusina seine leibliche Mutter, Helmas und Persina aber seine Großeltern wären. Indeß gedachte er auch des Riesen, um dessenwillen er eigentlich hierher gekommen war, und suchte wo er ihn fände. Da entdeckte er endlich eine Thür, die führte ihn in ein noch viel größeres und höheres Gewölbe. In der Mitte desselben erhob sich ein hoher Thurm, und als er näher hinzutrat, gewahrte er viele mit eisernen Stäben verwahrte Gefängnisse, in denen lagen viele Männer gefangen, die riefen ihm zu und warnten ihn vor dem Riesen. Er aber lachte: „Eben deßwegen bin ich gekommen, daß ich dem Riesen begegne und seinem Leben mit Gottes Hilfe ein Ende mache!“ Als er noch so sprach, erblickte er den Riesen, der aber, so wie er den Ritter erkannte, eilend in eine Kammer entfloh und die Thür hinter sich zuschloß. Geoffroy sprang schnell herzu und trat wider die Thür, daß sie in Trümmer brach; aber indem versetzte ihm auch der Riese schon mit einem eisernen Hammer einen solchen Schlag auf den Helm, daß dem Ritter fast die Sinne vergingen und er nur der Festigkeit seines Helmes zu verdanken hatte, daß ihm nicht das Haupt eingeschlagen wurde. „Schlag um Schlag!“ rief der Ritter und schlug zugleich mit seinem Schwerte so gewaltig auf den Riesen, daß dieser zu Boden sank und einen so fürchterlichen Schrei ausstieß, daß der Thurm erbebte und er sogleich todt war. Da steckte Geoffroy sein gutes Schwert in die Scheide und ging zu den Gefangenen und fragte, woher sie wären und warum sie hier gefangen säßen. Sie antworteten ihm aber, daß sie sämmtlich aus dem Lande Norheim wären und hier von dem Riesen eingekerkert worden wären, weil sie den Tribut nicht hätten geben können, den der Riese von ihnen verlangt hätte. „So danket und lobet Gott, sagte Geoffroy, daß er mich hat hierher kommen lassen, denn zu dieser Stunde ist der Riese durch meine Hand gefällt worden!“ Da waren die Gefangenen über die

Maßen froh; Geoffroy aber suchte nach den Schlüsseln zu den Gefängnissen, die er auch endlich fand und damit die Thüren der Kerker eröffnete, wo denn nicht weniger als 200 Gefangene hervortraten, die ihm dankten und über ihre Erlösung jubelten. Geoffroy führte sie hin, wo der Riese in seinem Blute lag, und die Gefangenen erstaunten über die Stärke und Tapferkeit ihres Befreiers; der aber sagte: „Sehet, diese unterirdischen Gemächer sind voller Kostbarkeiten und Schätze, und obgleich ich dieselben durch Erlegung des Riesen mir gar wohl erworben habe, so begehre ich sie doch nicht, sondern überlasse sie Euch, damit Ihr sie nach Gerechtigkeit unter Euch theilen und Eurer neuen Freiheit durch sie froh werden möget!“ Sie waren des Dankes voll, er aber erzählte ihnen weiter, wer er sei und wie Alles bis dahin sich zugetragen hatte. Nachdem sie ihn nochmals gepriesen und bewundert, halfen sie ihm den Riesen aus dem Berge herausschaffen, und dann holten sie einen großen Karren, setzten den ungeheuren Leichnam darauf, banden ihn aufrecht sitzend fest, daß es schien als ob er noch lebe, und fuhren so mit ihm durch das ganze Land, ihres Retters Heldenthat erzählend und ihn rühmend und segnend. Die Landesherren und alles Volk empfingen Geoffroy mit Dank und Glückwünschen und sagten, daß sie ihn als ihren König anerkenneten, bereit seien ihm zu huldigen und ihm überdieß Länder und Reichthümer zu verehren. Der Ritter schlug aber solches Alles aus, sagte, sie möchten Gott danken, und segnete sie. Er sehnte sich seine lieben Eltern wiederzusehen, denen er vor seinem Scheiden so schweres Herzeleid bereitet hatte, und hoffte nunmehr ihre Vergebung erlangen zu können. Er bestieg also ein Schiff und fuhr zurück nach dem Lande Garanda.

Geoffroy kehret zurück und Raimund geht in die Einsamkeit, nachdem er sein Haus bestellet hat. Geoffroy's ferneres Leben und Ende.

Indeß war die Nachricht von der ritterlichen That, welche Geoffroy im Norheimer Lande vollbracht hatte, bereits nach Garanda und auch vor seinen Vater Raimund gekommen, welcher sich in seinem Kummer dadurch einigermaßen aufgerichtet fühlte und nach der Meeresküste ging, um die Ankunft seines Sohnes zu erwarten. Als Geoffroy nun landete, war eine große Menge Volks versammelt, die empfing ihn mit Jubelgeschrei und Segenswünschen; er aber bemerkte seinen Herrn Vater, ging eilend auf ihn zu und fiel ihm zu Füßen. Raimund hob seinen Sohn auf und umarmte ihn; als sie aber nachher allein zusammen waren, erzählte er ihm unter heißen Thränen, was sich Trauriges während seiner Abwesenheit auf Schloß Lusinia zugetragen habe. Geoffroy erschrak unmäßig und der Angstschweiß lief ihm über die Stirn, denn er merkte wohl, daß nichts Anderes als seine an dem Kloster zu Malliers begangene Missethat diesen traurigen Ausgang, welcher ihm die beste Mutter und seinem Vater die herzliebste Gattin geraubt hatte, herbeigeführt habe. Eine lange Weile brachte er nichts hervor als die Worte: „Ich klage Gott mein Herzeleid und Unglück.“ Nachher aber erzählte er seinem Vater Alles, was er in dem Berge in Norheim gefunden und gelesen, und Raimund erfuhr also, daß seine Gemahlin Melusina von königlichem Geschlecht und eine Tochter des Königs Helmas gewesen sei. Dagegen erzählte nun auch Raimund ausführlich, wie es gekommen, daß er seinem lieben Weibe die Treue gebrochen und daß ihn sein Bruder, der Graf vom Forst, durch seine argen Reden dazu verführt habe. Als solches Geoffroy vernahm, entbrannte sein hitziges Gemüth in Zorn wider den Grafen vom Forst und er ritt eilend davon, ohne seinem Vater zu sagen, wo er sich hinbegebe. Er begab sich aber vor das Schloß des Grafen vom Forst

und nahm Niemand mit sich als einige Diener und seinen Bruder Raimund. Er fand das Schloß offen, stieg vom Pferde und ging, während die Andern auf ihn warteten, allein in dasselbe hinein. So kam er denn in den Saal, in welchem der Graf vom Forst mit den Seinen zu Tische saß, entblößte sogleich sein Schwert und rief dem Grafen zu: „Du schändlicher Bösewicht, Du sollst zur Stunde Dein Leben lassen, weil ich durch Dich meine Mutter verloren habe!" Der Graf vom Forst sprang eilend auf und floh vor dem wüthenden Ritter, und auch die Uebrigen, welche im Saale waren, sprangen auf, wagten sich aber nicht an ihn, so gewaltig und fürchterlich sah er in seinem Zorne aus. Er verfolgte den Grafen, seinen Ohm, welcher sich in ein Fenster rettete und sich, dem Stoße ausweichend, mit welchem ihn Geoffroy zu treffen gedachte, so weit zurücklehnte, daß er zum Fenster hinausstürzte und sich auf dem Felsen zu Tode fiel. Hierauf schaltete Geoffroy als Herr auf dem Schlosse, ließ den todten Grafen aufheben und christlich beerdigen und forderte nachher von dessen Leuten, daß sie seinen jungen Bruder Raimund als Grafen vom Forst anerkennen und ihm Treue schwören sollten, welches auch geschah. — Indeß war Geoffroys Vater nach dem Schlosse Lusinia zurückgekehrt und hörte hier, welche neue schreckliche That sein Sohn vollzogen habe, war daher von Herzen betrübt und beschloß aller Freude des Lebens gänzlich zu entsagen, nach Rom zu ziehen und dem heiligen Vater seine Sünden zu beichten und nachdem er entsündigt worden, in die Einsamkeit eines Klosters sich zurückzuziehen. Geoffroy kehrte nach dem Schlosse Lusinia zurück, hörte die bittere Klage seines Vaters, ging hin und fiel ihm zu Füßen, indem er sagte: „Bedenket, gnädiger Herr Vater, wie dieser Graf vom Forst durch seine schändliche Verläumdung an allem Unglück schuld ist, welches unser Haus betroffen hat. Euch hat er um das Glück und die Ruhe Eures Lebens gebracht, meine liebe Mutter

hat er elend gemacht bis an das Ende aller Tage, und die göttliche Gnade hat er von uns abgewendet, daß mich Gott zu einem Werkzeuge der Rache gemacht an dem Kloster zu Malliers, wobei mein theurer Bruder Freimund durch meine Schuld den Tod gefunden, dessen ich niemals wieder froh zu werden vermag!“ Raimund erwiderte dagegen: „Mein Sohn Geoffroy, ich will Dir vergeben, denn ich weiß wohl, daß Dich Gott selbst zum Rächer aller meiner Sünden gesetzt hat, wie Deine sonderbare Gesichtsbildung eben so sehr als Deine Thaten beweisen. Ich muß durch Dich büßen, was ich einst an Emmerich, meinem lieben Herrn, was ich ferner an Melusina, meiner theuren Gemahlin, verschuldet habe. Nun, der Wille Gottes möge geschehen! Aber siehe auch Du zu, daß Du durch herzliche Buße die Missethaten sühnest, zu welchen Dein zorniges Gemüth Dich verführt hat. Vor Allem, mein Sohn, sollst Du das Kloster zu Malliers wieder aufbauen, schöner und reicher als es vordem gewesen ist.“ Nachdem ihm Geoffroy dieses aufs Beste auszuführen gelobt hatte, fuhr Raimund fort: „Ich aber, lieber Sohn, will in diesen Tagen eine große Reise antreten, welche ich längst beschlossen habe, und übergebe Dir daher mein Land, daß Du es regierest und beschirmest, und befehle Dir Dietrich, meinen jüngsten Sohn, daß Du ihn zur Tugend und Frömmigkeit auferziehest. Darnach, wenn er zu Jahren gekommen sein wird, sollst Du ihm die Herrschaften Portenach, Favent und Rochelle zu eigen übergeben, denn dieses ist der Wille Deiner Mutter Melusina.“ So sehr nun auch Geoffroy die Abreise seines Vaters bekümmerte, so durfte er doch nicht dawider reden und gelobte Alles getreulich zu thun wie er ihm befohlen habe. Nachdem Raimund von seinen Leuten allen Abschied genommen und sie ermahnt hatte, in Treue und Beständigkeit seinen Söhnen unterthan zu sein wie bisher ihm selbst, ritt er von dannen, indem ihm seine Söhne Geoffroy und Diet-

rich und einige Diener das Geleit gaben, bis sie das Meer erreicht hatten, wo sie unter herzlichen Umarmungen und vielen Thränen von einander schieden, Raimund zu Schiff gen Rom fuhr und Geoffroy mit seinem Bruder nach Lusinia zurückkehrte. Dietrich wuchs zu einem kühnen und stattlichen Ritter heran und wurde der schönste von allen seinen Brüdern. Nachdem er aber die Jahre erreicht hatte, ritt er nach Portenach und nahm diese so wie die andern vorhin genannten Herrschaften in Besitz. Er war gleich ausgezeichnet im Rath wie im Kriege, und nahm eine Gräfin aus der Bretagne zur Gemahlin, welche ihm großen Reichthum zubrachte und Kinder gebar, durch die das vornehme und berühmte Geschlecht der Herren von Portenach begründet wurde. — Geoffroy hatte Alles was an geschickten Künstlern und Bauleuten weit und breit zu finden war, versammelt, und ließ durch sie das Kloster zu Malliers in kurzer Zeit also herrlich wieder aufrichten, daß es nicht seines Gleichen hatte, und wenn man im Lande fragte: Wer ist der fromme Mann, der das Kloster also herrlich erbauet hat? so hieß es dagegen: Es ist Geoffroy mit dem Zahne, der Riesentödter, der will ein Mönch werden, denn der wüthende Wolf ist zum frommen Lamme geworden! — Indeß war Raimund zum Papste Leo nach Rom gekommen, hatte sich vor ihm gedemüthigt, ihm seine Sünden gebeichtet und von ihm Absolution erhalten. Darauf fragte ihn der heilige Vater, wo er künftighin zu bleiben gedenke, und Raimund erwiderte: „Allerheiligster Vater, ich will nicht wieder in mein Land zurückkehren, sondern in einem stillen einsamen Orte mein ferneres Leben in ernstlicher Buße und frommer Gottesbetrachtung zubringen; und zwar gedenke ich mein Leben im Kloster unserer lieben Frauen zu Montserrat in Aragonien zu beschließen.“ Der Papst lobte seinen Entschluß und entließ ihn mit seinem Segen, Raimund aber ruhte nicht, bis er im Lande Aragonien angekommen war. Da behielt er nur

einen Priester und einen Schüler bei sich, legte mit dem Priester Einsiedlerkleidung an und ging nach dem Kloster zu Montserrat.



Hier diente er Gott nach der Strenge der Klosterregel noch manches Jahr. Als aber die Zeit herangekommen war, daß Raimund sterben sollte, da hörten die im Schlosse zu Lusinia des Nachts eine wehklagende Stimme hoch in der Luft, und als sie aufblickten, sahen sie Melusina, halb Mensch, halb Wurm, im Dunkel der Nacht langsam dreimal um das Schloß herum fliegen, wobei sie ein schmerzliches Klagelied sang. Dieses geschah in drei verschiedenen Nächten. Geoffroy, der gar wohl wußte, was dieses zu bedeuten habe, gedachte seines lieben Vaters, übergab sein Regiment an seinen Bruder Dietrich und reiste eilend nach Rom. Hier beichtete er dem heiligen Vater, sagte ihm auch, was er gethan habe, um seine schwere Missethat zu büßen und Gott wieder wohlgefällig zu werden, und erhielt

darauf Vergebung seiner Sünden. Er erfuhr auch, daß sein Vater im Kloster zu Montferrat sich aufhalte, reiste dahin und fand Jenen bereits auf dem Krankenlager. Raimund freute sich, seinen Sohn noch einmal vor seinem Dahinscheiden zu sehen, hörte mit Dankbarkeit gegen Gott, wie Geoffroy seitdem ein gottgefälliges Leben geführt und wie sein Sohn Dietrich ein weiser und tapferer Herr geworden sei; Geoffroy aber blieb bei dem Greise und pflegte ihn treu, bis derselbe unter herzlichem Gebet verschied. Hierauf ließ jener ihn bestatten, wie es seinem Range und Reichthum gemäß war, und kehrte gen Lusinia zurück. — Geoffroy lebte noch eine lange Reihe von Jahren auf dem Schlosse zu Lusinia. Als er aber alt geworden war und eines Tages in dem Garten spazieren ging, kam ein Bote, der meldete ihm, wie in Aragonien auf einem Berge ein Gespenst hause, und wären auf demselben viele wilde und seltsame Thiere, welche schon vielen tapfern Rittern das Leben geraubt, die es unternommen hätten wider sie zu streiten, um den Schatz zu heben, welcher von dem Gespenste bewacht werde. Er sei nun gekommen um einen Ritter zu suchen, welcher endlich das Land von jenen Ungeheuern befreien könne! Als Geoffroy dieses hörte, gedachte er der Schrift, welche er in dem Begräbnisse des Königs Helmas im Lande Norheim gelesen, und daß nur ein Ritter aus dem Geschlechte dieses Königs den Schatz zu heben vermöge. Darum sagte er: „Wohlan, ich will mich der Sache unterziehen, und hoffe, Gott, der mir wider die Riesen beigestanden, der wird mir auch gegen diese Ungethüme den Sieg verleihen.“ Darauf hieß er sein Volk sich rüsten und ließ seinen Bruder Dietrich zu sich entbieten, damit er während seiner Abwesenheit die Regierung übernehme. Als er nun aber auf den Weg sich machen wollte, siehe da befiel ihn eine Krankheit, daß er nicht von hinnen konnte und kein Arzt vermochte ihm zu helfen. Da merkte er, daß sein Ende nahe wäre, ließ deßhalb einen Priester kom-

men, machte sein Testament, ordnete alle seine zeitlichen Angelegenheiten, setzte seinen Bruder Dietrich zum Erben seiner Güter ein, denn er selbst hatte niemals ein Weib genommen und hinterließ keine Kinder, befahl, daß sein Leichnam im Kloster zu Malliers beigesetzt werde, empfing das Sakrament und schied von dieser Welt. — Das Geschlecht der Herren von Lusinia, welches, wie gemeldet worden, in Besitz großer Königreiche, Fürstenthümer und sonstiger Güter gekommen war, breitete sich gewaltig aus und gingen aus ihm noch viele berühmte und mächtige Ritter hervor. Einer aus dem Geschlechte Lusinia, mit Namen Wilhelm von Portenach, hat auch zuerst diese Geschichte in welscher Sprache geschrieben.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Volksbücher.

4.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Der

Schildbürger

wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.



Der
Schildbürger
wunderseltsame, abentheuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten.

Vorrede an den Leser
oder
der Schildbürger erster Theil.

Nicht ohne Grund mag man sich verwundern, warum die hier vorliegende Historie von den berühmten Schildbürgern bis jetzt so lange unbekannt geblieben ist, da doch sonst nichts verborgen zu bleiben pflegt, was es etwa Denkwürdiges aufzuzeichnen gibt. Wer trägt aber die Schuld von dieser Nachlässigkeit? Nicht die Schildbürger selbst, denn diese haben wegen ihrer überaus wichtigen Geschäfte und wegen ihres tiefen Nachdenkens an das Schreiben und Aufzeichnen aller ihren Thaten keineswegs denken können. Mit Hilfe ihres scharfen Verstandes haben sie jegliche Arbeit, um nur mit dem Vielen, was sie vorhatten, fertig werden zu können, ungemein kurz und vortheilhaft auszurichten gewußt. Nicht mit Buchstaben, sondern mit andern tiefbedeutungsvollen Zeichen, stellten sie die Thaten ihrer Altvordern auf deren Grabsteinen dar. Sie verfertigten aber diese Grabsteine aus Lehm und zeichneten die Thaten ihrer

Väter mit den Fingern in dieselben, woraus man denn allerdings auf die Schärfe ihres Verstandes einen Schluß machen kann, denn hätten sie nicht mit ihren zarten Fingerlein den Lehm bearbeitet, so lange er noch weich war, so würden sie nachmals mit dem harten Steine gar viel Arbeit und Noth gehabt haben um die Zeichen auf ihn einzutragen. Ueberdieß waren aber auch die Schildbürger nicht so schwachen Gedächtnißes und hinfälligen Verstandes, wie Mancher von uns; sondern was ein Schildbürger von seinen Kindeskindern erzählen gehört, das konnte er noch etliche hundert Jahre hernach seinen Vorfahren Wort für Wort also genau erzählen, als ob er es schon vor Erschaffung der Welt gehört hätte. Demnach haben die Schildbürger ihre Sachen so heimlich gehalten, daß Niemand auf der Welt sie hat von ihnen erfahren können. Endlich aber hat der König von Nirgendsland, auch ein gar scharfsinniger Herr, von den Schildbürgern geträumet und alsbald drei seiner vornehmsten Räthe, von denen der eine ein Schleifer, der zweite ein Hechselschneider und der dritte ein Schlottfeger war, vor sich kommen lassen. Diesen dreien nun befahl der König auszuziehen durch aller Herren Länder, bekannte und unbekannte, und nicht eher zu rasten, bis daß sie drei Andere fänden, die an Höhe nud Breite des Verstandes ihnen gleichen würden. So gingen denn jene drei ohne Weiteres fort und nahmen ein Jeglicher sein Handwerkzeug auf den Rücken. Nach langen Reisen geschah es, daß sie endlich nach Schildburg hinter Utopia in kalekutischen Landen kamen. Wie sie nun hier einwanderten, da war es eben daran, daß der Schultheiß oder Bürgermeister, Namens Seufried Lödel, mit den Rathsherren zu Rathe ging. Es waren aber noch nicht alle versammelt, und darum setzte der Bürgermeister, welcher sonst die Schweine der Gemeinde gehüthet hatte, sein Sauhorn an den Mund und bließ in seinem Unmuth also, daß er ganz schwarz im Gesicht ward. Die Rathsherren aber ver-

standen den Ruf und liefen so eilig herbei, daß sie sich fast zu Tode gelaufen hätten. Daran hatte der Bürgermeister ein Wohlgefallen, warf sich in die Brust und sprach: „Also muß man Euch Herrn herbeirufen, Ihr Flegel!“ Um dieselbe Zeit aber fuhren die Schweine aus, welche der Bürgermeister, derweil er Rathes pflegte, von seinem Vize-Sauhirten regieren ließ. Da nun die Schweine an dem Rathhause vorübergingen, rieben sie sich an demselben, daß es von unten bis oben erschüttert ward. Die versammelten Herren waren nicht wenig bestürzt, bedenkend, das Rathhaus könne von solcher Erschütterung zusammenstürzen; aber der Bürgermeister befahl alsbald, daß sich an jede der Ecken des Hauses ein Theil der Rathsherren stelle. Diese nun haben mit ihren Hüten in Ermangelung von Stecken die Schweine abgehalten, daß sie sich nicht am Rathhause rieben und gemeinem Wesen keinen Schaden fügten *). Die Schweine nun gingen vorüber und darnach die Rathsherren zu Rathe. Da aber das Rathhaus keine Stiege hatte, so stand des Bürgermeisters Knecht allbereits oben und ließ ein Seil herunter, daran ein starker Knebel befestigt war. Auf diesen Knebel setzte sich ein Rathsherr nach dem andern und wurde von dem Knecht an einer Rolle hinaufgewunden. Als Solches die fremden Abgesandten gewahrten, standen sie offnen Mundes und vergaßen denselben wieder zuzumachen, denn sie wunderten sich über alle Maßen,

---

*) Es ist nicht zu verwundern, wenn die Schildbürger, nachdem ihr Bürgermeister also durch seinen schnellen und weisen Befehl zur Zeit der Noth das Rathhaus und damit das Vaterland gerettet, einmüthig beschlossen haben, daß er fortan den Titel eines „Vaters des Vaterlandes“ führen, auch einen Ehrenkranz tragen solle. Da nun in ihrem Lande keine Lorbeern wuchsen, so nahmen sie des edlen Salzkrautes, welches bei ihnen in hohen Ehren gehalten wurde, jetzt aber Nessel genannt wird, flochten daraus einen Kranz und setzten ihn ihrem Bürgermeister auf das Haupt. Der aber, rieb sich die Stirn, vergoß Thränen der Rührung und rief: „Ei wie heiß brennet die Stirn des Siegers unter dem Kranze der Unsterblichkeit.“

wie weislich Alles geordnet sei. Nun meinten sie ihres Gleichen gefunden zu haben. Doch, damit sie zuvor etwas von Jener Weisheit erlernten, ehe sie den Bürgermeister anredeten, sind sie erst auf den Kirchhof gegangen und haben allda die Grabsteine besehen. Sie sahen die zierliche Arbeit auf denselben und entdeckten auch nach langem Nachdenken, daß auf eines Jeden Grabstein kürzlich verzeichnet war, worin derselbe sich ausgezeichnet habe. Wo eine Mistgabel eingezeichnet war, da lag einer, der sich auf Mist wohl verstanden hatte u. s. w. Hierauf haben sich die Abgesandten zum Rathhaus verfügt und Audienz bei dem Bürgermeister begehrt; welche ihnen nach langem Bedenken unterthäniglich vergönnt worden. Also sind sie nach einander auf den Knebel gesetzt und hinaufgezogen worden. Der Schleifer führte das Wort und sprach nach vielen Reverenzen: „Wir drei Gesandten, ich, kunstreicher Messer-, Scheeren-, Beil-Schleifer mit meinem runden Schleifstein, und mein Gesell, hinten aufgerückter und vorn niedergebückter Stroh- oder Hechselschneider, sammt dem auch hochmögenden und unverzagten Schlottfeger, kommen aus fernen Landen zu Euch, Herr Seufried, der sein Säuhorn stark blasen kann, und der seine Säugeißel schwang von Aufgang zu Niedergang, unter und zwischen den Säufisten —“ Als er aber weiter reden wollte, überwog ihn der Schleifstein, daß er hinter sich zurück hinabfiel und that einen so harten Fall, daß er des Redens vergaß. Als er sich aber wiederum ein wenig ermuntert, baten ihn die Schildbürger, er möge in seiner angefangenen Rede fortfahren. Er aber konnte sich nicht regen; da merkten sie, daß er eine Rippe entzwei gefallen hätte. Deßwegen fanden sie geschwind einen Rath, wie ihm möchte geholfen werden, knebelten ihn wiederum hinauf und ließen ihn dann noch einmal herunterfallen: also fiel er die Rippe wiederum zu rechte. Da ermahnten sie ihn abermals, er solle in seiner Rede fortfahren. Er aber antwortete: „Ach,



sie ist mir in solchem Schrecken entfallen!“ Da liefen sie Alle heim und holten Schaufeln, Hacken, Karste, und Alles, was sie von Werkzeugen hatten, und fingen an zu graben an dem Orte, da der Schleifer gefallen war, auf daß sie seine Rede, die ihm entfallen war, wieder finden möchten. Nachdem sie aber viele Klaftern tief gegraben, haben sie doch nichts gefunden. Es that ihnen wehe, daß sie umsonst sollten gearbeitet haben, da fiel ihnen in ihrer Klugheit zur rechten Zeit ein, daß man das Loch zu etwas anderem brauchen könnte und beschloßen nach emsiger Berechnung einen Brunen aus dem Loche zu machen. Da sie aber nicht wissen konnten, wie tief der Brunnen werden würde, haben sie eine Stange über das Loch gelegt, daran hat sich ein Rathsherr mit beiden Händen angehängt, an desselben Fuß hat sich ein anderer gehängt, und so fort immer Einer an des Andern Fuß. Als es aber endlich dem obersten zu schwer werden wollte, rief er den an seinen Beinen Hängenden zu: „Ihr lieben Nachbarn, haltet Euch fest, ich muß einmal in die Hände spucken!“ Damit ließ er die Stange fahren, so daß Alle über einen Haufen fielen. Daraus mag man entnehmen, daß

auch kluge Leute einmal fehlen können. Endlich hielten sie auch Rath; wo sie mit der ausgegrabenen Erde hinsollten? Und nach langem Umfragen hat einer den Rath gegeben, man solle ein Loch machen und die Erde hinein führen. Die Andern haben einander angesehen und der Sache etwas weiter nachgedacht; endlich hat einer angefangen: „Wo sollen wir aber hin mit dem Erdhaufen, welchen wir aus dem neuen Loche graben werden?“ „Ei, antwortete der erste, seid Ihr nicht große Narren! Man muß das Loch so groß machen, daß beide Erdhaufen hineingehen.“ Da dies die drei Abgesandten hörten, wollten sie nicht länger allda verharren, sondern sind ganz schamroth wiederum davon gezogen; denn sie sahen wohl, daß sie mit ihrem Verstand viel zu gering wären gegen solche Leute. Sie sind also wiederum zu ihrem Könige gekommen und haben ihm Bericht erstattet, was sie in kalekutischen Landen vernommen, beides, aus Hörensagen, und dann aus Nachsinnen mit ihrem breiten Verstande. Auch haben sie verheißen, sie wollten noch einmal hinziehen, um mehr zu erkunden, zuvor aber Sorge tragen, daß sie mehr Verstand mit sich brächten, um der Schildbürger Weisheit recht würdigen zu können.

Der Schildbürger zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Vom Ursprunge, Herkommen und Namen der Schildbürger.

Es haben die Alten vor viel hundert Jahren diesen herrlichen Spruch, welcher auch noch zu diesen unsern Zeiten als wahrhaft sich erweiset, gehabt und gesprochen:

Wie Mann und Weib geartet sind,
So ist gemeinlich auch das Kind:
Sind sie mit Tugenden begabt,
An Kindern ihr deßgleichen habt.
Kein guter Baum gibt böse Frucht,
Der Mutter nach schlägt gern die Zucht.
Hat auch der Adler, hoch von Muth,
Furchtsame Tauben je gebrut't?
Doch, merk mich recht, merk mich mit Fleiß:
Was man nicht wäscht, wird selten weiß.

Eben Dieses kann von den Schildbürgern, welche hinter Utopia in dem Königreiche Kalekut wohnten, mit großem Ruhm und gutem Fug gesagt werden. Denn auch sie waren in ihrer lieben Voráltern Fußtapfen getreten und mit nichten abgewichen: bis sie die große Noth, die kein Gesetz kennt, so wie die Erhaltung und Förderung des lieben Vaterlands und gemeinen Nutzens, dem man alle Treue voraus zu leisten schuldig, genöthigt hat, einen andern Weg einzuschlagen, wie Dessen sogleich Meldung gethan werden soll.

Leider sind die Chroniken und Geschichtsbücher der berühmten Schildbürger bei dem großen Brande, der ihren Ort betroffen, mit untergegangen. Wenn wir jedoch demjenigen Glauben beimessen, was die Sage von ihnen berichtet, (welches nicht allzeit leer und nichtig, sondern gemeinlich wo nicht ganz, doch zum Theil wahr ist) so werden wir finden, daß ihre ersten Voráltern aus Griechenland gekommen sind, und von den weltberühmten weisen Meistern abstammten, durch welches denn, laut oben gemeldeten Spruches, auch ihre edle Art und hohe Weisheit hinlänglich bestätigt wird. Da nun bekannt genug ist, daß die Griechen gegen ihres Landes Wohlthäter und so zu sagen Väter des Vaterlandes sich meistens undankbar erzeiget, so daß sie dieselben des Landes verwiesen, wo nicht gar getödtet haben, so kann man leichtlich entnehmen,

daß auch auf ähnliche Weise der Stammvater der Schildbürger habe ins Elend wandern müssen. Daß selbiger nicht der Schlechtesten einer gewesen, dafür leget zumeist das von ihm hinterlassene Werk Zeugniß ab, denn an den Schildbürgern, seinen Kindern, hat es sich bezeuget, was der oben angeführte Spruch besagt und auch in dem Sprichwort enthalten ist: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die Schildbürger schlugen ihrem Vater nach an Weisheit und Verstand. Weiter aber sagt auch ein Sprichwort: Schaden macht klug, und eine Katze, die sich einmal gebrannt, scheuet das Feuer; und so haben denn die Schildbürger in ihrer Weisheit sich wohl vorgesehen, daß sie nicht abermal des Landes und der Heimath dadurch verlustig gingen, daß sie für anderer Leute Nutzen sich aufopferten, wie solches Alles der günstige Leser im Folgenden ersehen wird.

Zweites Kapitel.

Von der Schildbürger großer Weisheit und hohem Verstande; wie sie daher von Fürsten und Herrn viel von Hause abgefodert und beschickt wurden, aber daheim in Schaden geriethen.

Da der Schildbürger Vater ein so hoch berühmter und weiser Mann gewesen, so läßt sich leicht ermessen, daß er seinen Kindern auch eine vortreffliche Zucht und Erziehung gegeben haben werde. Solche Erziehung hat in ihrer eigenen Natur einen gar guten Grund und Boden gefunden, und also ist es denn gekommen, daß die Schildbürger mit allen Gaben und Tugenden, vornämlich mit Weisheit, auf das äußerste und höchste also begabet und gezieret, ja überschüttet wurden, daß ihnen damalen in der Welt, so groß und weit dieselbe auch ist, Niemand vorzusetzen oder vielmehr zu vergleichen gewesen ist. Denn die weisen Leute waren zu derselben Zeit gar sparsam und nicht so

gemein, wie sie jetzt unter uns sind, da Jeder weise sein und für klug gehalten werden will. Der Ruhm und das Lob von der Schildbürger hohem Verstand und vortrefflicher Weisheit erscholl bald durch alle Lande und ward Fürsten und Herren bekannt; wie denn ein so herrliches Licht sich nicht leicht verbergen läßt, sondern allzeit hervorleuchtet und seine Strahlen von sich wirft. Demnach geschah es denn, daß oftmals aus ferngelegenen Orten, von Kaisern, Königen, Fürsten, Herren und Städten stattliche Botschaften zu den Schildbürgern abgefertigt wurden, um bei ihrer Weisheit in zweifelhaften Sachen Rathes zu erholen. Man fand auch immer, daß die treuen Rathschläge, so sie gegeben, nie ohne besonderen Nutzen verblieben, wenn man dieselben befolgte und ihnen nachlebte. Solches brachte ihnen erst rechtes Lob und schaffte ihnen einen großen Namen durch die ganze Welt. Oefters wurden sie auch reich beschenkt und geehrt, mit Gold, Silber, Edelsteinen und andern köstlichen Sachen und Kleinodien, denn die Weisheit ward damals weit höher geschätzet, als jetzt, wo die Narren hervorgezogen und obenan, oder auch gar allein an der Herren Tafeln gesetzt, die Weisen aber gering geschätzt, wo nicht gar verachtet und verstoßen werden. Jene köstlichen Gaben schätzten aber die Schildbürger als weise und verständige Leute gering, indem sie meinten, daß die Weisheit mit keinem Gut noch Gelde zu bezahlen sei, weil sie das andere Alles um so viel übertreffe, als die helle, lichte Sonne mit ihrer Klarheit den Mond, der erst durch sie sein Licht empfängt, übertrifft.

Der Höchst' nach Gott der Weise ist,
Dem Gut gebricht zu keiner Frist;
Ist reich, frei, schön und wird geehrt,
Trotz einem König, der's ihm wehrt.

Endlich kam es soweit, daß von Fürsten und Herren, die ihrer auf keine Weise entrathen konnten, jeder begehrte, der Schild-

bürger einen selber persönlich bei sich am Hofe und an der Tafel zu haben, damit ihm derselbe täglich und in allen Dingen mit seinem Rathe beistehen möge, und so aus ihm wie aus einem Brunnen der Weisheit geschöpft werden könne. Darin handelten die Fürsten sehr klug, denn, was mag einem Fürsten wohl mehr zur Zier und Ehre gereichen als die Weisheit, das herrlichste Gut, dessen der Mensch im Leben theilhaft werden kann. Die Gesellschaft der Weisen ist Jedermann Nutz, den Fürsten aber um so mehr, je höher sie gestellt sind.

Es wurde nun bald Dieser bald Jener von den Schildbürgern beschickt und in ferne Länder gefordert und da zu selbiger Zeit noch nicht, wie jetzt, Hunderte auf ein Amt, ihre Weisheit anzubringen, in Hunger und Elend warteten, so kam es in kurzer Zeit dahin, daß fast Keiner mehr daheim war, sondern Alle von Haus abwesend waren. So mußten denn die Weiber an der Männer Statt stehen und für sie Alles verwesen und versehen, den Feldbau, das Vieh und Anderes, das sonsten einem Manne zustehet. Wiewohl nun Solches die Weiber nicht eben ungern thun mochten, in der Hoffnung, dadurch das Hausregiment zu erhalten, so geschah es doch auch damals, wie es noch heut zu geschehen pflegt: daß Weiber-Arbeit und Gewinn gegen den, so die Männer arbeiten und gewinnen, sehr gering ist. Solches dienet aber den Weibern keinesweges zur Verachtung, sondern dienet nur dazu, daß man einen Unterschied mache zwischen dem, was der Männer und was der Weiber Geschäft ist. Alle Männer der Welt könnten zusammen nicht ein Kindlein gebären, sie müßten es denn etwa ausbrüten, wie Jener, der sich auf einen Käse setzte, um ein Kalb auszubrüten; aber auch gar viele Weiber würden nöthig sein, um eine Festung zu erobern. — Als die Schildbürgerinnen ihrer Männer Geschäfte versahen, ward das Feld nur schlecht bebaut, und die Früchte des Feldes fingen an abzunehmen, denn des Herrn Fußtritte,

welche allein den Acker recht düngen, wurden nicht gespart. Das Vieh, welches sonst durch des Herrn Auge recht fett wird, ward mager, verwildet und unnütz; alles Werkzeug und Geschirre wurde wandelbar, nichts verbessert und ersetzt, und was das Aergste war, das Gesinde, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam und wollten nicht Gutes mehr thun, denn sie wollten selbst Herr sein an der Auswärtigen Stelle.

Des Herren Tritt den Acker düngt,
Des Herren Aug' das Vieh verjüngt;
Des Herren Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorsam Knecht und Maid:
Wo nicht der Herr kommt selber hin,
Ist schlecht gewißlich der Gewinn.

Die Schildbürger also, welche in guter Meinung Jedermann mit ihrer Weisheit nützlich zu sein bemüht waren, nicht um Goldes willen, sondern wegen der gemeinen Wohlfahrt, geriethen dadurch selbst in verderblichen Schaden und es ging ihnen nicht anders, denn Jenen, von denen es heißt:

Wer Andrer Händel scheidet,
Am ersten Schaden leidet.
Getreuer Dienst bringt bösen Lohn,
Undank, sonst nichts, trägt man davon.

Drittes Kapitel.

Wie die Weiber zu Schilda Rath fassen, ihre Männer wiederum heim zu fordern, und deßhalb ein Schreiben an sie abgehen lassen.

Der Mann kann nicht ohne das Weib sein, das Weib nicht ohne den Mann. Denn, wo kein Mann ist, da ist auch kein Herr; wo kein Herr ist, da ist auch keine Furcht; wo keine Furcht ist, da thut Jedes, was es will; wo Jedes thut, was es will, da folgt selten Eines des Andern Rath; wo Keins dem Andern folget, da wird selten etwas Rechtes draus. Es muß ja allzeit

Eines dem Andern die Hand reichen und ihm die Arbeit abnehmen, damit sie gefördert werde, wie wir solches an den großen Fabriken und Werkstätten ersehen können, die einzig auf solche Weise so viele und vortreffliche Dinge zu Stande bringen. Andererseits, wo kein Weib ist, da hat der Mann keine Hauswirthschaft; wo aber keine Hauswirthschaft ist, da taugt auch nirgends die Staatswirthschaft.

Wo ein Mann ist, aber kein Weib,
Daselbst ist ein Haupt ohne Leib:
Und wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist der Leib, kein Haupt daran.

Daher, weil Keines ohne das Andere etwas Ganzes und Rechtes ist und Eins ohne das Andere nicht bestehen kann, geschieht es, daß Mann und Weib einander begehren und suchen und beisammen wohnen, obschon nicht Alle einträglich bei einander bleiben mögen. Solches Alles sahen die Weiber der Schildbürger allmählig, je mehr sie in Schaden kamen, ein, und kam daher die ganze weibliche Gemeinde, welche indessen das Regiment führen und die Aemter verwalten mußte, zusammen, den gemeinen Nutzen und desselben Wohlstand und Wohlfahrt zu beherzigen und dem ferneren Schaden zu steuern und zu wahren, daß ihrer Güter und Gewerbe Abgang, ja ihrer Aller endliches Verderben und Untergang abgewehret und verhütet werde. Nach langem Bedenken und vielem Geschwätz wurden sie endlich einig, daß sie ihre Männer wieder abfordern und heimberufen wollten. Solche Raths-Erkenntniß ins Werk zu richten, ließen sie folgendermaßen einen Brief stellen und schreiben und schickten denselbigen an alle Orte und Enden, wo sie wußten, daß ihre Männer waren:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schildburg, entbieten Euch, unsern getreuen, herzlieben Ehemännern, sämmtlich und sonderlich unsern Gruß, und fügen hiermit zu wissen:

demnach (Gott Lob und Dank) unser ganzes Geschlecht mit höchster Weisheit und Verstand solchermaßen begabet und vor Andern gesegnet, daß auch weitgelegene Fürsten und Herren solche nicht allein zu hören, sondern auch derselbigen sich in vorfallenden Geschäften zu bedienen sonderliches Begehren tragen und deßhalb Euch Alle zu sich von Haus und Hofe, von Weibern und Kindern abfordern und hernach lange Zeit bei sich behalten; da denn zu besorgen, daß sie Euch irgend mit Gaben und Verheissungen also bestricken, daß Ihr gar nicht mehr abkommen könnet, sondern in der Fremde, fern von Haus und Hof, fern von uns und Euren lieben Kindern, fern von allem, was Euch lieb ist und angenehm, Euer Leben zubringen und beschließen müsset; inzwischen aber unsern Sachen zu Hause weder gerathen noch geholfen ist, dieweil alle Ding in Abgang gerathen, das Feld, aus welchem wir unsre Nahrung haben, aus Mangel des Bauens verderbt, das Vieh verwildert, das Gesinde ungehorsam wird, die Kinder muthwillig werden; daß wir anderen Ungemaches, so aus Eurem Abwesen entsteht, als welches Ihr nach Eurer Weisheit und hohem Verstande selbst erachten könnet, geschweigen, und auch dessen nicht gedenken, daß unser Geschlecht der Schildbürger, welches nun so viele Jahre lang gewähret, dadurch in Abgang kommet und aus Verwilderung der Hauswirthschaften zuletzt ganz ab- und untergehet: Also haben wir, in Betrachtung dieser und anderer Ursachen, nicht können unterlassen, wie wir denn auch zu thun schuldig, Euch hiermit Eures Berufs und Amts zu erinnern und wiederum heim zu mahnen."

„Welches dann Ihr um soviel desto mehr und eher annehmen und thun werdet, in Betrachtung und Zu-Herzen-Führung, wie sogar unbilligerweise wir armen Weiber von Euch, die Ihr uns, nach Eurem Zusagen und Versprechen, Treue und Glauben zu halten und zu leisten schuldig und verbunden, nunmehr eine lange

bringt, indem sie ihre Männer damit nur unwillig und widerwärtig gegen sich machen. Es wurde aber zu Schilda ein allgemeines Freudenfest angestellt, zu welchem Männer und Frauen zusammen kamen, und die Männer mußten von ihren Frauen, die sich gar klug und weise zu sein dünkten, nachdem sie den Männern ihr Recht bewiesen, mancherlei Vermahnung hören: daß sie mit Fleiß und Eifer gut machen möchten, was sie daheim versäumet hätten, welches sie denn auch getreulich zu thun versprachen. Auf Solches traten die Schildbürger zusammen, Rath zu fassen: Was doch zu thun sei, damit sie von auswärtigen Herren nicht fernerhin, wie bisher, gefordert und abberufen würden, sondern bei dem Ihren ruhig bleiben und demselbigen in allem Frieden vorstehen könnten? Da es aber damalen schon spät am Tage und der Handel sehr wichtig war, beschlossen sie, daß man künftigen Tages zusammenkommen, von den Sachen ernstlich handeln und was zu thun wäre, endlich beschließen solle. Also gingen die Schildbürger, nachdem sie mit weisen Reden, welche süßer und lieblicher, als Honig sind, und bei einer Mahlzeit schöner als Gold und Silber stehen, deßgleichen auch mit Speise und Trank, (aber nicht mehr als nöthig, denn die Weisen übernehmen sich nicht im Essen und Trinken, wie die Thoren), sich genügsamlich ergötzt hatten, ein jeder in sein Haus und begab sich wer nicht länger wachen wollte, zu Bett, so gut er es fand.

Fünftes Kapitel.

Wie die weisen Schildbürger Rath hielten und sich eine närrische Weise anzunehmen endlich entschlossen.

Folgenden Tages verfügten sich die weisen Herren, Rath zu halten, unter die Linden, denn daselbst pflegten sie sich allzeit zu versammeln und Gemeinde zu halten, so oft solches

gemeine Nothdurft erforderte und es Sommer war. Im Winter aber war Rathhaus und Wirthshaus Ein Haus und der Sitz hinterm Ofen der Richterstuhl. Als sich nun der Schultheiß mit seinen Geschworenen zu Gericht niedergesetzt hatten, verrichteten sie in kurzer Zeit viele streitige und spännige Sachen, die sich in Zeit ihrer Abwesenheit angesponnen hatten. Nachdem das Gericht aufgestanden, wurden die von der Gemeinde auch dazu genommen und der Haupthandel, darum sie gemeinlich zusammen berufen worden, solchergestalt vorgelegt: Welcher Rath zu fassen sei, damit sie nicht mehr also von Hause abgefordert würden, sondern bei dem Ihren bleiben und desselben warten könnten? — Als besonnene Männer hielten sie vorerst den Schaden, der ihnen aus ihrer Abwesenheit erwachsen, gegen den Nutzen, den sie von ausländischen Herren, welchen sie gedient, empfangen, und befanden, daß der Nutzen den Schaden beiweitem nicht könnte verbessern und ersetzen. Darum ward eine Umfrage gethan: Welchen Rath ein Jeglicher zu geben vermöge? Da hätte einer hören sollen die weisen und hochverständigen Rathschläge, so wegen vorgelegter Frage von allen Seiten her fielen und klüglich vorgebracht wurden. Etliche meinten: man solle sich fremder Herren eben gar nicht mehr annehmen, sich ihrer Gemeinschaft abthun und entschlagen, um wichtiger Ursachen willen, welche dieses Orts anzuführen, viel zu weitläufig. Andere achteten: besser wäre, daß man sich wohl ihrer nicht ganz und gar auf einmal entschlüge und abthäte, sondern man sollte ihnen so schlechtlich antworten und so kalte Rathschläge geben, daß sie von selbst abständen und sie unbesucht und unbekümmert ließen. Andere riethen anders, aber allzeit fand sich ein Umstand, welcher sich einwenden ließ, und einen endlichen Beschluß zu fassen verhinderte. Letztlich trat ein alter Schildbürger auf, der brachte sein Bedenken folgenden Inhalts vor: Sintemal ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einige Ursache

wäre, um welcher willen sie von Hause abgefordert und beschickt würden, woraus ihnen dann viel Schaden in ihrem Hauswesen erwüchse, so dünke ihm klärlich sich heraus zu stellen, daß, so wie die Weisheit sie bisher beschädigt, Gegentheils die Thorheit oder Narrheit sie beschirmen würde, wider die, so sie bis dahin von Hause abgefordert hätten. Wie man sie zuvor ihrer Weisheit halber abgefordert hätte; also würde man sie der Thorheit wegen daheim lassen. Deßwegen sei seine Meinung, daß sie Alle einfältiglich, Niemand ausgeschlossen, weder Weiber, noch Kinder, noch Junge, noch Alte, die allerwunderbar-narrseltsam-abentheuerlichsten Possen anfangen und reißen sollten, so immer möglich zu ersinnen und zu erdenken, und was einem Jeden Närrisches zu Sinn käme, das sollte er thun. Dabei würde ihnen aber ihre Weisheit selbst gar wohl zu Statten kommen. Denn man spreche ja gemeinlich: wenn es darum zu thun sei, daß einer einen Narren spielen solle, etwa in einer Komödie, so sei keiner tauglicher es zu thun, als eben der Weiseste und Geschickteste. „Es ist ja nicht eine geringe Kunst, einen Narren recht spielen und vorstellen können. Wohl oft geschieht, daß, wer solches unternimmt, aber die rechten Kniffe nicht weiß, gar wirklich zum Thoren wird und ein Narr bleibt sein Lebelang, weil der Kukuk behält seinen Gesang, die Glocke ihren Klang, und der Krebs seinen Gang." Solcher Rath und Meinung ward von allen Schildbürgern mit höchstem Fleiß und Ernst erwäget und deßhalb manche Umfrage gethan. Denn weil der Handel sehr wichtig und schwer, und ihrer Aller Heil und Wohlfahrt daran gelegen war, so wollten sie sich auf keine Weise in ihrem Beschluß übereilen. Nachdem aber befunden worden, daß aus jenem Rath ihnen nichts Nachtheiliges erwachsen könne, so ward mit einhelligem Urtheil erkannt und beschlossen, solcher Meinung in allen ihren Artikeln und Punkten aufs ernstfleißigste nachzusetzen und dieselbe aufs erste ins Werk zu richten. — Hiermit

ging die Gemeinde von einander, nachdem sie noch die Abrede genommen hatten, daß ein Jeder sich besinnen sollte, was fürs erste zu thun wäre, oder bei welchem Zipfel man die Narrenkappe ergreifen sollte.

Sechstes Kapitel.

Wie der Schildbürger Rathes einig wurden, ein neues Rathhaus zu bauen und was sich damit begeben hat.

Als hernach folgenden Tages abermals die Gemeinde zusammenberufen und Rath gehalten wurde, was sie ihrer Thorheit für einen löblichen, namhaften Anfang geben wollten, ward mancherlei Rath angehört und gebilligt, abgestimmt und beschlossen: Dieweil sie nun fernet ein ander Regiment, Weben und Leben an sich zu nehmen und zu bestellen bedacht und gesonnen wären, so sollte man zu einem guten glückhaften Anfang erstlich ein neues Rathhaus, so ihre Narrheit ertragen und leiden könnte, mit gemeiner Hülfe und Kosten bauen und aufrichten. — Die Schildbürger wußten gar wohl, daß solcher ihr Rathschluß noch eben kein sonderliches Zeichen ihrer neuerrichteten Narrheit sei, doch gedachten sie die Narrheit klüglich nicht mit einmal zu Hauf, sondern nach und nach hervorzulassen, vermeinten auch, wie der alte Poet sagt:

> Seht, es kreißt der Berg, o Graus,
> Er gebähret — eine Maus!

also werde ihre hocherhabene Weisheit, je größer sie sich anstelle, desto eher das Mäuslein der Narrheit glücklich zur Welt bringen. — Als nun Alles abgeredet und geordnet war, so zu einem solchen wichtigen Werk nothwendiglich erfordert wird, befand sich's, daß eben nichts fehlte den Bau frisch zu beginnen, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Gesang und Klang Holz und Steine gelocket hätte, daß sie selber her-

beygelaufen wären und sich fein ordentlich, wie zu einem solchen Bau nothwendig, auf einander gelegt hätten. Wie denn bei den alten Scribenten gelesen wird von dem Orpheus: daß, wann er auf seiner Harfe gespielet, so seien ihm, seinen lieblichen Gesang zu hören, nicht nur die Vögel und wilden Thiere, sondern auch die Bäume und ganze Wälder, ja ganze Berge nachgezogen; sogar große Wasserflüsse habe er beweget, daß sie still gestanden, ihm zugehöret und sich an seinem Gesang ergötzet und erquicket hätten. Dergleichen lieset man auch vom Amphion: derselbe hat mit dem lieblichen Klange seiner Harfe zu wege gebracht, daß ihm die Steine nachgezogen sind, sich fein ordentlich auf einander gefügt und so die Ringmauer der Stadt Theben in Böotia zu Stande gebracht haben. Solchen Geiger oder Spielmann wünschten sich die Schildbürger, ließen auch deßwegen einen Aufruf ergehen und stellten Versuche an, konnten aber keinen finden, und entschlossen sich also nothgedrungen, selbst gemeinschaftlich Hand ans Werk zu legen.

Siebentes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Bauholz zu ihrem neuen Rathhaus fällen, und es mit großer Arbeit über den Berg und wieder hinauf bringen.

Da der Schildbürger Weisheit nur allgemach wie ein Licht ausgehen sollte, so waren sie noch so klug, daß sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müsse, ehe man einen Bau anfangen könne. Rechte Narren würden ohne Holz, Stein, Kalk und Sand zu bauen unternommen haben. Die Schildbürger aber zogen sämmtlich und einmüthiglich mit einander in das Holz, das jenseit des Berges in einem Thale lag und fingen an das Bauholz zu fällen und in Balken zuzurichten nach ihres Baumeisters Rath und Angabe. Nach-

dem nun die Balken fertig waren, wünschten sie allzumal, daß sie eine Armbrust hätten, auf der sie es könnten heimschießen, der Meinung, sie würden durch solches Mittel unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben werden. Aber,

Der Hätt' ich und der Wollt' ich,
Deßgleichen auch der Sollt' ich,
Sind Brüder gewesen alle;
Gewannen doch nichts zumale;
Hätt' ich und Wollt' ich wenig hatten,
Weil Sollt' ichs Brüder gar nichts thaten.

Darum mußten die Schildbürger die Arbeit selber verrichten und machten sich hinter die großen Bauhölzer und brachten sie mit saurer Arbeit zuletzt den Berg herauf und jenseit alle bis auf Eines wieder hinab. Auch dieses letzte brachten sie den Berg herauf, und auf der andern Seite hinunter. Als sie aber in Mitten des abschüssigen Berges sind, entgeht ihnen der Baum, daß sie ihn nicht mehr halten können und fängt an selber fein allgemach den Berg hinab zu laufen, bis er zu den andern Hölzern hinkömmt, wo er stille liegt, wie ein anderer Stock. Solchem Verstand dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. — „Nun sind wir Alle, sprach ein Schildbürger, ja große Narren, daß wir so große Mühe und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinab gebracht: und ist unser Keiner so witzig gewesen, daß er gedacht hätte, diese Bäume könnten selber besser hinab gehen, denn wir sie hinab schleifen und tragen. Aber mit unserm selbsteignen Schaden müssen wir Narren klug werden.“— „Diesem (sagte ein anderer Schildbürger) ist Raths zu schaffen und zu helfen, ehe eine blinde Katze ein Auge aufthut. Wer sie hinab gebracht, kann sie auch wieder herauf bringen. Nun wohlan, lasset uns Hand ans Werk legen und die Hölzer alle wieder den Berg herauf tragen, damit sie selber hinunter gehen kön=

nen und wir es alsdann leichter und zugleich unsre Lust haben.“ Solcher Rath gefiel ihnen allen über die Maßen wohl und sie freuten sich, daß sie von ihrer angelegten Thorheit und angenommenen Narrheit eine so treffliche erste Probe ablegen konnten. Darum machten sie sich wieder an die Hölzer, thaten den Rücken dahinter; und hatten sie zuvor, als sie solche den Berg hinab gebracht, unsägliche Mühe und unglaubliche Arbeit gehabt, so hatten sie solche jetzt gewißlich dreifach mehr, ehe sie die Stämme wieder hinauf brachten; denn schon zuvor hatten sie sich also abgearbeitet und abgemattet, daß sie kaum mehr vermochten. Aber mit Heben, Lüpfen, Schieben, Treiben, Stoßen, Rollen, Walzen, Schleifen, Tragen, Schürgen, Rutschen, Ziehen, Zerren, Kehren, Stellen, Stemmen, Winden und Wenden, vor sich, hinter sich, über sich, unter sich, rechts und links, in die Breite, in die Länge, in die Höhe, brachten



sie endlich doch die Hölzer wieder zu oberst auf den Berg; ohne das Eine nicht, welches sie nur halb hinauf zogen, weil es schon zuvor halb hinabgelaufen war. Nachdem sie aber eine Weile verschnaufet, ließen sie die Bauhölzer den Berg fein allgemach hinab rollen, je eines nach dem andern, und standen selbst oben, sahen zu und ließen es sich wohlgefallen. Hiemit wurde ihr Herz und Muth zufrieden gesetzt, und das erste Muster oder Probestück ihrer Narrheit gegeben. Welcher Ursache halber, weil es ihnen das erstemal so wohl gelungen, sie ganz fröhlich heim zogen, ins Wirthshaus gingen und, weil sie ein gemeines Werk gethan, auch auf gemeine Unkosten wacker aßen und tranken. Denn

Nur der soll das gemeine Gut
 Verzehren, der's Gemein-Werk thut.
Wo aber solch Gut wird verzehrt
 Von denen, die es nicht gemehrt,
Vielminder helfen es erhalten,
 Wie sollt' da nicht all's Unglück walten?

Achtes Kapitel.

Wie die Schildbürger ihr Rathhaus aufgeführt und die Fenster vergessen haben.

Nachdem das Bauholz erst gehörig gezimmert worden, auch Steine, Sand, Kalk und was sonst zum Bauen erforderlich, vorhanden war, fingen die Schildbürger ihren Bau einhelliglich mit großem Eifer an. In wenigen Tagen waren auch die drei Hauptmauern (denn sie wollten etwas Besonderes und das Haus dreieckig haben) aus dem Grunde geführet und vollendet. An Einer Seite hatten sie ein großes Thor gelassen, um das Heu hinein zu führen, welches Gemeingut war und welches sie daher gemeinsam zu vertrinken pflegten. Darauf machten sie sich an das

Dach, welches nach des Baues dreien Ecken abgetheilt wurde, setzten den Stuhl desselben auf seine Mauern und vermeinten hiemit das ganze Werk bis auf das Decken vollendet zu haben. Abermals also war ein gemeines Werk vollbracht und gingen sie daher wieder in das Wirthshaus, auf gemeine Kosten einen guten Trunk zu thun. Das Dach vermeinten sie nächsten Tages zu decken und damit wieder ein Gemein-Werk und nachher ein Gemein-Essen zu verrichten. — Als nun des folgenden Tages mit der Glocke das Zeichen gegeben worden, kamen sie wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Rathhaus einzudecken. Zu solchem Werk stunden sie Alle nach einander: Etliche zu oberst auf dem Dache, Andere weiter hinab auf den Latten; Etliche zu oberst auf der Leiter, Andere weiter hinunter; Etliche auf der Erde zunächst an der Leiter, Andere weiter von ihnen, und also fort bis zum Ziegelhaufen, welcher eines guten Steinwurfes weit vom Rathhaus gewesen. Solchergestalt ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhub, bis zum letzten, der ihn erst auf seine Statt legte, damit ein Dach daraus würde. Damit sie sich aber in der Arbeit nicht übernähmen, hatten sie Anordnung getroffen, daß zu gewisser Stunde die Glocke geläutet wurde, zum Zeichen des Abzuges von dem Werke und des Einzuges ins Wirthshaus. Deßhalb als der, so der nächste beim Ziegelhaufen war, den ersten Glockenschlag gehört hatte, ließ er den Ziegel, den er schon aufgehoben, wieder fallen, und — laufest du nicht, so gewinnest du nichts! — dem Wirthshaus zu! Deßgleichen thaten auch die andern Alle, bis auf den letzten; liefen Alle einander nach, wie die Schneegänse, wenn sie fliegen, damit sich keiner etwa um einen Trunk versäumte. Da geschah es, daß die, so zum letzten ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirthshaus und die obersten hinterm Tisch wurden. Dieselben waren so auch wieder die

letzten, wenn es wieder an die Arbeit ging; denn da sie zu oberst am Tische saßen, so konnten sie nicht hervor, bis daß die unten sitzenden fort waren. — Nach vollendetem Werk wollten die Schildbürger in ihr Rathhaus gehen, dasselbige in aller Narren Ehre einzuweihen, und dann zu versuchen, wie es sich das erstemal würde darinnen rathen lassen. Aber als sie in aller Ehrbarkeit eingetreten waren, — ei, schau, guck, sieh, lug, — da war es ganz und gar finster, und so finster, daß Einer den Andern kaum hören konnte. Da erschracken die Schildbürger gar über die Maßen und sannen lange und ernstlich nach, was sie doch etwa am Baue möchten versehen haben. Sie gingen zu ihrem Heuthor wieder hinaus, zu besehen, wo der Mangel wäre; befunden aber die drei Mauern ganz und das Dach fein ordentlich darauf stehen, also, daß draußen, wo Licht genug war, nichts mangelte. Sie gingen aber auch wieder hinein, auch inwendig zu besehen, wo doch der Mangel wäre, und konnten hier noch viel weniger einen solchen entdecken wegen Mangel des Lichts. Was sage ich nun viel? Die Ursache war ihnen unbekannt, konnten selbige nicht finden, noch errathen, wie sehr sie auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen. Darum sie in großen Aengsten stunden und zur Förderung der Sachen einen gemeinen Rathstag anschlugen.

Neuntes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathschlagen, das Licht in ihr Rathhaus zu tragen.

Als nun der bestimmte Rathstag gekommen, erschienen die Schildbürger fleißig, also, daß Keiner ausblieb und setzten sich. Es hat aber Jeder einen angezündeten Lichtspahn mit sich gebracht und denselben, nachdem er sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathhaus einander sähen

und der Bürgermeister einem Jeden in der Umfrage Namen und Titel geben könnte. Da nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wurden vielerlei Meinungen vorgebracht, wie in zweifeligen Händeln zu geschehen pflegt. Als sie nun aber fast Willens waren, den Bau von Neuem und mit größerer Sorgfalt zu beginnen, trat Einer auf, der vordem der Weiseste gewesen war und darum jetzt auch als der Thörichtste sich hervorthun wollte, und sprach: Er habe früher während seiner Weisheit oftmals gehört, daß man durch Exempel und Beispiel viel lehren, lernen und begreifen könne; daher wolle er jetzt eine Geschichte erzählen, so sich mit seiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frauen begeben und zugetragen habe. „Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, Nichtwer geheißen, hörte einst von Einem, daß er sagte: „„Ei, wie sind die Rebhühner so gut!““ — „„Hast Du sie denn gegessen, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß Du es so wohl weißt?““ — „„Nein, sagte der Andere, aber es hat mirs Einer vor funfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend hat sehen von einem Edelmann essen.““ Aus Anlaß solcher Rede stieß meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein unwiderstehlich Gelüst auf, daß er gern etwas Gutes essen möchte, und sagte deßhalb zu seinem Weibe, Niemanda geheißen: sie solle ihm Küchlein backen; denn da er Rebhühner nicht haben konnte, so wußte er nichts Bessers, als Küchlein. Sie aber entschuldigte sich: weil sie weder Schmalz noch Butter habe, könne sie ihm dießmal keine Küchlein backen und bat ihn Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hatte hiemit sein Gelüst nicht gebüßet und sagte daher zu seiner Frau, wenn sie nicht Schmalz und Butter habe, das Hühnlein zu backen, so solle sie es mit Wasser versuchen. „„Es geht nicht mit Wasser, mein Nichtwer, sprach die Frau Niemanda; ich

selbst hätte längst wohl Küchlein gegessen, wenn man es mit Wasser backen könnte.““ „„Du weißt es nicht, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, weil Du es niemals versucht hast. Versuche es erstlich und so es nicht gerathen will, dann erst magst Du sprechen: es geht nicht.““ Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, um Ruhe zu haben, rührte nach ihres Mannes Begehren einen Küchleinteig an, setzte eine Pfanne mit Wasser übers Feuer, und that den Teig hinein. Der Teig aber wollte nicht zusammen backen, sondern zerfloß im Wasser, so daß ein dünner Brei, aber kein Kuchen zu Stande kam. Meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn stand dabei, hielt einen Teller hin und freute sich, wie er das erstgebackene Küchlein warm aus der Pfanne essen werde, ward aber betrogen. „„Potz tausend! schäme Dich, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn Frau, sieh, habe ich Dir nicht gesagt, es geht nicht? Allzeit willst Du recht haben und verstehst doch keinen Deut davon, wie man Küchlein backen soll.““ „„Schweige, meine Niemanda, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, und lasse Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast. Man versucht ein Ding auf vielerlei Weise, bis es zuletzt geräth. Es wäre doch eine feine und nützliche Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre.““ — Um nun, sprach der obgemeldete Schildbürger, diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht und der Tag sich nicht in einem Sacke tragen ließe, gleich wie das Wasser in einem Eimer getragen wird? Unser Keiner hat es jemal versucht: darum, wo es Euch gefällt, so wollen wir den Versuch machen. Geräth es, so haben wir eine feine und wichtige Kunst entdeckt und werden als Erfinder derselben großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht an, so ist es doch zu unserm Vorhaben der Narrheit wegen ganz dienlich und bequem.“ Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern so sehr,

daß sie beschlossen, ihm in aller Eile nachzukommen. Daher kamen sie nach Mittag, als die Sonne am besten schien, bei dem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, Jeder mit einem Geschirre, mit dem er vermeinte den Tag zu fassen und heim zu tragen. Etliche brachten auch mit sich Picken, Schaufeln, Karste, Gabeln und Anderes, um das Einfangen des Lichtes ja auf alle Weise versuchen zu können. Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, konnte man Wunder sehen, wie Alle anfingen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne darein scheinen bis auf den Boden, knüpften sie dann eilends zu und liefen damit ins Haus, den Tag auszuschütten. Ja, sie beredeten sich selbst, sie trügen an den Säcken viel schwerer, als zuvor, da sie leer gewesen. Andere thaten eben deßgleichen mit andern verdeckten Gefäßen, als Häfen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der Andre mit einer Schaufel; Etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers darf besonders nicht vergessen werden, welcher vermeinte, den Tag mit einer Mausfalle zu fangen und also mit List zu bezwingen und ins Haus zu bringen. So lange die Sonne schien, arbeiteten sie mit solchem Eifer und Ernst, daß sie Alle ermüdeten und von Hitze schier verlechzten und erlagen. Als sie aber so wenig ausrichteten wie einst jene Riesen, welche die Berge auf einander setzten, um den Himmel zu stürmen, so trösteten sie sich endlich mit den Worten: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre.“ Also zogen sie ab und hatten demnach so viel gewonnen, daß sie durften auf gemeine Unkosten ins Wirthshaus gehen und sich wieder erquicken und erlaben.

Zehntes Kapitel.

Wie ein durchreisender Landstreicher den Schildbürgern Rath gab, den Tag in ihr Rathhaus zu bringen und sie betrog.

Wie die Schildbürger gemeldeter Maßen an ihrer Arbeit gewesen, reiste von Ungefähr ein fremder Wandersmann daselbst vorüber, der stand still, sah ihnen lange zu, sperrte den Mund auf und wäre auch bald zu einem Schildbürger geworden. Des Abends aber in der Herberge fragte er, warum sie also an der Sonne gearbeitet hätten? Da ward ihm durch die herumstehenden Schildbürger bald gesagt, daß es geschehen, um zu versuchen, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten. Der fremde Gesell war ein loser Vogel und dachte daher, hier lasse sich wohl ein Geschäft machen. Er fragte deßhalb: ob sie mit ihrer Arbeit Etwas ausgerichtet hätten? „Nicht ein Deutlein,“ sagten die Schildbürger. „Das kommt daher,“ sagte der Gesell, „daß Ihr die Sache nicht auf solche Weise angegriffen, wie ich Euch wohl rathen könnte.“ Da sie Dieses hörten, wurden sie froh über die Maßen und verhießen ihm im Namen aller Schildbürger ein stattliches Ehrengeschenk, wenn er ihnen seinen Rath mittheilte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Da hießen sie ihn guter Dinge sein und befahlen dem Wirth, ihm tapfer aufzutragen und einzuschenken und was er verzehre auf Gemeinde-Rechnung zu schreiben. Als folgends die liebe Sonne den Schildbürgern den hellen, lichten Tag wieder gebracht hatte, führten sie den Gesellen zum Rathhaus und besahen es mit allem Fleiß, oben und unten, hinten und vorn, innen und außen. Nachdem nun der fremde Künstler mit seiner Schalkheit Raths gepfleget, was zu thun wäre, hieß er die Schildbürger auf das Dach steigen und die Ziegel wieder abheben; welches bald geschehen. „Nun habt Ihr, sprach er, den Tag in Eurem Rathhause; den möget Ihr darinnen lassen, so lange Euch gefällig;

wenn er Euch beschwerlich wird, so könnt Ihr ihn wohl wiederum heraus jagen.“ Aber sie verstanden es nicht, daß er gemeint, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wiederum finster werden, wie es zuvor gewesen: dachten gar nicht an die Zukunft, saßen zusammen und hielten den ganzen Sommer Rath in dem lichtgewordenen Rathhause. Sie verehrten dem Künstler aus dem gemeinen Säckel auch ein Ansehnliches und ließen ihn mit großem Dank davon ziehen. Der feine Gesell that, wie ein anderer guter Schlucker auch gethan hätte, nahm das Ehrengeschenk an, zählte nicht lange, sondern zog hinweg, schaute auch oft hinter sich, ob ihm nicht etwa Einer nachliefe, um ihm das Geld wieder abzunehmen. Es weiß auch noch heutigen Tags Niemand, wer oder woher er gewesen, oder wohin er gekommen sei. Nur Dieses sagten die Schildbürger über ihn aus, daß sie ihn am Rücken das letztemal gesehen hätten.

Elftes Kapitel.

Wie die Schildbürger der Ursache der Finsterniß in ihrem Rathhaus innewerden und selbige abschaffen.

Die Schildbürger freute ihr neues Rathhaus über alle Maßen; den ganzen Sommer lang hielten sie Rath darinnen und handelten von wichtigen Sachen, den gemeinen Nutzen, das Vaterland und dessen Verbesserung anlangend. Sie hatten auch solches Glück, daß es denselben ganzen Sommer, wenn sie im Rath gesessen, nie geregnet hat. Aber der Sommer verlor allgemach sein liebliches Antlitz und der Winter kam mit seinem häßlichen Schnabel hervor und brachte mit sich Regen, Schnee und Wind. Da merkten denn die Schildbürger, als sie zu Rath saßen und ihnen die Schneeflocken auf die Nase fielen, daß es wohl möchte gerathen sein, wenn sie ihrem Rathhaus wieder

einen Hut aufsetzen, der ihnen Allen mit zu Statten käme. Also deckten sie das Dach des Rathhauses zu und meinten den Winter an einem guten Ofen darin so warm zu sitzen, wie sie während des Sommers im lieben Sonnenschein gesessen hatten. Als aber das Dach wieder eingedeckt war und sie ins Rathhaus gehen wollten, siehe zu, da war es leider wieder eben so dunkel und finster darinnen, als es gewesen, ehe sie von dem Wanderer die Tag-ins-Haus-zu-tragen-Ersparungs-Kunst-Erfindung gelernt hatten; da sie dann erst merkten, daß sie von ihm nicht ins Licht, sondern hinters Licht geführt worden waren. Doch zu geschehenen Dingen mußten sie gute Miene machen, denn, wenn das Geld hinweg, so ist es zu spät, den Beutel zuzuziehen. Also ergaben sie sich in ihr Schicksal und saßen wieder mit ihren Lichtspähnen auf den Hüten zusammen und hielten sehr geschwind einen engen Rath darüber, der sich weit in den Tag hinein verzog. Als nun die Umfrage von Einem an den Andern ging, kam sie zuletzt an Einen, der sich nicht der ungeschicktesten Einer zu sein dünkte. Derselbe stund auf und sagte: er rathe eben das, so sein Vetter rathen werde; ging also mit Verlaub hinaus von der Versammlung, vielleicht sich zu räuspern oder um einer andern noch wichtigern Ursache willen. Indem er nun in der Finsterniß an der Wand (denn sein Lichtspahn war ihm erloschen) hin und her tappte, wird er ungefähr eines kleinen Risses oder Spaltes in der Mauer, die nicht recht zugemauert gewesen, gewahr, dadurch er seinen schönen Bart einigermaßen sehen konnte. Da erinnert er sich plötzlich mit einem tiefen Seufzer seiner früheren Weisheit, tritt wieder hinein und spricht: „Na, also, Ihr lieben Nachbarn, mit Verlaub, ein Wort zu reden." Als ihm solches vergönnt wurde, sprach er ferner also: „Na, sind wir aber nicht doppelt dreifache Narren? Gar recht hat es sich an uns bezeuget was das Sprichwort sagt: Gewohnheit wird zur andern Natur. Wir haben uns einer närrischen Weise angenom-

men, die wir doch von Natur her allzeit weise und verständige Leute gewesen: und nun, siehe, die angenommene Weise hat die alte Weisheit gänzlich verdränget und ist uns dermaßen über den Kopf gewachsen, daß wir wohl nimmermehr wieder klug und weise werden mögen. Wir quälen uns immerfort mit unserem Rathhause, haben Kosten darum und kommen in Spott und Verachtung, weil wir den Mangel nicht finden und verbessern können; und unser Keiner ist jemals so witzig gewesen, daß er hätte gesehen, daß wir an dem Hause keine Fenster gemacht haben, durch welche das Licht hereinfallen möchte. Das ist doch gar zu arg, zumal im Anfang unserer Thorheit, in die wir nicht mit einmal so plump hineinfallen sollten, daß wir noch närrischer sind als ein rechter geborner Narr." Ob dieser Rede erschracken die Andern alle, nicht anders, als ob sie vor den Kopf geschlagen worden wären und verstummten, wie die blinden Götzen. Sie sahen aber auch einander an und schämten sich Einer vor dem Andern solches großen Unverstandes und gar zu grober Narrheit. Darum fingen sie alsbald an, ohne noch erst die Umfrage abzuwarten, aller Orten die Mauer durchzubrechen; und war kein Schildbürger unter allen, der da nicht hätte wollen ein eigenes Loch haben, von dem er könnte sagen. „dieß ist mein Loch!" Also kam endlich das Rathhaus zu Stande, bis auf den innern Ausbau, von dem sogleich Meldung geschehen soll.

Zwölftes Kapitel.

Wie die Schildbürger in ihrem Rathhaus den Ausbau gemacht, und des Stubenofens vergessen haben.

Nachdem sie nun endlich Licht im Rathhaus und ein Jeder sein eigen fein gut Loch hatte, fingen sie an, den Ausbau des

Hauses vorzunehmen und die Gemächer abzuschlagen. Unter allen Gemächern machten sie sonderlich drei Stuben: die Witzstube, die Schwitzstube und die Bedenkstube, welche zuvörderst ausgebaut sein mußten, damit die Schildbürger, wenn sie von wichtigen Sachen rathschlagen sollten, nicht gehindert würden. Ward also das ganze dreieckige Rathhaus aufs Trefflichste ausgebaut und nachher in aller Narren Ehre eingeweiht. — Als sie aber hierauf, während es kalt geworden war, einen Rathstag haben und Gericht halten wollten und Jeder (um dem Gemeindegut nicht allzuviel zuzumuthen) ein Scheit Holz, die Stube zu wärmen, mit sich gebracht hatte; siehe, da hatten sie des Ofens vergessen, auch nicht Raum gelassen, wo man einen hinsetzen könnte. Darüber erschracken sie abermals bei sich selbst heftig, und zogen den neuen Unfall in Bedenken und Erwägung und fielen in mancherlei Meinungen. Etliche vermeinten, man sollte ihn hinter die Thüre setzen, wo er am allerwenigsten stören würde. Aber solches wollte den Andern nicht gefallen: weil der Bürgermeister hinterm Ofen seinen Sitz haben mußte und es spöttlich wäre, wenn er hinter der Thüre säße. Zuletzt, nachdem sie die Sache lang hin und her gewogen und alle Oerter besehen und bedacht hatten, rieth endlich Einer, man sollte den Ofen vors Fenster hinaus setzen und, wenn es noth thäte, daß eine Stimme den Ausschlag gäbe, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mitgezählt werden; denn, rede er schon nichts zu den Sachen, so sei er doch auch nicht dawider. Der Bürgermeister aber solle wie bisher, damit ihm seine Weisheit nicht einfriere, den nächsten Platz beim Ofen erhalten. Diesem Rath ward von allen Bänken her einhälliglicher Beifall gegeben. Ein alter Aber-Narr unter ihnen, welcher länger Narr gewesen als die Andern, wendete jedoch ein: „Aber, sprach er, ich will der Stiegen geschweigen, welche aber jeden Falls würden zum Ofen zu machen sein; aber dieß geht hin: aber die Hitze, welche aber sonst in die

Stube gehört, wird aber alle zum Ofen ausfahren, auf diese Weise aber verloren gehen, aber uns nicht zu Gute kommen.“ „Du gehest in den Aberwitz, wie man spricht,“ sagte ein Anderer hierauf zum Aber-Narren, „eben als gehe, wie man spricht, die Hitze, welche, wie man sprechen möchte, in der Küchen zum Ofenloch ausschlägt, auch in die Stube, möchte man sprechen. Damit aber, wie man spricht, nichts zu Unnutz abgehe, wie man spricht, und Du deßhalb ohne Sorge seiest, als man spricht, so habe ich daheim ein altes Hasengarn, wie man sprechen möchte, das will ich der ganzen Gemeinde zum Besten geben, wie man spricht, meiner dabei zu gedenken, wie man spricht, das wollen wir vor das Ofenthürlein henken, wie man spricht, die Hitze in dem Ofen zu behalten, wie man spricht.“ Für solchen wohlbeschlagenen Rath ward der Schildbürger hoch gepriesen und für seine Freigebigkeit ihm höchlich gedankt. Es ward auch ihm und allen seinen Nachkommen der nächste Sitz hinterm Ofen bei der Aepfelkachel zuerkannt. Also ward zuletzt der ganze Handel beschlossen, der Ofen gemacht und das Rathhaus vollendet.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Acker mit Salz besäet, daß es wachsen sollte, und was sich damit zugetragen.

Wie nun das Rathhaus vollführt und mit Narren wohl besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammen zu kommen und sich für allgemeines Bestes zu bekümmern und zu zermartern. Nun traf es sich, daß ihnen damals wegen schwebender Kriegsläufe das Salz, so sie aus andern Gegenden bezogen, abgeschnitten war, daß sie großen Mangel daran litten, und darum zogen sie in Ueberlegung, wie man der Sache abhelfen könne.

Da wurden nun mancherlei Mittel und Wege vorgeschlagen und bedacht. Endlich wurden sie Raths einig und beschlossen einhälliglich: Sintemal kund und offenbar sei, daß der Zucker, welcher dem Salz nicht unähnlich, auch wachse, so müsse ja folgen, daß das Salz gleichermaßen auf dem Feld wachse. Daher sei bei bewandten Umständen kein besserer Rath zu erfinden, als, daß man ein großes Stück Feldes, so der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe; so würden sie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht Andern darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben. — Solcher Rathsbeschluß ward nun auch wirklich und emsig in Ausführung gebracht: bester Hoffnung, sie würden nicht nur ferner der Salznoth enthoben sein, sondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem selbsterzeugten Salze zu Wege bringen. In solchem Vertrauen haben sie auch desto fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede seiner vier Ecken Hüter gesetzt, Jeden mit einem langen Blaserohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäete Salz, wie andere Saamen, vielleicht auflesen wollten, zu erschießen. Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerschönste zu grünen, worüber die Schildbürger unsägliche Freude hatten. Sie meinten, nun sei es ihnen doch einmal gerathen und gingen alle Tage hinaus, zu besehen, wie das Salz wüchse und beredeten sich selber, sie hörten es wachsen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung; und es war Keiner unter ihnen Allen, welcher nicht schon allbereits in seinem Sinne einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Damit nun das heranwachsende Salz nicht zertreten oder sonst beschädigt würde, stellten sie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, Pferd, Geiß oder Schaf auf den Acker käme, so sollten sie selbige mit Stoßen, Treiben, Jagen, Schlagen, Puf-

fen, Klopfen, Zwicken, Scheuchen, wie sie nur immer konnten, angreifen und abwehren, sich selbst aber wohl hüten, den Acker zu beschädigen; welches die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leisten versprachen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie etliches Vieh auf den Salzacker gekommen, und wie selbiges fortgetrieben worden ist.

Die Hüter mochten nun wohl guten Willen haben des Ackers zu wahren, aber es heißt: der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach. Mochten nun die Hüter in Folge ihres schwachen Fleisches geschlafen haben, oder wie es sonst immer gekommen sein mag, genug es kam viel fremdes, unvernünftiges Vieh auf den so wohl gebauten und besäeten Salzacker, schändete und zertrat ihn, daß es Schade war, beides, um das herrliche Salz, so daselbst versäet worden und um das, so noch hätte wachsen sollen. Die Hüter hatten nun, wie sie sich die Augen rieben und des Viehes inne wurden, einen grausamen Schrecken, liefen in Angst wider einander und wußten nicht, was nun zu thun sei, denn so viel sahen sie gar wohl ein, daß der Schaden nur noch größer werden würde, wenn sie selber noch auf dem Acker zu dem Vieh sich gesellten, um es heraus zu jagen. Letztlich entschlossen sie sich, so schwer es ihnen auch fiel, betrübten Antlitzes und schuldbewußten Herzens gen Schilda zu gehen und einem weisen Rathe den bösen Fall vorzutragen. Bürgermeister und Rath geriethen gleichfalls in großen Schrecken und Verlegenheit und hielten daher eine Umfrage: Was geschehen solle, damit das Vieh ihrem Salz nicht weiteren Schaden füge und doch die Hüter nicht dem Vieh, wenn sie es heraustrieben, das Salz zertreten hülfen. Als nun dieser schwere Handel lange hin und her erwogen, bedacht, bespro-

chen, für und wider geredet worden war, beschlossen sie letztlich, nachdem ihnen fast die Köpfe von tiefsinnigem Denken geborsten wären: Es sollten ihrer vier von dem Hochweisen Rathe, vor welchen die Thiere sich mehr, als vor schlechten Leuten scheuen würden, den Obersten unter den Hütern auf eine Hürde setzen, ihm eine lange Ruthe oder Gerte in die Hand geben und ihn zu dem leidigen, losen Vieh in dem Salzacker herumtragen, bis er es herausgetrieben hätte; keiner aber der Hüter solle auf den Acker gehen, damit durch ihn kein Schaden, welchen abzuwenden er geschworen, geschähe. Solchen gnädigen Urtheils waren die Hüter wohl zufrieden und der Oberste unter ihnen dünkte sich nicht weniger denn ein vornehmer Herr und Fürst, als ihn die Rathsherren auf die Hürde setzten und ihn im Salzfelde herumtrugen, bis er mit seinem Scepter den Feind des Vaterlandes in die Flucht geschlagen hatte. Die Vier, welche den Hüter trugen, fügten mit ihren Füßen dem Salzacker keinen Schaden, denn sie waren Mitglieder des weisen Rathes, der Gemeindegut wohl treten mag, ohne daß dem gemeinen Besten ein Schaden daraus erwüchse. Wollte wenigstens Solches nicht gesagt haben.

Funfzehntes Kapitel.

Wie das Salz gewachsen und reif geworden und es die Schildbürger nicht abschneiden konnten.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte, nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, von welchem man sagt: daß es auf keine Weise verderbe. Indessen begab sichs, daß Einer von der Gemeinde zu Schildburg eine Anwandlung bekam, welche ihm und andern Schildbürgern wohl täglich zu widerfahren pflegte. Dabei erinnerte er sich seiner vorigen Weisheit, welche nicht so leichtlich zu dämmen und zu ersticken gewesen, sondern allzeit,

wie ein alter Weidenbaum, wenn er verstümmelt wird, wieder ausgeschlagen hat. Er bedachte in seinem Herzen, daß es sich doch gar wohl zieme, daß ein Bürger jeden Schatz dem gemeinen Besten opfre und darbringe, aus dem für diesen ein Nutzen erwachsen könne und welcher ihm selbst zur Last falle. Auch erinnerte er sich des Mannes, welcher das Hasengarn hergegeben hatte, um am Gemeindeofen, den die Schildbürger vor das Fenster ihres Rathhauses gesetzt hatten, die Wärme aufzufangen — er erinnerte sich, wie man jenen Mann um solcher Gabe willen hochgeehrt hatte und wünschte nicht schlechter befunden zu werden. Nun war zwar Dasjenige, welches unser Bürger, wie er in sich verspürte, gemeinem Besten zu opfern im Stande war, nicht eben etwas sehr Köstliches und Seltenes, aber von der Art, daß Jeder es gar hoch zu schätzen verstehet, welcher jemals einen Acker besessen und von seiner Aussaat eine gute Ernte verhofft hat. Er wußte auch, wie seine weisen Mitbürger nicht die Gabe selbst ansähen, sondern auf die Gesinnung achteten, mit welcher sie dargebracht würde. So lief denn der fromme Schildbürger in seinem Eifer für gemeines Bestes eilig, denn es drängte ihn heftig seine Gabe anzubringen, und in tausend Aengsten dieselbe möge ihm unterweges etwa verloren gehen, nach dem Salzacker, brachte auch das Kleinod glücklich bis hin und setzte es hier zu seines Namens Gedächtniß nieder. Dabei nun geschah es, daß er in seinem Eifer einige Blätter des schönen Salzkrautes faßte und damit einem Orte zu nahe kam, an welchem er sehr empfindlich war. Da brannte und biß ihn das Salzkraut dermaßen, daß er hellauf schrie und in einigen gewaltigen Sätzen von dem Acker sprang. Bald aber besann sich der kluge Mann, gedachte, was dieses für Kraut sei, und daß es eben nur seiner vortrefflichen salzigen Eigenschaften wegen ihm also weh gethan habe, indem es so weit sei, daß es zu reifen beginne. Da konnte er seiner Freude

kein Maß und Ziel, lief so schnell, als er nur vermochte in die Stadt (denn seit die Schildbürger sich zur Narrheit bequemt und entschlossen hatten, durfte Keiner bei Leibes= und Lebensstrafe Schilda ein Dorf nennen) und läutete die Sturmglocke. Da stürzten die Schildbürger sämmtlich aus ihren Häusern und liefen zum Rathhause. Hier verkündete ihnen der fromme Mitbürger, was er für gemeines Wohl gethan, zeigte ihnen die Wunde, so er dabei davon getragen und meldete ihnen letztlich, daß Salz, das so scharf geworden, sei nunmehr im Reifen begriffen und möge sich selbst ein Jeglicher hiervon überzeugen. — Als nun die Schildbürger solche frohe Nachricht vernommen, waren sie über alle Beschreibung glücklich und machten sich alsbald, den Bürgermeister an der Spitze, auf und gingen hinaus auf den Salzacker. Hier aber thaten sie Alle, wie ihr frommer Mitbürger zuvor gethan und erprobten ein Jeglicher an seinem eigenen Leibe die Kraft des reifenden Salzes. Als sie nun dieselbe spürten, wurden sie sehr froh, also, daß ihrer Keiner gewesen, welcher nicht schon bereits in seinem Sinne ein mächtiger Salzherr gewesen wäre. — Als aber die Zeit nahe herbei gekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht ausfälle, abschneiden und einsammeln sollte, rüsteten sie sich Alle und bereiteten Alles aufs beste und fleißigste, was zu solchem wichtigen Werk nothwendig schien. Etliche kamen mit Sicheln, das Salz abzuschneiden; Andere hatten Pferde und Wagen mit sich gebracht, es heimzuführen; etliche Flegel aber hatten ihre Flegel gerüstet und hingebracht, das Salz auszudreschen. Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsen Salz abschneiden wollen, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüstete. Auch mochten sie nicht Handschuhe anziehen; denn, weil es Sommer und sehr heiß war, so glaubten sie, man würde sie verspotten, wenn sie Handschuhe anlegten.

Etliche waren der Meinung, man sollte das Salz mähen, wie das Gras; das widerriethen Andere, weil zu besorgen stehe, daß dabei der Samen ausfalle. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einer Armbrust abschießen könnte: weil sie aber keine Schützen unter ihnen hatten, und besorgten, wenn sie nach fremden Schützen schickten, so möchte ihre Kunst das Salz zu bauen verrathen werden, so unterließen sie Solches auch. Die Schildbürger konnten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie einen Rath fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben sie aber zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger; denn, was sie nicht verbraucht, das hatten sie versäet. Darum litten sie übergroßen Mangel an Salz; besonders aber am Salz der Weisheit, welches bei ihnen ganz dumm geworden war. Leider war damals Keiner unter ihnen, der die Kunst verstanden hätte, den Schnee des Winters hinterm Ofen zu dörren und für Salz zu brauchen. Gar Mancher weiß sich jetziger Zeit mit dieser Kunst zu helfen und salzet seinen Witz mit solchem Salze, wovon derselbe denn freilich etwas wässerig zu werden pflegt. Was sage ich aber viel? Der Schildbürger Keiner konnte wissen, warum ihr Salz also scharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gebaut gewesen, zu wenig oder zu viel und wollten daher weitere Versuche anstellen und abwarten. — Wärest Du lieber Leser damals mit mir nach Schilda gekommen, so hättest Du wohl gefunden, daß ihr Salzkraut, welches so erstaunliche Wirkung gethan, nichts Anderes denn Nesseln gewesen. Aber ich wenigstens hätte mich gar wohl gehütet, Solches den Schildbürgern zu hinterbringen, denn schon damals war es wie jetzt: Niemand mag es leiden, daß ein Esel den andern Langohr nennet.

Sechszehntes Kapitel.

Wie der Kaiser in Utopia den Schildbürgern seine Ankunft zu ihnen kund gethan, und sie in Eile einen Bürgermeister wählten.

Der Schildbürger erste Weisheit war zwar weit und breit durch die ganze Welt bekannt worden, also, daß Jedermann davon zu sagen wußte, doch geschah Dieses in langer Zeit. Aber das Geschrei von ihrer Thorheit, welche sie angenommen, erscholl in kurzer Zeit noch weiter, also, daß bald Niemand gewesen, der da nicht gewußt hätte, was sich bei ihnen zugetragen. Solches aber wird nicht wunderbar erscheinen, wenn wir Menschen uns selber recht erkennen. Weil wir nämlich Alle thöricht geworden sind und die rechte Weisheit muthwilliger Weise verloren haben, so pflegen wir allzeit mehr der Narrheit nachzufragen und der Thorheit nachzuforschen, als der Weisheit. Wie nun der Kaiser in Utopia Reichsgeschäfte halber in seinem Lande umherreiste, ward ihm viel gesagt von denen zu Schilda und von ihren seltsamen, abenteuerlichen, närrischen Possen. Darüber verwunderte sich der Kaiser sehr, und um so mehr, weil auch er zuvor ihrer Weisheit in wichtigen Sachen sich bedienet hatte, und beschloß, dieweil er ohnedieß verziehen mußte, bis die Stände des Reichs, so er berufen, versammelt wären, selbst zu den Schildbürgern zu reisen und zuzusehen, wie die Sachen sich verhielten. Nicht immer, meinte der Herr Kaiser, sei dem Gerüchte zu trauen, indem es oft kleine Dinge zu großen mache. Solches hatte auch Jener erprobt, der seiner Frau unter der Bedingung, daß sie es keinem Menschen wiedersage, erzählte, der Nachbar habe ein Ei gelegt. Da ging das Ei, immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit, aus einer Gevatterin Mund in den der andern und mehrte sich dabei so erstaunlich, daß der Nachbar, ehe es Nacht geworden war, mehr als ein Dutzend Eier gelegt hatte. — Der Kaiser fertigte alsbald seine Gesandten zu den Schildbürgern ab

sie von seiner Ankunft zu unterrichten, damit sie sich auf dieselbe gehörig vorbereiten könnten. Er ließ ihnen auch zugleich anzeigen (ohne Zweifel, um sie zu versuchen, ob sie rechte und ächte Narren wären), er wolle sie bei allen ihren von Alters hergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gnaden nicht nur schirmen und handhaben, sondern auch, wo es die Nothdurft also erfordere, noch ferner befreien und begnadigen, wenn sie ihm auf seine Rede, mit der er sie zuerst begrüßen werde, also antworten konnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich auf einander reimten. Darauf sollten sie bedacht sein und ihm, wenn er käme, halb geritten und halb gegangen zum Empfange entgegen ziehen. Die armen Schildbürger erschracken über diese Botschaft nicht weniger, als wenn eine miauende Katze einem Kürschner, oder eine meckernde Geiß einem Schneider unversehens begegnet. Die Schildbürger nämlich wußten gar wohl, daß Fürsten, obgleich ihre Augen nicht größer sind, als die anderer Leute, viel weiter als Andere sehen, wie sie auch mit ihren Armen viel weiter, ja durch ein ganzes Land hin zu greifen vermögen. Darum wurden sie voller Angst und Sorgens, der Kaiser möchte finden, daß ihre Narrheit nicht eine gute angeborne, sondern eine schlechte angenommene sei und möchte sie darum nicht nur tadeln und strafen, sondern wohl gar zwingen wieder zu ihrer früheren, für sie selbst so nachtheiligen Weisheit zurückzukehren. Damit hatten sie auch wohl nicht Unrecht, denn allerdings ist es Strafens werth, wenn sich Einer selber zum Narren und dadurch für allgemeinen Nutzen untauglich macht. Hast Du aber weislich abgewartet, bis Dich der Andere durch Hacken, Sägen, Zwängen, Bohren selbst zum Narren zurechtgezimmert; dann kannst Du ohne Furcht und Scheu die Narrheit walten lassen und es bringt Dir keine Unehre, wenn der Andere Dich einen Narren schilt und wäre er auch ein vornehmerer Narr als Du. In ihrem Schrecken such=

ten die armen Schildbürger bei ihrer alten hingelegten Weisheit Rath und Hülfe; da sie denn auch alsbald funden, was zu thun wäre. Darum ordneten sie Alles, so nöthig, im Stall für die Pferde und in der Küche für den Kaiser aufs fleißigste, damit nichts vergessen, und der Kaiser auf das stattlichste in ihrer Stadt empfangen würde. — Da nun aber eine Heerde Schweine ohne Hirten eben so wenig anfangen kann, als ein Leib ohne Haupt, und ihr bisheriger Bürgermeister vor lauter Eifer ganz zum Narren und dadurch zu seinem Amte untauglich geworden war, — da sie ferner mit ihrem hohen Verstande einsahen, daß jede Heerde von Schöpsen nothwendig einen Leithammel haben müsse; so gingen sie zu Rath, wer unter ihnen zum neuen Bürgermeister erwählet werden sollte. Damit aber über die hohe Stelle nicht Neid und Mißgunst unter ihnen entstände, sie mit ihrem neuen Bürgermeister auch wirklich so bestellt wären, als es die obwaltenden Umstände erforderten; so ward einmüthiglich berathen und beschlossen: Sintemal man dem Kaiser auf sein erstes Wort reimweise antworten müsse, so wolle das Beste sein, daß derjenige Bürgermeister werde, welcher auf folgenden Tag den besten Reim vorzubringen vermögen würde. Solches sollten sie wohl bedenken und die Nacht über beschlafen. Also gingen die Schildbürger von einander und war Keiner unter ihnen, welcher nicht gedacht hätte, Bürgermeister zu werden. Sie zerdisputirten und zerstudirten sich die ganze liebe lange Nacht, daß sie Morgens kaum wußten, wo ihnen der Kopf stünde. — Nun war der Schweinhirt zu Schilda zwar bisher auch schon ein regierender Herr gewesen und hatte mit großer Kraft und vielem Eifer seine borstigen Unterthanen in Zucht und Ordnung gehalten, auch bei solcher Verfassung, daß männiglich zu Schilda seine hohen Tugenden gar sehr bewunderte; jetzt aber wäre er gern, wie es heißt, vom Esel auf das Pferd gestiegen und hätte gern ein höher Regiment an-

getreten. Darum lag er in seinem Bett, zermarterte sich mit schweren Gedanken und wäre gern des Reimes ledig gewesen. Wie er sich nun so hin und her warf, stieß er mehremal an seine Ehehälfte, so daß diese erwachte, und mit einem Theil der einst von den Schildbürgern über Bord geworfenen Weisheit, den sie zum Hausgebrauch noch sorglich aufbewahrt hielt, merkte sie wohl, daß ihrem gestrengen Herrn und Gemahl es irgendwo fehle und fragte ihn daher: was ihm sei und ob sie ihm etwa rathen und helfen könne? Aber er wollte es ihr nicht sagen, weil er meinte, daß es unziemlich sei aus dem Rathe zu schwatzen. Wie aber die Frau gar erst merkte, daß es eine Heimlichkeit wäre, da ließ sie mit Bitten, Schelten, Schmeicheln, Drohen nicht eher nach, bis ihr Gemahl ihr verrieth, daß er damit umgehe, Bürgermeister zu werden und ihr ansagte, welche Probe er darum zu bestehen habe. Da sie Solches gehöret, wäre sie eben so gern Frau Bürgermeisterin gewesen, als ihr Mann Bürgermeister, und fand daher bald, wie zu thun sei. „Ach mein lieber Mann, sprach sie, laß Dir um dieser Ursache willen kein graues Haar wachsen. Was willst Du mir geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, durch welchen Du Bürgermeister wirst?“ „Wenn Du das thust, sprach der Schweinhirt, und ich Bürgermeister werde, so will ich Dir einen schönen neuen Pelz kaufen.“ Die Frau, welche sich in ihrem Sinne bereits als Frau Bürgermeisterin dünkte, war des Handels wohl zufrieden und sprach ihrem Ehegespons daher folgenden Reim vor:

„Ihr lieben Herrn, ich tret herein,
Meine Hausfrau heißet Katharein,
Ist schöner als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein.“

Diesen Reim sprach sie ihm neunundneunzigmal vor und er eben so oft ihr nach, bis er endlich vermeinte, er hätte ihn ganz begriffen und gefaßt. Die ganze Nacht aber würgte er noch

an ihm im Stillen, bis daß endlich der Tag anbrach, den er kaum erwarten konnte. Wie mit dem Schweinhirten, so ging es aber auch mit allen andern Schildbürgern. Sie hatten Alle eine elende Nacht gehabt und von vielem Nachdenken dicke Köpfe bekommen. Da aber, wenn es ans Reimen geht, Jeder sich für einen großen Dichter (damals wie heut zu Tage) hält, so war auch Keiner unter Allen, der nicht eine Nacht Bürgermeister zu sein geträumt hätte. Als nun der angesetzte Tag erschienen, an welchem Ein Edler und Wohlweiser Rath zusammen kam und zu der Wahl eines Bürgermeisters schreiten und greifen sollte; da sollte Einer Wunder über alle Wunder gehört haben, was zierlicher und manierlicher, wohlgeschlossener und schöngegossener Reime damals vorgebracht wurden, also, daß es wohl höchlich zu verwundern gewesen, woher ihnen Allen solche Kunst gekommen sei, wenn sie nicht etwa bei ihrer alten zurückgelegten Weisheit sich Raths erholt hatten, und es ist immer Schade, daß die gemeldeten Reime nicht alle aufgefangen und in Schriften niedergelegt worden sind und wir uns daher dieser nachfolgenden, so noch vorhanden, trösten und behelfen müssen. — Der Vierte (denn die andern Reime sind verloren) trat herein und reimte, nach gethaner Reverenz, also:

„Ich bin ein rechtschaffener Bauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand."

„Oho! sprach der Fünfte, kannst Du es nicht besser? Laß mich Bürgermeister werden. Höret:

„Ich heiße Meister Hildebrand,
Und lehne meinen Spieß wohl an die Mauer."

„Ei, ja, sprach der Siebente (denn der Sechste fehlet in unserer Urschrift), Du müßtest eben Bürgermeister sein! Wie wär's wenn ich es besser machte und Dich abstäche? Merkt auf:

„Ich bin genannt der Hänslein Stolz,
Und führ einen Wagen mit Schritern."

„Wie wäre Dieser, sagte der Achte, so gern Bürgermeister, wenn er es nur werden könnte! Aber ist es möglich, daß ich es werden kann, so soll es Jenem nicht werden. Vernehmt:

„Man sagt, ich hab einen schweren Kopf,
Und sei ein arger loser Schelm."

„Noch hat mir es keiner vorgethan, sprach der Dreizehnte; merkt auf, was ich will sagen:

„Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den sollt man an den Galgen knüpfen."

„Beiseite mit allen diesen Reimen, beiseite! sprach der Vierzehnte. Ich setze einen guten Ziegenkäs, daß ich Bürgermeister werde; wer will wetten?

„Ihr Herrn, ich möcht gern Schultheiß sein,
Darum bin ich zu Euch kommen hierher."

Viele andere Reime wurden da noch vorgebracht, welche aber der Unsterblichkeit leider verloren gegangen. Während sich aber die Gemeldeten also und noch viele Andere hören und vernehmen ließen, stand der arme Schweinhirt in höchsten Aengsten nicht weit davon, immer fürchtend, daß nicht etwa ein Anderer seinen Reim vorbrächte, dadurch Bürgermeister würde und ihn damit zu Schanden machte. Und so oft der Andern Einer nur ein einziges Wörtlein sagte, welches auch in seinem Reim (den er ohne Unterlaß um ihn nicht zu vergessen zwischen den Zähnen wälzte) vorkam, erschrack er solcher Gestalt, daß ihm das Herz immer tiefer herunter fiel. Da nun endlich die Reihe auch an ihn kam, daß er reimen sollte, trat er hervor und sprach:

„Ihr lieben Herrn ich tret hieher,
Meine Hausfrau die heißt Katharein,
Ist schöner als die schönste Sau,
Und trinkt gern guten kühlen Most."

„Ei, hört, das klingt nach Etwas, das möchts thun!" sprachen die Rathsherrn. Da nun die Umfrage gethan wurde,

fiel das Urtheil auf den Schweinhirten, der ward einmüthiglich zum Bürgermeister erwählet und angenommen. Denn sie meinten, der würde dem Kaiser wohl reimweise antworten und gute Gesellschaft leisten können. Ueberdieß habe er schon einer Gemeinde vorgestanden und noch dazu einer gar widerspenstigen; verstehe also das Regieren. Der Schweinhirt aber nahm die hohe Würde gar gern an und erfuhr zugleich, wie weit Glück und Unglück von einander wären. Nämlich nur so weit, als Tag und Nacht. Denn er, der die vergangene Nacht noch ein Schweinhirt gewesen, war jetzt ein gewaltiger Bürgermeister zu Schilda.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeister zu Schilda ins Bad ging und was sich daselbst mit ihm zutrug.

Die Ehre und Würde des Bürgermeisteramtes that dem Schweinhirten so wohl, daß er sich stets damit kitzelte und wohl zehnmal in einer Stunde zu seiner Frau sagte: „Gelt Frau, es ist mir einmal gerathen!“ Nun gedachte er, er müßte nothwendiglich den Schweiß, Staub und Schmutz von sich abwaschen, der ihm noch aus seinem früheren Stande anhaftete und mit dem neuen Stande auch so zu sagen einen neuen Menschen anlegen in Gebärden, Reden, Kleidung und allem Andern, wie es sich zieme. Nach anderer vornehmen Herren Weise reiste also unser Bürgermeister, nachdem er sein hohes Amt angetreten, in ein Bad. Und als ihm unterweges ein Anderer, welcher vor etlichen Jahren die Schweine mit ihm gehütet, begegnete und ihn, unkundig dessen was sich zu Schilda Großes begeben, als seinen guten Gesellen mit Du anredete, sagte der Bürgermeister:

„Du sollst Uns jetzt nicht mehr duzen, denn Wir sind nicht mehr, der Wir zuvor waren; Wir sind dermalen Unser Herr, der Bürgermeister zu Schilda.“ — „Potz tausend! sagte der Andere, das habe ich nicht gewußt, mein Herr Bürgermeister, verzeihet mir. Glück zu Euerm Regiment gegen E. W. Unterthanen!“ — „Dank, sagte mein Herr der Bürgermeister: es ist ein ungezogen Volk die zu Schilda. Die andern Bürgermeister, Unsere Vorfahren im Ehren-Regiment, haben sie machen lassen, was sie nur immer gewollt; wodurch viel Unordnung eingeschlichen. Wir müssen die Sache jetzt wenden, mit so großer Mühe und Arbeit, daß Wir nicht schlafen können, und Uns der Kopf darüber zerbricht. Aber Wir wollen eine Ordnung unter sie bringen oder nicht ihr Meister sein.“ — Also zog mein Herr Bürgermeister fort und kam in das Bad. Daselbst stellte er sich gar tiefsinnig, saß in sehr schweren Gedanken, zählte indeß seine Finger ab, redete mit sich selbst und sonst mit Niemand: also daß sich die, so ihn zuvor gekannt, über solche jähe Veränderung verwunderten, und meinten, er wäre vielleicht melancholisch. Sie wußten aber nicht, daß er regierender Bürgermeister wäre und ihm die Ehre also wehe thät. Indessen fragte er Einen, so zunächst bei ihm gesessen: ob dieses die Bank sei, auf welcher die regierenden Herren zu sitzen pflegten? und erhielt zur Antwort: Ja! „Wie habe ichs denn so fein getroffen! sagte der Bürgermeister. Ich glaube, die Bank hat es mir angemerkt, daß ich zu Schilda Bürgermeister bin.“ — Wie er nun lange also sitzet und tapfer schwitzet, so kommt der Bader zu ihm und sagt: „Guter Freund, habt Ihr den Kopf gewaschen und Euch reiben lassen? Ist es noch nicht geschehen, so will ich Lauge herlangen und Euch abreiben.“ Der Bürgermeister, so in tiefen Gedanken geschwitzet, antwortet: „Lieber Bader, ich weiß wahrlich nicht eigentlich, ob ich schon gerieben bin, oder nicht. Denn Unser Einer hat so viel zu sin-

nen, zu gedenken und zu trachten, damit der gemeine Nutzen nicht irgend Schaden leide und Gericht und Recht gehandhabet und gefördert werde, daß Wir solcher schlechten Dinge nicht wahrnehmen. Und sonderlich ich, der ich dahin sinnen und trachten soll und muß, wie ich dem Kaiser reimweise antworte. Denn, verstehe mich recht, ich bin der Bürgermeister von Schilda.“ Als sie Solches vernahmen, fingen die andern Alle, welche im Bade waren, gar unmanierlich zu lachen an, ließen ihn aber doch bei seinen Ehren und noch Eines darauf schwitzen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeister seiner Bürgermeisterin einen neuen Pelz kaufet und was ihm dabei widerfahren.

Unsere gnädige Frau, die Bürgermeisterin, hatte, wie auch billig, nicht vergessen, an ihren verheißenen Pelz oft zu erinnern. Dem Herrn Bürgermeister aber wollte es geziemen, daß er, der zu einem Förderer der Gerechtigkeit bestellet war, sein Verheißen halte, und seiner Frauen das, so ihr von Rechtswegen gebührte, nicht vorenthalte. Als daher der Herr Bürgermeister im Bade war, gedachte er des seiner Gemahlin gegebenen Versprechens. Daher wendete er sich an einen Mann, den er im Thore der Stadt hatte stehen sehen und fragte ihn nach einem Kürschner, wurde auch bald von ihm an den rechten Mann gewiesen. Inzwischen fragte mein gestrenger Herr Bürgermeister den Thorwart weiter: ob jener Kürschner auch Derjenige sei, bei welchem die Frauen der Bürgermeister ihre Pelze kauften? denn er sei Bürgermeister zu Schilda geworden. Da vermerkte erst der Thorwärter, mit wem er es zu thun habe, und wies ihn an das äußerste Ende der Stadt zu einem Kübler,

der als ein lustiger Vogel bekannt war: bei dem sollte er nach Bürgermeisterpelzen fragen. Der gestrenge Herr Bürgermeister ging in aller Ehrbarkeit, wohin er gewiesen worden war, und fragte bei dem Kübler nach Bürgermeisterpelzen: er sei der Bürgermeister zu Schilda. Der Kübler merkte bald, wie viel es geschlagen habe und sagte deßhalb zu ihm: es sei ihm sehr leid, daß er seine Wohledeln nicht fördern und, wie er gern wollte, versehen könne, denn er habe eben den Tag zuvor, der ein Markttag gewesen, alle, die er gehabt, hinweg gegeben. Damit ihm aber geholfen würde, weist er ihn in eine andere Vorstadt zu einem Wagner, dort, verhoffe er, werde der Herr Bürgermeister Pelze finden nach seinem Begehren. Dieser nun kam zum Wagner und fraget, ob er keine Pelze hätte? er wäre der Bürgermeister von Schilda. Der Wagner, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Organisten, der Organist zu einem Studenten, der Student zu einem Buchbinder, der Buchbinder zu einem Fischer, der Fischer zu einer alten Vettel, die alte Vettel zu den Druckergesellen, die Druckergesellen zum Buchhändler, der Buchhändler zu einem Lebküchler: da finde er sie, schön zum Auffressen, wie er sie nur haben wollte. Als mein Herr der Bürgermeister auch hier nach Pelzen gefraget hatte, antwortete ihm der Lebküchler: er habe zwar dießmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, so werde er ihm von Lebkuchen einen anmessen, zuschneiden und backen; den könne er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, mit ihr essen, alle Morgen einen Bissen davon. Dessen bedankt sich der Herr Bürgermeister aufs höchste, sagt jedoch: er wäre nun so lange nach dem Pelz herum gelaufen, daß er zu warten nicht Zeit genug habe; er müsse wieder heim sein Amt zu verrichten, denn er sei Bürgermeister zu Schilda. Der Lebküchler, der etwas minder gottlos war, als die Vorgemeldeten, und gedachte, der

Herr Bürgermeister wäre lange genug für seine Narrheit herum gelaufen, erbarmte sich endlich über seine Einfalt und zeigte ihm einen rechten Kürschner, bei welchem er Pelze aller Gattung, wie er sie nur begehrte, fand. — Der Kürschner fragte ihn bald: wie groß und lang der Pelz sein solle? „Paßt ihn nur mir an, sagte der Herr Bürgermeister, dann wird er meiner Frau auch gerecht sein, denn mein Hut paßt ihr auch!“ — So wurde denn für die Frau Bürgermeisterin ein gar stattlicher Pelz gekauft, und als ihr Herr Gemahl heimkehrte, empfing sie beide, den Pelz aber noch mehr als den Herrn Bürgermeister, mit tausend Freuden. Der Pelz wurde oben und unten, vorn und hinten, außen und innen betrachtet und gemustert, auch anprobirt und approbirt oder gutgeheißen. Nachher aber begehrte der Herr Bürgermeister, seine Frau solle ihm Küchlein backen: so wolle er eine Wurst dazu geben und ein Maaß Wein bezahlen. Die Frau machte ihm Küchlein, so gut als sie sich nur für einen Bürgermeister ziemen, und darnach aßen sie und thaten je zuweilen einen Schluck aus dem Weinkruge. Die Frau Bürgermeisterin hätte gern öfter getrunken, mußte sich jedoch vor ihrem Herrn dem Bürgermeister etwas schämen. Darum erdachte sie folgende List. „Du glaubst nicht, sagte sie, wie mich dieser Pelz freuet!“ — „Ist es wahr?“ sagte er. „Ja, sagte sie, wenn es nicht wahr ist, so möge mich dieser Trunk verderben.“ Hiermit trank sie einen guten Schluck. Bald sagte sie wieder: „Unsers Nachbarn Knecht hat unsre Magd zur Liebsten.“ — „Ei, sagte der Bürgermeister, ist es möglich?“ — „Ja, sagte die Bürgermeisterin, wenn es nicht wahr ist, so stoße mir dieser Trunk das Herz ab.“ Hiemit gab sie der Flasche einen Druck. Abermals sagte sie: „Unsere Grete und Klausens Tochter haben einander geschlagen.“ — „Ei, sagte der Bürgermeister, was sagst Du?“ — „Ja, sagte sie, wenn es nicht wahr ist, soll dieser Trunk Gift in mir werden.“ Hiebei that

sie noch einen recht herzhaften Schluck. Solches trieb sie so lange, bis sie dem Kruge auf den Boden geschaut hatte und auf den Grund gekommen war.

Neunzehntes Kapitel.

Wie die Frau Bürgermeisterin mit ihrem neuen Pelze zur Kirche stolzirte, die Predigt zu hören, und was sich da begeben.

Die folgende ganze lange Nacht lag seiner W. E. Frau, die neue Bürgermeisterin, in schweren, tiefsinnigen Gedanken, wie sie doch den neugewaschenen Pelz anlegen und darinnen prangen möchte, damit sie ihres Mannes Würde nicht verletze noch verkleinere, wenn sie sich nicht so gravitätisch, als sich einer Bürgermeisterin gebühret, gebährdete. Die gute Frau fürchtete immer, die Nacht währe zu lange und es würde nimmer der Tag kommen, an dem man ihren Pelz sehen könne, und war daher um so erfreuter als sie endlich den lieben Tag hereinbrechen sah. Sobald nur der Morgen grauete, stand sie auf und fing an sich zu putzen. Es war nämlich Sonntag nnd darum vermeinte die kluge Frau, weil die Nachbarn alle in der Kirche bei einander versammelt wären, sich allda beschauen zu lassen. So nämlich hatte sie es bequem und brauchte nicht von Haus zu Haus und von einem Stalle zum andern zu gehen, um sich besehen zu lassen, welches gar zuviel Zeit gekostet haben würde. Sie war aber mit der Sorge um ihre Reize und den neuen Pelz so beschäftigt, daß sie das Läuten in die Predigt nicht vernahm, und als sie zuletzt, nicht ohne große Mühe und Arbeit, fertig geworden war, und den Herrn Bürgermeister, welcher vor ihr stand und den Spiegel hielt, wohl hundertmal gefraget hatte: ob sie von hinten und von vorn also aussehe, wie sich eine Frau Bürgermeisterin ausnehmen müsse? und er Ja dazu gesagt hatte,

ging sie an ihres gestrengen Herrn Gemahles Seite aus dem Hause der Kirche zu. Sicherlich hat sie über die Gassen hergepranget, wie eine Geiß an einem Strick. — Nun weiß ich nicht, welches Schuld gewesen: ob meine gestrenge Frau die Bürgermeisterin zu lange geschlafen, oder ob der Meßner zu früh geläutet, oder ob der Prediger zu schlecht studirt und also ihm die Predigt allzukurz gewesen sei: genug, als sie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein gerauscht kam, war eben die Predigt aus, also, daß Jedermann aufstand. Die gute Frau deutete Solches aber anders, indem sie vermeinte: weil ihr Mann der Herr Bürgermeister und sie deßhalb die Frau Bürgermeisterin wäre, überdieß auch einen nagelneuen Pelz anhätte, so stände die ganze Gemeinde nur ihr und ihrem Pelze zu Ehren auf. Sie sprach deßhalb gar sittlich und tugendlich, sich auf beide Seiten kehrend: „Liebe Nachbarn, ich bitte, wollet sitzen bleiben; denn ich gedenke der Tage noch gar wohl, da ich eben so arm und war und eben so zerlumpt und zerrissen einherging wie Ihr; darum, liebe Nachbarn, nehmet immer wieder Platz.“

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der Kaiser von Denen in Schilda empfangen worden.

Schon vorhin ist gemeldet worden, wie der Kaiser den Schildbürgern durch seinen Gesandten entbieten ließ: wenn sie ihm auf die ersten Worte, so er zu ihnen sprechen würde, reimweise antworten könnten, und ihm halb geritten und halb gegangen entgegen kämen, so wollte er ihnen ihr altes Herkommen bestätigen und noch viel mehr Freiheiten dazu geben. Darüber nun kam die Gemeinde zusammen und hielt fleißig Rath, wie der Sache zu begegnen sei. Sie hatten aber die rage in

zwei Theile abgetheilet, damit sie desto besser mit ihr zu Recht kommen möchten. Sie handelten erstlich davon, wie man dem Kaiser reimweise antworten sollte; darnach, welchermaßen sie ihm halb geritten und halb gegangen entgegen ziehen und ihn empfangen sollten. Was nun das Erste betraf, so ward abgerathen und beschlossen: sie wollten dem Kaiser zuvorkommen und es also anstellen, daß die ersten Worte, die er zu ihnen redete, gewisse von ihnen vorausbestimmte sein müßten. Ehe er nämlich noch sie angeredet, solle der Bürgermeister zum Kaiser sprechen: Herr Kaiser, seid uns willkommen. Hierauf meinten sie, müsse der Kaiser nothwendig antworten: und Du mir auch. Geschähe dieß aber, so hätten sie gewonnen Spiel, denn der Bürgermeister dürfte dann nur sagen: der witzigste unter uns ist ein Gauch! so hätte er mit einem trefflichen Reime des Kaisers Begehr erfüllet. — Ueber das Zweite aber: wie man dem Kaiser sollte entgegen ziehen? fielen unter andern sonderlich diese Meinungen. Etliche meinten: man sollte sich in zwei gleiche Haufen abtheilen und der eine Haufe reiten, der andere zu Fuß gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Gliede. Andere vermeinten: es sollte ein Jeder den einen Fuß im Steigbügel haben und also mit ihm reiten, mit dem andern Fuß aber auf dem Boden gehen; dieß wäre ja halb geritten und halb gegangen. Noch Andere endlich waren der Meinung, daß man dem Kaiser sollte auf hölzernen Pferden entgegen reiten; denn davon pflege man im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten ist halb gegangen. Zudem so seien solche Pferde auch fertiger, hurtiger, musterlicher, leicht gezäumet und gestriegelt und ganz nach des Reiters Sinne zugeritten, so, daß sie auf diese Weise einen gar stattlichen Zug vorstellen würden. Dieser letzten Meinung ward von allen Theilen Beifall gegeben, und beschlossen, daß sich Jeder mit einem Roß bereit halten solle: welches denn fleißig geschehen. Denn es war keiner so arm, daß

er sich nicht ein schönes weißes, graues, braunes, schwarzes, rothes oder gesprenkeltes Pferd, je nachdem er gern beritten gewesen wäre, angeschafft hätte. Mit diesen ihren Rossen nun kamen sie täglich zusammen, tummelten und bändigten sie und richteten sie so aufs trefflichste ab. Als aber der angesetzte Tag herbeigekommen war und der Kaiser mit seinem Hofstaate heranrückte, sprengten die Schildbürger auf ihren Steckenpferden hinaus, ihm entgegen. Wie sie jedoch ein Stück Weges hinaus geritten waren, da wurde dem Herrn Bürgermeister, welcher den ersten Angriff auf den Kaiser machen sollte, zu Muthe, wie manchem braven Helden, wenn er dem Feinde entgegen reiten muß. Er wollte aber seinem Herzen Erleichterung verschaffen, sprengte deßhalb hinter einen Steinhaufen, der am Wege stand, schwang sich vom Pferde und band dasselbe an eine Weide. Noch hatte aber der Herr Bürgermeister sich nicht ganz von seinem Schrecken wieder hergestellt, siehe da kam der Kaiser mit seinem Gefolge heran und die Ritter von Schilda sahen sich bänglich nach ihrem Anführer und Wortführer, dem Bürgermeister um. Dieser lugte etwas über den Steinhaufen, sah die Angst seiner Heerde und sah auch den Kaiser, alle Freiheiten seiner Stadt standen auf dem Spiele, da faßte er sich schnell ein Herz, sprang hervor und packte mit der einen Hand seine vorher gelüfteten Kleider zusammen und reichte die andere dem Kaiser zum Willkommen entgegen. Zur rechten Zeit noch fiel es ihm ein, daß es sich zieme den Hut vor dem Kaiser abzunehmen, aber in welcher Hand sollte er ihn halten? — doch sein feiner Verstand wußte sich alsbald zu helfen, indem er den Filzhut zwischen die Zähne faßte. Mit der linken Hand also sorgte der Herr Bürgermeister, daß sein Herz nicht gar zur Erde fiel und die rechte reichte er dem Kaiser dar, zwischen Hut und Zähnen aber murmelte er: „Nun seid uns willkommen auf unserem Grund und Boden, vester Junker Kaiser!“



Der Kaiser erkannte bald an den Federn, was es für Vögel wären und daß das Geschrei von der Schildbürger Thorheit nicht nichtig und leer wäre, reichte daher dem Bürgermeister auch die Hand und sprach: „Hab Dank, mein lieber Bürgermeister, seid willkommen auch.“ Da sollte nun der Bürgermeister reimweise antworten, wie zuvor unter ihnen war beschlossen worden, aber er wollte sichs erst noch einmal bedenken, damit er sich nicht etwa verschnappe. Wie er nun so bedachte und schwieg, meinte ein anderer Schildbürger, der Bürgermeister habe den Spruch vergessen, wollte daher dem gemeinen Besten, ehe die Gelegenheit entwische, zu Hilfe kommen und brachte also den Reim vor: „der Schultheiß ist ein rechter Narr.“ Zwar sollte er nach der Verabredung sagen: der Witzigste unter uns ist ein Gauch; aber er meinte: Gauch und Narr wären ja Eins, und der Witzigste unter ihnen sei doch allemal der

Bürgermeister und müsse er ihn daher Ehren halber wohl nennen. War also der Schildbürger so klug, wie gar Viele, welche sich jetziger Zeit im Erklären der Schriften klug dünken und vermeinen, an den Worten sei wenig gelegen, wenn nur eben der Sinn herauskomme. — Also ward der Kaiser empfangen und die ritterlichen Schildbürger ritten vor ihm her bis gen Schilda, wo sie ihn aufs Neue empfingen. Denn der Bürgermeister saß ab von seinem hölzernen Roß, stieg auf einen Düngerhaufen und reichte dem Kaiser nochmals die Hand. Es sagte aber der Kaiser zu ihm: „Was thust Du hier auf dem Dünger?“ — „Ach, vester Junker Kaiser, antwortete der Bürgermeister, ich armer Teufel bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor Euch trage.“ — Hierauf führten sie den Kaiser in sein Logament, dazu sie das Rathhaus eingerichtet hatten. Sie erzählten ihm auch alle Geschichten, so sich damit zugetragen; daran er ein gnädigstes kurzweiligstes Wohlgefallen gefunden hat. Auch zeigten sie ihm, um ihn, bis das Essen fertig wäre, zu unterhalten, die Geschichte mit dem Salzgewächs an, mit unterthänigster Bitte und Begehren, wofern ihnen solche Kunst gerathen sollte, sie darüber gnädiglich zu privilegiren und zu befreien, damit nicht Jemand ihnen solche nachthue, ihnen zu unwiederbringlichem Schaden, wie er, der Junker Kaiser, selber wohl erachten könne. Der Kaiser aber war ihnen gar huldreich gesinnet und in ihrer nicht unziemlich vorgebrachten Bitte zu Willen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie die zu Schilda dem Kaiser einen großen Hafen mit Senf verehren.

Nun stunden abermals die Schildbürger in Zweifel und in großen Aengsten: was man dem Kaiser als Ehrengeschenk darbringen sollte? denn sie wollten ihm auf diese Weise ihre un-

terthänige Huldigung darbringen. Sie gedachten aber bei sich: sollten sie ihm Silber oder Gold schenken, das sei bei ihnen sehr theuer, auch habe er desselben sonst die Fülle; sollten sie ihm aber eßbare Dinge schenken, als Kraut, Rüben, Speck, Bohnen, Gerste u. s. w., dessen bedürfe er nicht, denn er sei ohnedem ihr Gast; wie er denn allenthalben Gast sei, wo er nur hin komme. Endlich vereinbarten sie sich, ihm einen großen Hafen mit saurem Senf zu verehren: den könne er brauchen, um sich das Essen damit schmackhaft zu machen. Also ließen sie den Senf alsbald anrühren und in einem nagelneuen Hafen vorrichten; denselben trugen zwei Bürger an einer Stange vor den Kaiser, der Bürgermeister aber hielt die Rede und sprach wie folgt: „Vester Junker Senf, da verehren wir Euch diesen Kaiser und bitten, Ihr wollet ihn für gut und zu Dank annehmen.“ Als der Kaiser solche stattliche Rede hörte, lachte er und zog seinen Hut ab, sich zu bedanken. Aber der Bürgermeister fiel ihm in die Rede, sagend: „Setzet auf, Junker Kaiser, bedecket Euch!“ — „Setze Du auch auf!“ sagte der Kaiser zum Bürgermeister. „Nun so wollen wir, antwortete der Bürgermeister dem Kaiser, zugleich mit einander aufsetzen.“ Als aber die Träger den Hafen niederstellen wollen, weiß ich nicht, wie sie ihm gethan: sie setzen ihn so hart nieder, daß er zu Stücken bricht und all der schöne Senf auf der Erde liegt. „Nun hab Euch St. Veits Plage, sagte der Bürgermeister ganz erzürnt, Ihr Buben, Ihr Schelme, Ihr Diebe, Ihr Mörder, Ihr Ketzer, Ihr Landesverräther! Könnt Ihr nicht Acht haben, Ihr Böswichter! Ach, ach, Junker Kaiser, was ist es für ein trefflicher Senf gewesen! Ueber vier Häuser konnte man ihn riechen und nun liegt er hier im Dreck. Ach, versuchet ihn nur, Junker Kaiser!“ Hiemit fuhr er mit der Hand in den Senf und wollte dem Kaiser von demselben zu kosten geben. Aber der Kaiser wollte nicht kosten, sondern sprach: er rieche schon, daß er sehr gut gewesen

wäre und daure ihn der Schaden; doch wolle er den guten Willen zu Dank annehmen. „Das thut, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, damit werdet Ihr uns einen Gefallen thun.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Bürgermeister mit dem Kaiser den Imbiß genommen und was sich allda für Reden verlaufen haben.

Es hatte der Kaiser den Bürgermeister und seine Unterthanen geladen, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen; und der Bürgermeister hatte sich herabgelassen die Einladung anzunehmen. Als sie nun zu Tische saßen, und zwar der Herr Bürgermeister als vornehmster Gast, wie sich gebührt, zu oberst, fielen mancherlei zierliche Reden vor, von sehr hohen und wichtigen Sachen, welche hier zu erzählen viel zu lang sein würde, daher nur etliche angeführt werden mögen. Der Bürgermeister betrachtete des Kaisers Sohn, der an einem andern Tische saß, fleißig und genau. Das merkte der Kaiser und sprach daher zu ihm: „Was meinst Du zu dem?“ Der Bürgermeister antwortete: „Junker Kaiser, ist es nicht Euer Sohn?“ — „Ja,“ antwortete der Kaiser. „Fürwahr, sprach der Bürgermeister, ich habe es ihm an der Nase angesehen. Aber sagt mir, hat er noch kein Weib?“ — „Nein, sagte der Kaiser, er hat noch keine: weißt Du nicht etwa eine, die für ihn wäre?“ — „Ich wüßte wohl eine, sprach der Bürgermeister, aber es müßte im Stillen zugehen und ich nicht verrathen werden. Es ist ein feines handfestes Weibsbild. Wenn sie der Junker Kaiser nur einmal sehen sollte, wie sie alle Morgen im Mist bis über die Knie stehet und arbeitet, ich weiß — Ihr würdet auch Euer Wohlgefallen an ihr haben.“ — „Wie wäre es denn zu machen? sagte der Kaiser, wie meinst Du, daß wir es angreifen sollen?“ — „Was gebt Ihr drum, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, so will ich es Euch sagen? Ha! (hierauf that er einen guten Trunk und

fuhr dann fort:) wenn Ihr mir ein Paar Hosen geben wollt und meiner Frau ein Paar schöne rothe Strümpfe, wie die Störche haben, so will ichs machen, daß er sie zu sehen bekommt und daß sie ihn nimmt!" Der Kaiser versprach dem Bürgermeister, was er verlangt hatte, und so war der Handel geschlossen; doch mußte der Kaiser noch Stillschweigen versprechen. „Denn, sagte der Bürgermeister, wenn es die andern Bursche erführen, so würde bald Einer kommen und Euren Sohn ausstechen. Doch ich möchte wohl wissen, sprach der gestrenge Herr Bürgermeister ferner, was Euer Sohn, Junker Kaiser, für eine Handtierung triebe, damit ich ihren Aeltern Meldung davon thun könnte. So würde die Sache einen desto bessern Fortgang haben, Junker Kaiser." — „Nichts hat er gelernt, sprach der Kaiser: was meinst Du aber, das er noch lernen könne? er ist noch jung und stark: wozu meinst Du, daß er tauglich wäre? Oder was treibt der Jungfrau Vater, ob er diesem vielleicht beistehen könnte?" — „Es ist wohl wahr, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, er hat noch einen jungen starken Rücken: es ist aber zu besorgen, daß ihm nicht etwa ein faul Schelmenbein darinnen gewachsen sei; denn das pflegt gern zu geschehen, wenn die Kinder also auf der Bärenhaut erzogen werden. Darum wird wohl sobald nichts aus der Hochzeit, weil er nichts gelernt hat. Wollt Ihr ihn aber ein halb Jahr bei dem Vater der Jungfer als Knecht verdingen, so wird sich zeigen, wie ihm die Arbeit schmeckt und wie er sich anstellt. Dann ist immer noch Zeit weiter zu handeln, Junker Kaiser." — „Wer ist aber, sprach der Kaiser, der Jungfrau Vater?" — „Das will ich Euch sagen, sagte der Bürgermeister, wenn ich getrunken habe (da that der Bürgermeister von Schilda abermals einen guten Trunk), doch heimlich in ein Ohr, damit es Niemand höre." Als ihm nun der Kaiser ein Ohr geneigt, sagte er: „Es ist der Schweinhirt allhier, welchem Wir erst vorgestern zu diesem Amte ge-

holfen haben, nachdem Wir selbst es niedergelegt, und von welchem Wir hoffen, weil er ein feiner, bescheidener und braver Mann ist, er werde noch dermalen einst auch Bürgermeister werden; wie denn auch ich aus einem Schweinhirten zu solchen Ehren erhoben worden bin. So ist auch seine Tochter ein gar stattlich, flinkes Weibsbild, und wäre gar wohl für Euern Sohn, wenn er etwas Tüchtiges lernen wollte, damit er später sein Brot verdienen und Weib und Kind ernähren könnte, Junker Kaiser.“ Der Kaiser dankte dem Herrn Bürgermeister für sein freundliches Anerbieten und sagte, er wolle die Sache ferner in Ueberlegung ziehen und ihn seinen Entschluß schriftlich wissen lassen; welches noch geschehen soll.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger den Kaiser zu Gast gebeten und ihm eine saure Buttermilch vorgesetzt, auch was sich dabei zugetragen.

Als nun die Schildbürger mit dem Kaiser die Mahlzeit eingenommen und obgemeldete Reden sich verlaufen hatten, trat der Bürgermeister vor den Kaiser und sprach in seinem und der ganzen Gemeinde, als seiner Unterthanen, Namen, ungefähr folgendermaßen: „Ehrsamer Junker Kaiser, wir haben Euch das Eure verzehrt und vertrunken, darum ist es billig, daß wir Euch auch wiederum etwas nach unserm Vermögen erzeigen. Daher bitten wir Euch, Junker Kaiser, uns nicht zu verschmähen, zu uns zu kommen und einen Abendtrunk mit uns zu thun. Da sollt Ihr unser Gast sein und wollen wir guter Dinge mit einander sein; doch müßt Ihr vorlieb nehmen, Junker Kaiser.“ — Der Kaiser, welchem die Schwänke und Possen wohlgefielen, war willig, um der Kurzweil willen; doch mit dem Bescheid, daß sie ihn mit dem Trinken nicht nöthigen wollten. „Seid ohne Sorge, Junker Kaiser, sagte der Bürgermeister,

wir wollens gnädig mit Euch machen!" Also kam der Kaiser, nachdem er die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen (darunter die Kanzel, welche sie für ihren Pfarrer hatten bauen und ringsum mit Eisen beschlagen lassen, damit sie die Kraft seiner Rede auszuhalten vermöge), — zu den Schildbürgern zur Abendmahlzeit. Mancherlei köstliche und seltene Gerichte wurden da aufgetragen, als Erbsen, Linsen, Hirsebrei; das beste von allen aber war das letzte, nämlich eine frische, kalte, saure, weiße Buttermilch. Nun hatten sie den Kaiser hinter den Tisch gesetzt und der Bürgermeister saß neben ihm und leistete ihm Gesellschaft; die übrigen Schildbürger aber standen rings um den Tisch herum. An einem andern Tische saß des Kaisers Sohn, dem sie zur Gesellschaft etliche junge Bursche zugegeben hatten. Sie hatten aber zweierlei Brot in die Milch gebrockt: vor des Kaisers Ort hatten sie weiße Semmelwecken eingeworfen; vor der Andern Ort lag schwarz Brot. Indem sie also Alle aus Einer Schüssel essen, der Junker Kaiser das weiße, die Schildbürger aber das Haberbrot, ach Unglück! da erwischet ungefähr ein Schildbürger einen Brocken von dem weißen Brot und schiebt ihn in den Mund. Wie solches der Herr Bürgermeister sah, entbrannte er in gerechtem Zorn und schlug den Tölpel, der eben wieder in die Schüssel fahren wollte, auf die Hand und sagte: „Sollst Du des Junker Kaisers Brot essen?" Der Flegel erschrack sehr und weil er denselbigen Bissen noch ganz in dem Mund hatte, zog er ihn fein wieder heraus, legte ihn in die Schüssel und stieß ihn heimlich vor des Kaisers Ort. Der Kaiser sah es aber, wischte daher seinen Löffel und schenkte den Schildbürgern die noch übrige Milch sammt dem Weißbrot darin: welche die Verehrung zu großem Dank annahmen, die Milch mit einander vollends verzehrten und des Junker Kaisers Freigebigkeit lobten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Kaiser begehrte, die Bauern sollten ein Urtheil über einen todten Wolf fällen, und wie dasselbe ausfiel.

Der Kaiser verwunderte sich über der Schildbürger närrische Possen, und wußte nicht, wie er es verstehen und auslegen sollte, daß sie zuvor wegen großen Verstandes und Weisheit so berühmt gewesen, und jetzt so grobe Narrheiten und possirliche Possen rissen. Er wollte daher recht erfahren, ob ihnen mit ihrer Thorheit auch Ernst wäre, oder ob sie dieselbe nur geflissentlich angelegt hätten. Daher gab er ihnen, solches zu erfahren, eine Frage auf, darüber sie zu Gericht sitzen und ihm ihres Raths Abschied sagen sollten. Die Frage aber war diese: Als er neulich bei ihrer Stadt durch den Wald gereist, habe er einen todten Wolf, welcher gestorben gewesen, gefunden: da sollten sie ihm nun sagen, welches die Ursache seines Todes gewesen sein möchte? Als hierüber das Gericht besetzt und der Kaiser durch seinen, nach Recht erlaubten Fürsprecher die Frage hatte vorbringen lassen, fielen endlich viererlei Meinungen, deren jede ihren Anhang hatte. Die erste sagte: der Wolf wäre in der großen Kälte und tiefem Schnee baarfuß gegangen, habe ihm deßwegen die Kälte also zum Herzen geschlagen und ihn so hart angegriffen, daß er davon habe sterben müssen. Die andere Meinung vermeinte: seit einmal der Wolf mehr zu Fuß gelaufen, denn aber geritten wäre, sei er vielleicht gejagt worden, und als er nicht mehr Athem gehabt, sei er erstickt. Das dritte Urtheil war dieses: der grausam große Schmerz und Wehthun, den er gehabt, habe ihn ums Leben gebracht; denn ihm sei alle seine Tage niemals so wehe gewesen, als eben in der Stunde, da er gestorben. In des Bürgermeisters Kopf steckte das vierte Urtheil, das lautete zu Deutsch also: „Wir sind, liebe Nachbarn, an unserem Viehe wohl inne worden, woran der Wolf

gestorben sei; denn wir haben dessen gar viel verloren, welches er alles gefressen hat. Nun ist es wohl zu erachten, demnach er keine Haushaltung gehabt und Niemand, der sein gewartet, weder verheirathet gewesen noch eine Kellnerin gehalten, er habe mehr rohes Fleisch gegessen, denn gesottenes, gebackenes oder gebratenes. So sind die alten Kühe, welche er je zur Zeit oft Hungers halber hat fressen müssen, auch nicht allwegen für seinen Magen zu verdauen gewesen, zumal in vergangener großer Kälte. Zudem hat er Alles verzehrt, was er nur hat bekommen können, auch das gestorbene Vieh; denn meinem Gevatter, sagte der Bürgermeister, starb kürzlich eine alte Kuh, die war siech: die hat er auch also roh in dieser Kälte verschluckt (er hätte sie doch wenigstens in eine Pastete backen lassen sollen) und kalt Wasser darauf gesoffen, das habe ihm nun den Magen erkältet und verdorben und sich daher viel Schleims und Unraths ihm an die Leber gehängt, daher ihm großes Grimmen und Wehtage entstanden. Sollte es denn ein Wunder sein, daß er endlich daran gestorben ist? Sogar unser Einer, der Wir doch Bürgermeister zu Schilda sind und viel zu vertragen vermögen, müßte wohl daran erwürgen.“ Auf diese Rede ward eine Umfrage gethan und einhälliglich beschlossen: der Bürgermeister hätte die beste Ursache angezeigt; welches denn noch zum Ueberfluß an des todten Wolfs Zähnen zu sehen wäre, weil sie also weiß seien, die doch sonst ob der heißen Speise pflegen schwarz zu werden. Solche ihre Rathserkenntniß ließ der Edle und Wohlweise Rath an den Kaiser gelangen, welcher sprach: sie hätten recht und wohl hierinnen geurtheilt, wäre davon nicht zu appelliren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger eine Bitte an den Kaiser thäten und dieselbige gewährt wurde.

Nachdem aber der Kaiser länger bei ihnen geblieben, denn er willens gewesen, kam endlich die Zeit, daß er wieder von ihnen abscheiden und des Reichs Geschäfte verrichten sollte. Er fügte ihnen solches zu wissen, mit Erbietung: hätten sie etwa Beschwerden, das sollten sie ihm anzeigen, so wollte er Fürsehung thun, daß sie einen Gnädigsten Herrn an ihm hätten. Darüber freuten sich die Schildbürger nicht wenig und ließen ihm daher durch ihren Bürgermeister, im Namen und von wegen Eines Edlen und Wohlweisen Raths ihr Begehren folgendermaßen vortragen: Demnach sie vor Zeiten von fremdausländischen Fürsten und Herren viel und oftmals beschickt und von Haus abgefordert worden seien, aber inzwischen an dem Ihren großen Schaden und Versäumniß erlitten hätten; seien sie aus obvermeldeter Ursache veranlasset und gezwungen worden, großem Ungemach vorzukommen und, hochschädlichen Abgang ihrer Güter zu vermeiden, solche närrische Weise an sich zu nehmen: ob man sie etwa des Abforderns erließe und sie bei Haus und Hof bleiben möchten. Und dieweil sie gespüret und befunden, daß ihnen solches bisher ersprießlich und nützlich gewesen, daher bedacht, also fortzufahren, aber sich besorgen müßten, weil die Welt boshaft, daß sie an solchem ihren Vorhaben möchten aufgehalten, verhindert, verlacht und verhöhnet werden, wie denn heutiges Tages kein Narr sicher sei, daß ihn nicht Jedermann für einen Narren halten wolle: als lange ihr E. W. Bitte und Begehren an den Junker Kaiser, solch ihr Vorhaben nicht nur zu bestätigen, sondern sie auch soweit zu befreien, daß sie von Männiglichen daran ungehindert, unbekümmert und unvexiret sein sollen u. s. w. — Als der Kaiser solche ihre Bitte angehöret und ganz ziemlich zu sein erachtete, erlaubte

er es ihnen gnädiglich, versicherte sie auch noch darüber mit dazu gehörigen Sigillen und Briefen, deren Auszug hiernach folget. Also zog der Kaiser, nachdem er seine Kurzweile genug gehabt, hinweg: da denn die Schildbürger ihn mit ihrer oben bemeldeten Ritterschaft geleiteten; für welches der Kaiser ihnen eine gute Verehrung geben und danken ließ.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Auszug des Freiheitsbriefes, welchen die Schildbürger bei dem Kaiser ausgewirkt haben.

Wir ꝛc. Kaiser ꝛc. fügen hiemit zu wissen und thun kund Männiglichen, daß vor Uns in aller Unterthänigkeit erschienen sind Unsere Lieben und Getreuen, Bürgermeister und ganze Gemeinde zu Schilda, und Uns bittweise vorgebracht: Demnach sie Raths worden, um Besserung ihres Nutzens willen ein neues Leben fürderhin anzufangen, inmaßen sie Uns dessen berichtet und verständigt, und aber zu solch ihrem Vorhaben ihnen Unsere Kaiserliche Gnaden und Privilegia hochnothwendig sein wollen: als wollen sie Uns auf das dringendlichste darum angesuchet haben, mit Bitte, ihnen ihr Vorhaben zu bestätigen und genugsamlich zu verwahren. Solche ihre Bitte haben Wir als ziemlich geachtet, und demnach Wir Männiglichen zu dienen, Schaden zu wenden und Nutzen zu fördern, bereit sein sollen: so setzen Wir und wollen, daß jetzt obvermeldete Schildbürger, Unsere lieben, getreuen und kurzweiligen Unterthanen, in solchem ihrem Vorhaben und neuer Weise zu leben fürderhin also fortfahren und daran von Niemand gehindert werden sollen, weder mit Worten noch mit Werken, ohne Gefährde, auf keine Weise noch Wege: bei Vermeidung Unser und des Reichs Ungnade und Strafe, Jedem kund und zu wissen, der gefährlicher Weise

darwider fahren möchte. Auch haben Wir ihnen zum Ueberfluß, angesehen alle ihre kurzweiligen Dienste und Gefallen, so sie Uns während Unserer Anwesenheit erzeigt und geleistet, diese Gnade und Freiheit gethan, wollen sie auch von Männiglichen gehalten haben, daß sie nämlich darum, was sie je anfangen und treiben werden, oder auch schon getrieben haben, von Keinem, wer er auch ist, hohen und niederen Standes, sollen angetastet, verlacht, verachtet, ausgepfiffen, ausgepocht, gehöhnet oder vexiret werden, weder ins Angesicht noch im Rücken, weder mit Worten noch mit Werken, in keine Weise noch Wege, bei Vermeidung abermals Unser und des Reichs Ungnade und unnachläßiger Pön und Strafe, hernach vermeldet. Wir wollen auch endlich und setzen, daß Unsere Lieben und Getreuen, der Bürgermeister und die ganze Gemeinde zu Schilda, ihrem Begehren nach, inner und außer dem Utopischen Reich, Unsers kurzweiligen Rathes sein und bleiben sollen, zu ewigen Zeiten, in allen Orten und in was Form, Weise und Weg ihnen geliebén und gefällig sein wird, von Männiglichem daran Ungehindert und unangefochten, bei Pön und Strafe einer Narrenkappe, daran eine, zwei, drei oder mehr Schellen gehangen, je nach Größe der Ueberfahrung und Schuld, welche dem Uebertreter, so oft und dick er darauf ergriffen wird, aufgesetzt und nicht eher wieder abgenommen werden soll, bis er sich mit dem Beleidigten vertragen und noch zum Ueberfluß zween Gülden bei einem Wirth zur Strafe verzehrt habe. Solches ist Unser Wille und endliche Meinung, welcher zu Urkund Wir ihnen dieser unser Kaiserlichen Bullen Auszug vergönnet und erlaubt haben. So geschehen im Jahre rc.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger des Kaisers Letze verzehrten, ihre Füße verwechselten und dieselben nicht mehr zu unterscheiden vermochten, doch zuletzt Jeder die seinen wiederfand.

Nachdem nun der Kaiser hinweg gewesen und denen zu Schilda eine gute Letze hinterlassen hatte, wurden sie Raths, dieselbige auf einem Dorfe, ehe sie wieder heimkehrten, zu verzehren. Also sprengten sie mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf und zechten nach Kräften. Und als sie satt und trunken waren und dennoch Etwas zum Besten vorhanden war, welches auch mußte verzecht sein, kam sie ein Gelüst an, auf eine grüne lustige Aue hinaus zu spazieren und gleich andern vornehmen Herren so lange mit Spazierengehen sich zu erlustigen, bis sie eine andere Mahlzeit zu verzehren im Stande wären. Also gingen sie hinaus, vergaßen auch nicht, einige gute Flaschen Weins mitzunehmen, damit in solcher Hitze der Magen ihnen nicht ausdörre und etwa platze, daß er ferner keinen Wein mehr zu halten vermöge, und lagerten sich in das grüne Gras, zechten bis zum Abend und waren überaus guter Dinge. Weil sie aber im Zechen die Beine durcheinander geschränkt hatten und nicht gar gut mehr die Farbe ihrer Beinkleider zu unterscheiden vermochten, so konnte, als sie sich zum Heimgehen anschickten, Keiner seine Beine von denen der Andern unterscheiden. Sie saßen also da, guckten je Einer den Andern an und fürchtete Jeder, ein Anderer nähme ihm seine Füße, oder er einem Andern seine Beine: waren folglich in großer Angst. Da sie nun einander also angafften und nicht wußten, was hier zu thun sei, sieh, da ritt Einer ungefähr vorüber auf einem Pferde (nicht etwa auf einem Esel), den riefen sie herzu und klagten ihm ihren Jammer, mit Bitte, könne er Etwas, dadurch ihrer Jeder seine Füße wiederum bekomme, so möge ers brauchen und nicht sparen; sie wollten es ihm auch nebst größter

Danksagung wohl bezahlen. Er sprach: das könne er wohl; stieg ab und schnitt sich einen gehörigen Prügel von einer Weide. Hiernach aber tritt er unter die ehrbaren Schildbürger und fängt an dem Ersten Besten auf die Beine zu schlagen: und welchen er traf, der sprang geschwind auf und hatte seine Beine wieder, denn der fremde Gesell hatte sie ihm gefunden. — Nachdem so Einer nach dem Andern aufgesprungen, da blieb zuletzt nur noch ein Einziger sitzen, der rief gar kläglich: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? wollt Ihr das Geld nicht an mir auch verdienen? oder sind etwa diese mein?“ Jener aber sprach: „Wart, wir wollen sehen!“ und gab ihm hiemit einen Hieb, daß es flammte. Also sprang dieser Letzte auch auf: und hatten also die Schildbürger Jeder seine Füße wieder bekommen, waren froh, schenkten dem Manne aus Dankbarkeit, was sie bei sich hatten, zogen heim und gedachten ein andermal besser auf ihrer Hut zu sein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie zwei Schildbürger mit einander die Häuser vertauschen.

Den Schildbürgern war ihre privilegirte Narrheit so wohl gediehen, daß sie fortan nichts weder denken noch thun konnten, was nicht eitel närrisch gewesen wäre. So waren zwei unter ihnen, die hatten etwa gehört, daß die Leute zu Zeiten mit Tausch viel gewonnen hätten, und gedachten daher, sie wollten ihr Heil auch an einander versuchen und wagen. Daher nun werden sie Eins, um ihre Häuser mit einander zu tauschen. Solches aber geschah beim Wein, als sie des Kaisers Letze verzechten. Wie denn solche Sachen gern zu geschehen pflegen, wenn der Wein ist eingeschlichen und der Witz ist ausgewichen. Als nun Jeder dem Andern sein Haus einräumen sollte, brach der Eine, welcher zu oberst im Flecken Schilda wohnte, sein Haus

ab, packte es auf etliche Wagen (denn dazumal hatten die Bauern und Bürgerleute noch nicht so große Paläste, als sie jetzt haben) und führte es so stückweise hinab. Der Andere aber, welcher zu unterst in Schilda wohnte, brachte eben so sein Haus hinauf. Auf diese Weise hatten sie einander den Tausch gehalten und geliefert und glaubten Jeder nicht wenig dabei gewonnen zu haben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollen abweiden lassen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Thun, sonderlich in Betrachtung des gemeinen Nutzes, damit derselbe allenthalben aufginge und zunähme und nirgend Schaden litte. Einstmals gingen sie hinaus, eine alte Mauer zu besehen, welche von einem alten Gebäude noch überblieben war: ob sie die Steine vielleicht nützlich verwenden könnten. Nun war auf der Mauer schön langes Gras gewachsen, das bedauerten die Schildbürger, daß es verloren sein sollte und Niemand zu Nutzen kommen. Sie hielten daher einen Rath: wie man es wohl verwenden möge? Da fielen nun vielerlei Meinungen: die Einen vermeinten, man sollte es abmähen; aber Niemand wollte sich eines Solchen unterstehen und sich auf die Mauer wagen. Andere vermeinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so wäre am Besten, daß man es mit einem Pfeil abschösse. Endlich that der Bürgermeister seinen Mund auf und rieth, man sollte das Vieh darauf gehen lassen, das würde es abfressen, so dürfte man es weder abmähen noch abschießen. Solchem Rath, als dem besten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung ward ferner erkannt, des Bürgermeisters Kuh sollte zuerst des guten Raths genießen; welches der Bürgermeister dankbar in seiner Kuh Namen annahm. Sie machten also

der Kuh ein starkes Seil mit einer Schlinge um den Hals, warfen es über die Mauer und fingen am andern Ende an zu ziehen. Als aber die Schlinge sich zuzog, fing die Kuh an zu erwürgen, und wie sie fast hinauf war, streckte sie die Zunge heraus. Solches sah ein Schildbürger, der schrie: „Zieht, zieht! Leib und Seele hanget an einander.“ — „Zieht noch einmal, zieht! sprach der Bürgermeister; sie hat das Gras schon geschmeckt und die Zunge darnach ausgestreckt. Zieht, zieht! sie ist bald droben. Sie ist so tölpisch und ungeschickt, daß sie sich selber nicht helfen kann: es sollte sie Euer Einer vollends hinauf stoßen.“



Aber es war vergebens, die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf bringen. Sie ließen sie also wieder herab: da war sie todt. So hatten sie an ihr ein rechtes Gemeindeessen für gemeinsam verrichtete Arbeit und durfte der Bürgermeister dabei als Gastgeber nicht fehlen.

Dreißigstes Kapitel.

Von einer Schildbürgerin, welche mit Eiern zu Markte ging, ihres künftigen Glücks Rechnung machte und wie es ihr ergangen.

Es ist ein altes, aber gemeines Sprichwort, welches sagt:

Das Hoffen und das lange Harren
Gewißlich Manchen macht zum Narren.
Wer ohne Wirth die Zech will machen,
Der rathet übel seinen Sachen.

Also ging es jener Frau zu Schilda auch, welche nur eine einzige Henne hatte, die ihr alle Tage ein Ei legte. Die Frau sammelte die Eier, bis sie deren so viele zu haben vermeinte, daß sie drei Groschen aus ihnen lösen konnte. Dann that sie die Eier in ein Körblein und zog zu Markte. Unterweges, als sie so allein ging, fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter andern gedachte sie auch an ihre Waare, die sie auf dem Kopfe trug, redete lange mit sich selber, den ganzen Weg durch, und machte folgende Rechnung. „Siehe, sagte sie bei sich selber, du lösest am Markt drei Groschen. Was willst du damit thun? du willst damit zwei Legehennen kaufen. Dieselben zwei, sammt der, die du hast, legen dir in so und so viel Tagen so viel Eier. Diese verkaufst du und schaffest dir noch drei Hennen an; das Uebrige ist schon Gewinn. Also hast du sechs Hennen: die legen dir in einem Monat so viel Eier; die willst du verkaufen (kannst dennoch wohl unterweilen ein halbes essen) und das Geld zusammenlegen. Also kannst du Nutzen haben von den Hennen: die alten, so nicht mehr legen, verkaufst du, ist Eins; die jungen legen dir Eier, ist das Andere; sie brüten dir Junge aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannst, ist das Dritte; auch kannst du sie rupfen, wie die Gänse, ist das Vierte. Aus dem zu

sammengelegten Gelde willst du darnach etliche Gänse kaufen, die tragen dir auch Nutzen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Also hast du Nutzen von Hennen und Gänsen und kömmst in acht Tagen so und so weit. Nach solchem willst du eine Geiß kaufen, die gibt dir Milch und junge Zicklein. Also hast du: junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willst versuchen, ob sich die Geiß vielleicht scheeren lasse. Nach solchem willst du eine Schweinmutter kaufen, so hast du Nutzen zu vorigem Nutzen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würsten und anderm. Nach solchem willst du eine Kuh kaufen, die gibt dir Milch, Kälber und Dünger. Was willst du mit dem Dünger thun, so du keinen Acker hast? Du willst einen Acker kaufen, der gibt dir Korn, daß du keins mehr kaufen darfst. Darnach willst du Rosse kaufen und Knechte dingen, die dir dein Vieh versehen und den Acker bauen. Darnach willst du Schafe kaufen. Darnach willst du dein Haus größer machen, damit du noch an Andere vermiethen kannst. Datnach willst du mehr Güter kaufen. Also kann es nicht fehlen. Denn du hast Nutzen: von jungen und alten Hühnern und Hähnen, von jungen und alten Gänsen, von Eiern, von Geißmilch, Wolle, von jungen Zicklein und Lämmern, von Schweinen, von Kühen (denen du auch etwa die Hörner absägen und den Messerschmieden zu kaufen geben willst), von Kälbern, von Aeckern, von Wiesen, von Hauszins und anderm. Darnach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem willst du in Freuden leben und eine Gnädige Frau sein. O, wie willst du dir so wohl sein lassen und Keinem ein gut Wort geben! Juchhe, Juchhei, Juchhoppsas!“ Mit solchen Gedanken verstieg sich die gute Frau so tief, daß sie nicht mehr wußte, was außer und auf ihrem Kopfe war und war fast einem Trunkenen gleich: darum, als sie: Juchhoppsas! schrie, wollte sie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen

Sprung thun; aber o weh! da stieß sie mit dem Arm gegen den Korb mit den Eiern, daß er herunter fiel und die Eier alle zerbrachen. Hiemit lag alle ihre Gnädige-Frauenschaft im —.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie die zu Schilda eine lange Wurst machten und sie nicht kochen konnten.

Es hatte ein Schildbürger ein tüchtiges Schwein, das wollte er behalten und mästen. Das Schwein aber kam in eines andern Bürgers Scheuer und fraß in Folge des Triebes, welcher Hunger genannt wird, ein gutes Theil Hafer. Der Schildbürger, den der Schaden getroffen, nahm das Schwein beim Ohr, führte es vor einen E. W. Rath und wurde klagbar wider dasselbe. Der Rath berief die Gemeinde und von dieser wurde das Schwein als ein Dieb einstimmig vom Leben zum Tode verurtheilt. Nachdem nun im hochnothpeinlichen Halsgericht Zeter! geschrien und der Stab über das Schwein gebrochen worden war, wurde es alsbald mit dem Messer, wie das Recht mit sich gebracht hatte, vom Leben zum Tode gerichtet, und fiel alles sein Hab und Gut, Haut und Haar, den Richtern heim, es zu verfressen. Denn dieweil es mit Fressen das Leben verwirkt, wäre auch billig, daß es mit gleicher Strafe gestraft und auch gefressen würde. Nun wollten die Schildbürger Alles zu gemeinem Nutzen ziehen und damit nichts zu unnütz abginge, auch Würste machen. Sie nahmen daher das Gedärm des Schweines, wuschen es aus und füllten es, so lang es war, mit Speck, Blut, Leber, Lungen, Hirn, kleinen Beinlein und anderm, was man zu einer Wurst zu nehmen pflegt, und machten eine einzige Wurst, die war so lang als der ganze Darm. — Als nun der Tag kam, daß sie de

Urtheil vollenden und das Schwein auffressen sollten, da sollte die lange Wurst zum Voressen dienen. Sie konnten aber keinen Hafen finden, welcher lang genug gewesen wäre, um die Wurst der Länge nach in ihm zu kochen; denn sie waren der Meinung, der Hafen müßte so lang sein, als die Wurst; wußten also nicht, was zu thun wäre. Denn es wollte auch kein Töpfer oder Hafner unternehmen, einen so langen Hafen zu machen. In solchem Zweifel und Unmuth geht der Schildbürger einer durch das Dorf hinab, und als er bei etlichen Gänsen vorbei gehet, fingen dieselben an zu schreien: Gigag, gigag! Der Schildbürger aber verstand: zwiefach, zwiefach! war überaus froh und lief zur Gemeinde, die noch der Wurst wegen Rath hielt, zurück und sprach: Es sei ihnen Allen wohl eine Schande, daß sie erst jetzt von den Gänsen lernen müßten, daß man die Wurst müsse zwiefach in den Hafen thun. Als die Gemeinde solches gehört, nahmen sie es ferner zu bedenken und ward allda geschlossen (denn sie waren gute Technici): könne man die Wurst zwiefach kochen, so lasse sie sich auch dreifach kochen (denn was sich zweie, das dreie sich auch gerne), deßwegen auch vierfach und noch mehrfach. Also legten sie die Wurst so oftfach zusammen, bis sie in einen gemeinen Hafen gelegt werden konnte (denn sie konnte nicht selber hinein springen). Sie ward also gekocht und ausgetheilt und Jedem ein Stück davon gegeben, welches ihm drei Mal um das Maul ging. Denn es mußte Jeder den einen Zipfel von der Wurst ins Maul nehmen und heben, mit dem andern Theil fuhren sie um den Kopf und wenn sie das dritte Mal zum Maul kamen, so biß er es ab: das war alsdann sein Theil. Davon ist das Sprichwort noch heut zu Tage vorhanden, daß die Schildbürger sprechen: Man muß dir eine Wurst braten, die dir drei Mal ums Maul geht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Mühlstein gruben und Einer mit demselben hinweg lief.

Es hatten die Schildbürger eine Mühle gebaut, zu welcher sie mit allgemeinem Werk auf einem hohen Berg in einer Steingrube einen Stein gehauen und den mit großer Mühe und Arbeit den Berg herab gebracht. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie die Bauhölzer, so sie zu ihrem Rathhaus gebraucht, so leicht den Berg hinab gebracht, als sie dieselben selbst den Berg hinab laufen ließen, und sagten daher unter einander: „Geschwind laßt uns unsre schwere saure Arbeit, die wir uns unnöthiger Weise gemacht, wieder einbringen, indem wir den Stein wieder hinauf tragen und ihn selbst den Berg herab laufen lassen, wie wir auch mit unserm Bauholz gethan haben.“ — Solches gefiel ihnen Allen. Sie trugen also den Stein mit viel größerer Mühe wieder auf den Berg; und wie sie ihn eben wieder hinabstoßen wollten, sprach Einer unter ihnen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hin gelaufen sei? wer will es uns unten sagen?“ „Ei, sagte der Bürgermeister, welcher den Rath gegeben hatte, diesem ist leichtlich zu helfen; denn es muß sich Einer von uns in dieß Loch stecken (wie denn die Mühlsteine in der Mitte ein großes Loch haben) und mit hinab laufen.“ Das ward nun für gut angesehen und alsobald Einer erwählt, welcher den Kopf in das Loch gesteckt und mit dem Stein den Berg hinab gelaufen ist. Nun war zu unterst am Berg ein tiefer Fischweiher, in den fiel der Stein sammt dem Tropfe, also daß die Schildbürger beide, den Stein und den Mann, verloren, und Keiner wußte, wo sie hingekommen sein mochten. Daher fiel ein Argwohn auf den Gesellen, welcher mit dem Stein gelaufen, als wäre derselbe mit dem Mühlstein entlaufen und wollte

ihnen also das Ihre entfremden. Die Schildbürger ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken öffentlich Briefe anschlagen: Wo Einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen und ihm, als einem, der gemeines Gut gestohlen, sein Recht ergehen lassen. Aber der arme Teufel lag im Weiher und war todt. Er hätte wohl gar gern den bösen Halskragen wieder hergegeben, aber der hatte ihn so tief hinuntergezogen, daß er, nachdem er genug Wasser getrunken, ja mehr, als ihm gut war, zu Tode starb und noch heutiges Tags todt ist und todt bleiben will, soll und muß.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Schildbürger haben Mitleid mit einem armen Nußbaum und was sie mit ihm vorgenommen haben.

Nicht ferne von Schilda floß ein Wasser vorüber, an dessen Ufer ein großer Nußbaum stand. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, daß er es berührte. Die Schildbürger bemerkten dieses, und weil sie einfältige, liebe, fromme Leute waren, dergleichen man heutigen Tags wenige findet, so hatten sie herzliches Erbarmen über den guten Nußbaum und großes Mitleiden mit ihm. Sie gingen deßhalb zu Rath: was doch dem guten Nußbaum fehlen möge, daß er sich also zum Wasser neige? Als nun hierüber mancherlei Meinungen fielen, sagte zuletzt der Herr Bürgermeister: Ob sie nicht närrische Leute wären? Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Ort stände und sich darum auf das Wasser neige, weil er gerne trinken wollte. Er meine auch nicht anders, denn daß jener sich herunter neigende Ast des Baumes Schnabel wäre, welchen er nach dem Trunk ausstrecke. Die Schildbürger faßten kurzen Rath, gedachten ein

Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie ihm zu trinken gäben und legten deßhalb ein großes Seil oben an den Baum, stellten sich jenseit des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herab, damit er sich an dem Wasser erlaben könne. Als sie ihn fast ganz bei dem Wasser hatten, befahlen sie Einem, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends in das Wasser zu tunken. Indem nun derselbe hinauf steiget und den Ast hinunter in das Wasser tunket, so reißt das Seil und der Baum schnellt wieder über sich und schlägt mit einem harten Ast dem Manne den Kopf ab, welcher in das Wasser fiel, so daß ihn die Schildbürger nicht sahen; der Körper aber fiel vom Baum herab und hatte keinen Kopf mehr. — Darüber erschracken Alle gewaltig, besetzten auf der Stelle das Gericht und fragten um: Ob der Todte auch einen Kopf gehabt hätte, da er auf den Baum gestiegen sei? Aber es konnte solches Keiner von ihnen sagen. Der Bürgermeister sagte, er sei überzeugt, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinaus gegangen; denn er habe ihm drei oder vier Mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Daraus er denn schließe: Habe er nichts gehört, so habe er auch keine Ohren gehabt; habe er keine Ohren gehabt, so habe er auch keinen Kopf gehabt; denn die Ohren müßten ja am Kopfe stehen. Doch wisse er es nicht so ganz eigentlich; darum wäre sein Rath, man sollte Jemand heim zu seinem Weibe schicken und sie fragen lassen: ob ihr Mann auch heute Morgens den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinaus gegangen sei? Die Frau sagte: sie wisse es nicht; aber das sei ihr noch wohl bewußt, als sie verschienenen Samstag ihn gestriegelt, da habe er den Kopf noch gehabt; seitdem habe sie nicht Acht auf seinen Kopf gehabt. „Dort an jener Wand, sagte sie, hängt sein alter Hut: wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn wohl mit sich hinaus genommen, oder ihn anderswo hingelegt haben, was ich nicht weiß.“ Also sahen sie un-

ter den Hut an der Wand; aber da war nichts; und noch heute weiß Niemand zu sagen, ob der Schildbürger den Kopf mit hinaus genommen habe oder nicht; Einige aber haben auch behaupten wollen, daß er niemals einen gehabt habe.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie ein Schildbürger seines Pferdes schonte, aber dasselbe verlor, indem er begehrte, der Schildbürger Ehre zu erretten.

Ein Schildbürger, welcher ein Müller war, hatte gehört, daß man Niemand zu viel zumuthen und Keimem mehr, als er ertragen möge, aufladen solle. Deßhalb pflegte er allezeit, wenn er Mehl aus der Mühle zu führen hatte, auf sein Pferd sich zu setzen und den Mehlsack selbst auf den Rücken zu nehmen, damit er das arme Thier nicht zu viel beschwerte. Einst ritt der fromme Müller in dieser Weise über Land und hörte zwei Kukuke mit einander einen Wettgesang anstimmen. Der eine Kukuk, welcher auf einem Baume saß, der noch auf Schildaschem Gebiete stand, blieb gegen den andern, welcher auf fremdem Lande war, zurück; das hörte der Schildbürger und meinte, es sei doch nicht Recht, wenn er seinem Mitbürger in dem Wettstreite nicht beistände. Er stieg daher vom Pferde, warf seinen Sack hin und kletterte auf den Baum. Nun half er dem schildburgischen Kukuk wacker schreien und gab nicht eher nach, bis daß der fremde Kukuk sich überwunden gab und davon flog. Indessen war aber ein Wolf gekommen und hatte des frommen Mannes Pferd zerrissen. Der Müller mußte also, wie man sagt, auf Schusters Rappen nach Hause traben. Sobald er aber heimgekommen, erzählt er E. W., was er von wegen des gemeinen Nutzens für Ehre und Ruhm eingelegt habe, indem er ihrem Kukuk gegen den fremden Hülfe und Beistand geleistet.

Dagegen aber habe er einen kleinen Schaden erlitten; denn während er im größten Ernst und Treffen mit dem fremden Kukuk gewesen, habe ihm ein Wolf sein Roß gefressen. Solches wolle er ihnen also guter Meinung angezeigt haben: ob sie ihm zu einem andern Pferd behülflich sein wollten. Als der Bürgermeister und die Gemeinde ihres Mitbürgers Rede vernommen, haben sie unbillig geachtet, daß er, der so fleißig und ernstlich der ganzen Gemeinde Ehre und Namen bedacht hätte, darob Schaden leiden sollte; und beschlossen daher, daß ihm aus dem gemeinen Säckel ein anderes Roß gekauft und noch eine Verehrung dazu gegeben werden solle. Welches auch geschehen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Schildbürger verbergen ihre Glocke in den See.

Es brach aber in utopischen Landen ein Krieg aus und die Schildbürger fürchteten daher für Hab und Gut, daß es ihnen von den Feinden geraubt und weggeführt werden könne. Sonderlich aber sorgten sie um eine Glocke, welche auf ihrem Rathhaus hing; man möge sie wegnehmen, um Kanonen daraus zu gießen. Also wurden sie nach langem Rathschlagen eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken und sie alsdann, wenn der Krieg vorüber wäre, wieder heraus zu ziehen und wieder aufzuhängen. Sie trugen daher die Glocke in ein Schiff und fuhren hinaus auf den See. — Als sie aber die Glocke hineingeworfen hatten, sagte Einer: „Wie wollen wir aber nachher den Ort wiederfinden, wo wir sie ausgeworfen haben.“ „Da lasse Dir, sprach der Bürgermeister, kein graues Haar darüber wachsen;“ trat hinzu und schnitt mit einem Messer einen Kerb in das Schiff, an dem Ort, da sie die Glocke hinausgeworfen, sprechend: „Hier bei diesem Schnitt wollen wir sie wieder finden.“ Alle bewunderten des Bürgermeisters

hohe Weisheit; als aber der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, und fanden den Kerbschnitt an dem Schiffe wohl, aber die Glocke konnten sie nicht finden. Da waren sie nicht wenig verwundert und erschrocken und schlossen endlich, der Feind müsse sie doch wohl heimlich weggeholt haben und ein Fisch möge es ihm gesagt haben, daß hier die Glocke verborgen sei.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eine merkliche Geschichte, so sich mit einem Krebs zu Schilda zugetragen.

Ein unschuldiger armer Krebs hat sich einstmals verirret, meinte in ein Loch zu kriechen und kam zu seinem Unglück gen Schilda. Als ihn nun Etliche gesehen hatten, daß er so viele Füße habe, hinter sich und vor sich gehen konnte, und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher, redlicher Krebs an sich hat, so erschracken sie über die Maßen, denn sie hatten noch nie ein solches Unthier gesehen. Sie zogen also eilig an der Sturmglocke und alle Schildbürger kamen zusammen gelaufen, betrachteten das Ungeheuer und hielten Rath: was es doch sein möchte? Niemand konnte es sagen, bis endlich der Bürgermeister sagte: es werde gewißlich ein Schneider sein, weil er zwei Scheeren bei sich habe. Solches zu erkunden, legten ihm die Schildbürger ein Stück Tuch vor, worauf der Krebs hin und her kroch; da schnitt ihm Einer mit der Scheere hinten nach, denn sie vermeinten nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtgeschaffener Meisterschneider, entwerfe das Muster eines neuen Kleides, welches sie als eine neue Mode gar gern getragen hätten. Aber sie zerschnitten das Tuch also, daß es zu nichts mehr zu brauchen war. Als sie nun gesehen, daß der Krebs von der Schneiderei wenig oder nichts verstehe, da trat

Einer unter ihnen auf und sprach: Er habe einen sehr wohl erfahrnen Sohn, der sei in drei Tagen zwei Meilen Weges weit und breit gewandert, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, er werde dergleichen Thiere mehr gesehen haben und wissen, was es sei. Also ward der Sohn gerufen; derselbe besah das Thier lange, hinten und vorn, und wußte nicht, wo er es angreifen sollte, oder wo es den Kopf habe. Denn da doch Männiglich der Nase nach zu gehen pflegt, die Nase aber am Kopfe sitzt, so war es augenscheinlich, daß der Krebs, der so gut rückwärts wie vorwärts lief, auch hinten wie vorn einen Kopf habe. Endlich aber sprach der weitgereiste Herr Sohn: „Nun habe ich doch meine Tage hin und her viel Wunders gesehen, aber deßgleichen ist mir nicht vorgekommen. Doch wenn ich sagen soll, was es für ein Thier sei, so spreche ich nach meinem hohen Verstande: wenn es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so ist es gewißlich ein Hirsch; unter diesen dreien muß es eins sein.“ — Die Schildbürger wußten jetzt eben so viel, als vorher; und als Einer den Krebs angreifen wollte, erwischte ihn dieser mit der Scheere dermaßen, daß der Schildbürger anfing kläglich um Hilfe zu rufen und zu schreien: „Es ist ein Mörder, ein Mörder!“ Als solches die Andern gesehen, hatten sie schon genug; besetzten daher alsbald, gleich, ohne Verzug, von Stunde an, auf der Stätte eilends allda, am selbigen Ort, auf dem Platz, da der Schildbürger gebissen worden war, das Gericht und ließen ein Urtheil über den Krebs ergehen; das lautete ungefähr solchermaßen: Sintemal Niemand wisse, was dieses für ein Thier sei und aber sich es befinde, dieweil es sie betrogen, indem es sich für einen Scheider ausgegeben und doch nicht sei, daß es ein leutebetrügendes und schädliches Thier sei, ja ein Mörder: so erkennen sie, daß es solle gerichtet und als ein Leutebetrüger und Mörder mit dem Wasser vom Leben zum Tode gefördert werden. — Solches



Urtheil zu vollstrecken, ward Einem unter ihnen Auftrag gegeben. Derselbe nahm den Krebs auf ein Bret, trug ihn dem Wasser zu und die ganze Gemeinde begleitete ihn. Da ward der Krebs im Beisein und Zusehen sämmtlicher Schildbürger ins Wasser versenket. Als aber der Krebs in das Wasser gekommen, zappelte er und kroch hinter sich. Solches ersahen die Schildbürger, und Etliche, welche zartfühlenden Herzens waren, huben an zu weinen und sprachen: „Ei sehet, das möge sich Jeder zu Herzen nehmen und ein rechtschaffen Leben führen; sehet, wie thut der Tod so weh!“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger dem Kaiser Volk zuschicken und wie es ihrer Soldaten einem erging.

Das Geschrei von dem Kriege, um dessen willen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkten, war nicht so gar nichtig, daß sie nicht auch darunter zu leiden gehabt hätten; denn innerhalb weniger Tage kam Befehl an sie, etliche Knechte zur Besatzung in die Hauptstadt zu schicken; welches sie auch gethan. Es wäre viel zu weitläufig zu berichten, was Wunder und Heldenthaten alles unsere Schildbürger in diesem Kriege verrichtet. Von einem Dutzend, so ausgezogen waren, kehrten nur zwölf in die Heimath zurück, die Andern alle waren auf dem Bette der Ehre geblieben; diese zwölf jedoch waren wohl auch gefallen, aber auch wieder aufgestanden. Vornehmlich hatte sich Einer durch ritterliche Thaten hervorgethan. Derselbe machte mit noch einigen andern Helden einmal einen gewaltigen Streifzug gegen die Hühner und Gänse in Feindes Land, welche gerechtermaßen auch als Feinde zu betrachten waren, und hatte ihnen Allen den Tod geschworen. Nun hatte der gemeldete Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, einer Hand breit, gefunden und es dem Schneider gegeben, der ihm seine schildbürgische Nationaluniform verfertigen sollte, mit dem Bedeuten, er solle es ihm gerade vor das Herz in das Kleid nähen, damit es ihn vor den feindlichen Stößen schirme. Als nun dieser Schildbürger jenen Streifzug machte und eben ein stattliches Huhn verfolgte, welches vor seinem Heldenmuthe die Flucht ergriffen hatte, siehe da liefen die Bauern mit Spießen und Dreschflegeln herbei und einer derselben kam ihm so nah, daß er, als der Schildbürger seinem Feinde nach (denn es ist nur Verläumdung, wenn Einige vermeinen, er sei vor den Bauern gelaufen; vielmehr war er

in hitziger Verfolgung des feindlichen Huhnes begriffen) über einen Zaun sprang und hängen blieb, ihm genau nach der Mitte des Leibes hinterlistig mit dem Spieße stach. Aber, o Wunder, der Spieß sprang ab und dem Schildbürger wurde durch den Stoß nur vollends über den Zaun geholfen. Unser Held aber, der Meinung, er habe eine tödtliche Wunde im Kampfe fürs Vaterland davongetragen, lief eilend der Stadt zu, um sich verbinden zu lassen, so daß ihn der Bauern keiner einzuholen vermochte. Der Held aber untersuchte sich und fand sich unverwundet; er besah auch das Kleidungsstück, da, wo ihn des Bauern Stich getroffen, und fand am rechten Fleck unter dem Futter das Panzerstück. Da rief er frohgemuth: „Ei, nun lohne Gott dem klugen Schneider, der mir dieß Kleid gemacht: wie hat er so wohl gewußt, besser als ich selber, wo ein braver Schildbürger das Herz trägt!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Von einem Reiter zu Schilda.

Als die Schildbürger in den Krieg zogen, da setzten sich auch Einige zu Pferde, auf wirkliche Pferde mit vier Beinen, nicht auf die Steckenpferde, auf denen sie dem Kaiser entgegen geritten waren, denn sie meinten, im Kriege sei es besser, wenn man sechs Beine im Nothfalle zu Diensten hätte, als wenn Roß und Reiter zusammen mit zweien sich begnügen müßten. Wie sie nun so ritten, war Einer unter ihnen, der stieg ab, sobald die Uebrigen abstiegen, wartete aber jedesmal bis zuletzt, wenn die Andern sich wieder aufsetzten. Als ihn nun Einer, dem es aufgefallen war, fragte, warum er solches thue, antwortete er: er habe ein gar zartes Gewissen und wolle Keinen um das Seine bringen; damit es ihm nun nicht etwa begegne, daß er sich unversehens auf eines Andern Pferd setze, so warte er allemal,

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger dem Kaiser Volk zuschicken und wie es ihrer Soldaten einem erging.

Das Geschrei von dem Kriege, um dessen willen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkten, war nicht so gar nichtig, daß sie nicht auch darunter zu leiden gehabt hätten; denn innerhalb weniger Tage kam Befehl an sie, etliche Knechte zur Besatzung in die Hauptstadt zu schicken; welches sie auch gethan. Es wäre viel zu weitläufig zu berichten, was Wunder und Heldenthaten alles unsere Schildbürger in diesem Kriege verrichtet. Von einem Dutzend, so ausgezogen waren, kehrten nur zwölf in die Heimath zurück, die Andern alle waren auf dem Bette der Ehre geblieben; diese zwölf jedoch waren wohl auch gefallen, aber auch wieder aufgestanden. Vornehmlich hatte sich Einer durch ritterliche Thaten hervorgethan. Derselbe machte mit noch einigen andern Helden einmal einen gewaltigen Streifzug gegen die Hühner und Gänse in Feindes Land, welche gerechtermaßen auch als Feinde zu betrachten waren, und hatte ihnen Allen den Tod geschworen. Nun hatte der gemeldete Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, einer Hand breit, gefunden und es dem Schneider gegeben, der ihm seine schildbürgische Nationaluniform verfertigen sollte, mit dem Bedeuten, er solle es ihm gerade vor das Herz in das Kleid nähen, damit es ihn vor den feindlichen Stößen schirme. Als nun dieser Schildbürger jenen Streifzug machte und eben ein stattliches Huhn verfolgte, welches vor seinem Heldenmuthe die Flucht ergriffen hatte, siehe da liefen die Bauern mit Spießen und Dreschflegeln herbei und einer derselben kam ihm so nah, daß er, als der Schildbürger seinem Feinde nach (denn es ist nur Verläumdung, wenn Einige vermeinen, er sei vor den Bauern gelaufen; vielmehr war er

in hitziger Verfolgung des feindlichen Huhnes begriffen) über einen Zaun sprang und hängen blieb, ihm genau nach der Mitte des Leibes hinterlistig mit dem Spieße stach. Aber, o Wunder, der Spieß sprang ab und dem Schildbürger wurde durch den Stoß nur vollends über den Zaun geholfen. Unser Held aber, der Meinung, er habe eine tödtliche Wunde im Kampfe fürs Vaterland davongetragen, lief eilend der Stadt zu, um sich verbinden zu lassen, so daß ihn der Bauern keiner einzuholen vermochte. Der Held aber untersuchte sich und fand sich unverwundet; er besah auch das Kleidungsstück, da, wo ihn des Bauern Stich getroffen, und fand am rechten Fleck unter dem Futter das Panzerstück. Da rief er frohgemuth: „Ei, nun lohne Gott dem klugen Schneider, der mir dieß Kleid gemacht: wie hat er so wohl gewußt, besser als ich selber, wo ein braver Schildbürger das Herz trägt!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Von einem Reiter zu Schilda.

Als die Schildbürger in den Krieg zogen, da setzten sich auch Einige zu Pferde, auf wirkliche Pferde mit vier Beinen, nicht auf die Steckenpferde, auf denen sie dem Kaiser entgegen geritten waren, denn sie meinten, im Kriege sei es besser, wenn man sechs Beine im Nothfalle zu Diensten hätte, als wenn Roß und Reiter zusammen mit zweien sich begnügen müßten. Wie sie nun so ritten, war Einer unter ihnen, der stieg ab, sobald die Uebrigen abstiegen, wartete aber jedesmal bis zuletzt, wenn die Andern sich wieder aufsetzten. Als ihn nun Einer, dem es aufgefallen war, fragte, warum er solches thue, antwortete er: er habe ein gar zartes Gewissen und wolle Keinen um das Seine bringen; damit es ihm nun nicht etwa begegne, daß er sich unversehens auf eines Andern Pferd setze, so warte er allemal,

bis die Andern alle aufgestiegen wären; das Pferd, welches zuletzt übrig bleibe, sei dann sicher das seine. — Später kam die Schaar der ritterlichen Schildbürger durch ein Dorf, und sie mußten sich wohl gar stattlich ausnehmen, denn die ganze Schuljugend lief hinter ihnen drein, schrie und warf mit Steinen von hinten nach den Pferden, daß diese gar lustige Sprünge machten. Die Schildbürger merkten aber nicht, was die Buben thaten, denn sie pflegten die Augen vorn über der Nase und nicht hinten am Rücken zu tragen, und meinten ihre Pferde stäche der Hafer; hätten sonst wohl eine gräuliche Schlacht gegen die frevlen Burschen geliefert. Unversehens aber traf ein Stein jenen Schildbürger, dessen Gewissenhaftigkeit so groß war, hinten an den Kopf. Alsbald sprang er vom Rosse und bat einen Andern, der neben ihm ritt und ein längerer Mann als er war, er möge sein Pferd mit dem seinen vertauschen. Warum? fragte der Andere. „Ei, sieh, sagte Jener, es ist ein muthwilliges Thier, und schlug so eben hinten aus, daß es mich hart an den Kopf getroffen hat. Du bist größer als ich, bis zu Dir wird es nicht hinanfreichen.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Wie ein Schildbürger seinen Sohn in die Schule führte und was sich daselbst verlief.

Demnach man aber die Jugend keineswegs versäumen, sondern zeitig, als einen jungen Baum, biegen und lehren soll: also wollte ein namhafter Schildbürger auch seinen Sohn seine Jugend wohl anlegen lassen. Deßhalb nahm er ihn mit sich, führte ihn bei der Hand in eine Stadt, wo eine berühmte Schule war, und brachte ihn vor den Schulmeister. Der fragte ihn unter Anderm: ob er noch nichts könne? „Nein,“ sagte

er Vater. „Wie alt ist er?" fragte der Schulmeister. „Er
t erst 30 Jahre alt," sagte der Vater. „Ist er so alt,
agte der Schulmeister, und hat noch nichts gelernt?" — „Weiß
er Knüttel, sagte der Vater, was sollte Einer in dreißig
Jahren lernen? Ich bin nun fünfundsechzig Jahre und Einen Tag
lt und habe immer noch nichts gelernt!" Sie traten indeß in
ie Schulstube, wo der Schulmeister eben einen Jungen wacker
estrichen hatte; denn er sagte, es stehe im Homeros: „Wer
icht geschlagen wird, der wird auch nicht erzogen!" Darum hatte
er Schulmeister eine gar neue und bequeme Erziehungsweise
ingeführt und schlug brav mit seiner Ruthe unter die Jungen,
) wurden sie auch brav erzogen. Der Schulmeister hatte eben
och die Zuchtruthe in der Hand; da sagte der alte Schildbür-
er zu ihm: „Herr, Ihr müßt es kurz machen, denn ich habe
icht lange Zeit. Viel braucht mein Junge eben nicht zu lernen,



wenn er nur etwa so viel weiß wie Ihr, so reicht es schon aus. Ich gehe jetzt zur Schmiede und lasse meinem Pferde ein Eisen anschlagen, wenn ich dann wiederkomme, so wird der Junge wohl fertig sein und Ihr sollt ein gutes Stück Geld haben, daß Ihr einen Krug Bier dafür trinken könnet!" — „Ei, rief der Schulmeister, das gehet nicht so schnell. Wenn ich ihn auch die ganze Zeit über nach Leibeskräften bearbeitete, so würde er bis dahin doch noch nicht fertig sein." Da nahm der Vater sein Söhnlein bei der Hand und führte es wieder zur Mutter heim.

Vierzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Maushund und hiemit ihr endliches Verderben kaufen.

Nun hatten die zu Schilda keine Katzen, wohl aber so viele Mäuse, daß ihnen auch im Brodkorbe nichts sicher war: was sie nur neben sich stellten, das ward ihnen gefressen oder zernagt. Sie konnten auch keinen Rath finden, wie sie der Mäuse ledig würden. Es begab sich aber auf einige Zeit, daß ein Wandersmann durch Schilda zog, der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirthe ein. Der Wirth fragte ihn: was doch dieses für ein Thier sei? Er sprach: es sei ein Maushund. Nun waren die Mäuse zu Schilda dort so heimisch und zahm, daß sie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, sondern bei Tag ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen, diese erlegte alsbald, in Beisein des Wirths, eine große Anzahl von Mäusen. — Als Solches der Gemeinde durch den Wirth angezeigt ward, fragten sie den Mann; ob ihm der Maushund feil wäre? sie wollten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete: er sei ihm zwar nicht feil; weil sie aber seiner so bedürftig wären, so wolle er ihnen dieselben ab-

assen, wenn sie ihm, was recht sei, dafür geben wollten. Er forderte aber hundert Gulden. Die Schildbürger waren froh, daß er nicht mehr gefordert hätte, wurden mit ihm des Kaufs eins und zahlten das Geld aus dem Gemeindesäckel. Also ward der Kauf gemacht und der Fremde trug ihnen den Maushund in das Rathhaus, wo sie ihr Getreide liegen hatten und wo auch die meisten Mäuse waren. Der Wanderer zog eilends mit dem Geld hinweg, fürchtete sich, daß Jene nicht etwa der Kauf gereue und sie ihm das Geld wieder nehmen möchten und im Gehen sah er oft hinter sich, ob ihm nicht Jemand nacheile. Nun hatten die Schildbürger vergessen zu fragen, was der Maushund esse: darum schickten sie dem Wandersmann in Eile Einen nach, der ihn deßhalb fragen sollte. Als jener aber sah, daß ihm Jemand nacheilte, lief er desto schneller; so, daß der Abgesandte ihn nicht ereilen konnte. Dieser schrie ihm daher von ferne zu: „Was ißt er? was ißt er?“ Jener antwortete: „Was man ihm beut! was man ihm beut!“ Der Schildbürger hatte verstanden: Vieh und Leut, Vieh und Leut; und kehrte daher eilig in großem Schrecken heim und zeigte solches seinen gnädigen Herren an. Diese erschracken darob sehr und sprachen: „Wehe, wenn der Maushund keine Mäuse mehr zu fressen hat, so wird er unser Vieh fressen und zuletzt uns selbst, ob wir ihn schon mit unserm guten Gelde gekauf haben.“ Sie hielten daher einen Rath, die Katze zu tödten; aber Keiner wollte sie angreifen: darum wurden sie Raths, sie in dem Rathhause mit Feuer zu verbrennen: denn es wäre besser einen geringeren Schaden zu tragen, als daß sie Alle um Leib und Leben kämen. Also zündeten sie das Rathhaus an. Da aber die Katze das Feuer merkte, sprang sie zu einem Fenster aus, kam davon und floh in ein anderes Haus; das Rathhaus aber brannte bis auf den Boden nieder. Niemand war je mehr in Aengsten, als die Schildbürger, die den Maushund nicht los

werden konnten. Sie hielten daher ferner Rath, kauften das Haus, in welchem die Katze war, an sich und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf das Dach, saß da eine Weile und strich sich, wie ihre Gewohnheit war, mit der Pfote über den Kopf. Das verstunden die Bauern, als wenn die Katze eine Hand aufhübe und einen fürchterlichen Eid schwöre, daß sie Solches nicht wollte ungerochen lassen. Da wollte Einer, der ein rechter Held war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, mit einem langen Spieß nach der Katze stechen, sie aber sprang auf den Spieß und kam an ihm herabgelaufen. Den Helden und die ganze Gemeinde ergriff ein entsetzlicher Schrecken, so daß sie davonliefen und das Feuer brennen ließen. Weil aber dem Feuer Niemand wehrte, noch Jemand zum Löschen herbei kam, so brannte die ganze Stadt nieder und kam gleichwohl die Katze davon: die Schildbürger aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damalen verbrannte auch ihre Kanzlei: also, daß von ihren Geschichten nichts Ordentliches mehr verzeichnet zu finden ist.

Einundvierzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathschlagen, andere Wohnungen zu suchen und alle hinweg zogen.

Die Schildbürger waren voller Angst und wußten nicht, was nun zu thun sei. Ihre Häuser waren verbrannt, Hab und Gut verloren. Neu sich anzubauen wagten sie nicht, denn der fürchterliche blutdürstige Mäushund hatte einen theuern Eid geschworen, sich zu rächen, würde also sicher wieder gekommen sein und sie, die nur mit Mühe dem Tode entronnen waren, noch Alle umgebracht haben. So fanden sie denn keinen bessern Rath, als daß sie eine andere Heimath und andere

Wohnungen suchten, wo sie vor dem Maushunde geborgen und sicher wohnen möchten. Traurend saßen sie noch eine Weile beisammen und thaten den letzten Trunk auf Gemeindekosten, bis Säckel und Flaschen leer waren. Da erhob sich Jammern und Wehklagen und Manchem brachen die Beine, daß er weder gehen noch stehen konnte. Der Bürgermeister saß aber da auf einem Stein, und hatte keinen Trunk gethan, und weinte über Schilda. Was er dachte, weiß Niemand zu sagen, auch nicht ob er



wieder aufgestanden ist. Die Andern alle aber verließen ihr Vaterland und zogen von einander, der Eine hierhin mit Weib und Kind, der Andere dahin, ließen sich an vielen Orten nieder und breiteten ihre Zucht weit und breit aus. — Ihre Kinder und Kindeskinder findet man seitdem in aller Herren Länder. Nicht anders sind sie verbreitet, als wie die Juden, aber mit dem Unter-

schiede, daß sie nicht wie diese verachtet und geplagt, noch in bürgerlichen Rechten beschränkt werden; sondern sie werden hoch und theuer gehalten, sind die Beliebtesten allerwärts und gelangen zu Aemtern und Ehren. Nicht nur aber ihr Geschlecht, sondern mehr noch ihre Art und Weise hat sich ausgebreitet über alle Lande. Man möchte sich oft wundern, wo doch herkomme alle die Narrheit und Thorheit, welche aller Orten getrieben wird, wüßte man nicht, daß sie die Schildbürger mitgebracht und ausgebreitet haben.

Aus dem Allen aber mag man sehen und lernen, welch ei gefährlich Ding es ist um Narrheit und Thorheit; wie sobald Einer, so sich ihrer annimmt, darüber zum Schildbürger werde und sich nicht anders damit besudle, als wenn er Koth angerührt hätte. Männiglich möge Solches zur Warnung dienen, damit er sich, als vor einem lachenden Gift davor zu hüten wisse.

Wen Gott hat weis' und klug gemacht,
Der sei zu bleiben es bedacht.
Wer selber sich zum Narren macht,
Der wird, wie billig, ausgelacht.
Wart', bis das Alter kommt heran.
Du wirst genug noch thöricht dann.

Volksbücher.

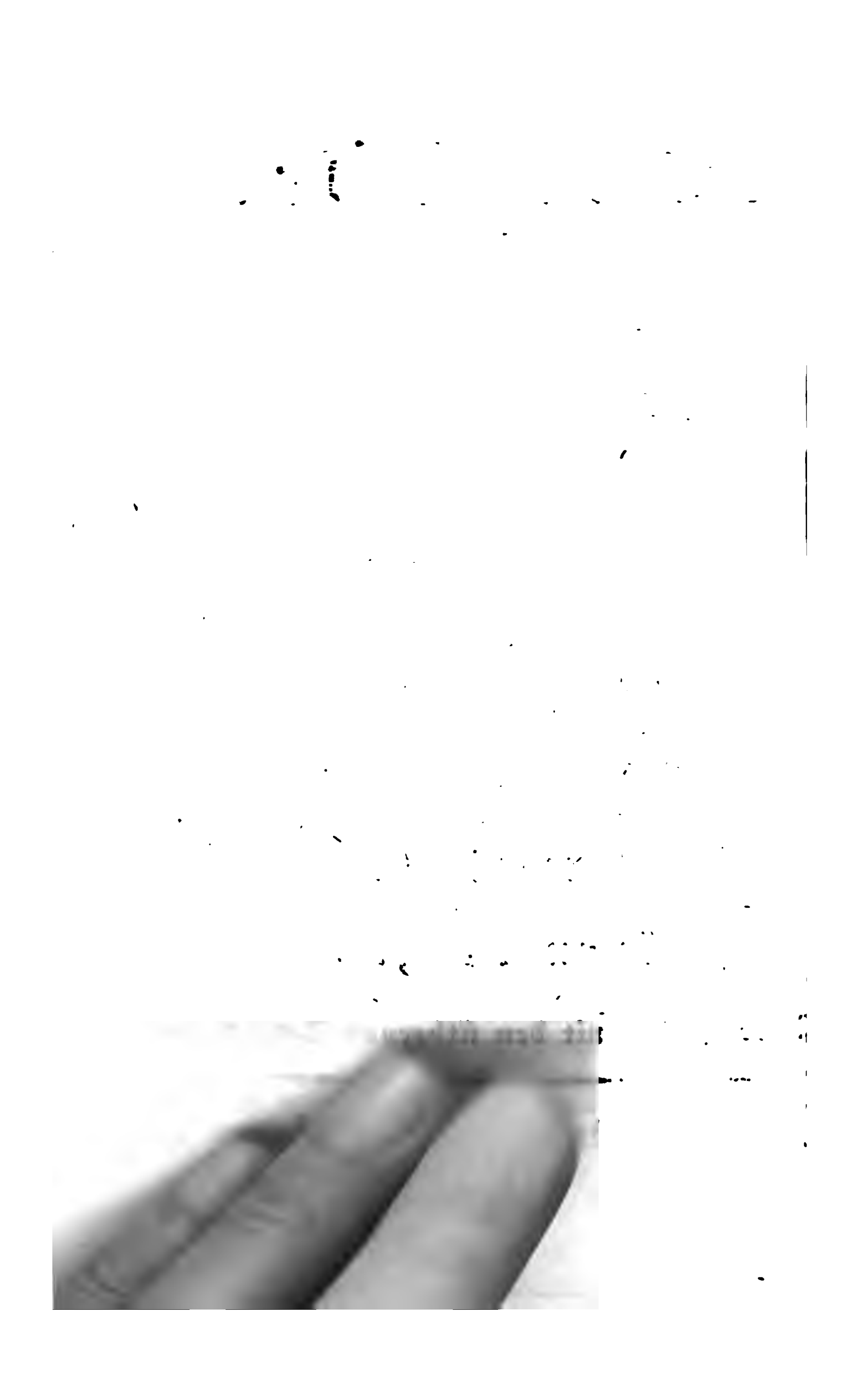
5.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geschichte
von der
schönen Magelone
und dem
Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln.

Leipzig, bei Otto Wigand.



Geschichte
von der
schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln

---

Ritter Peter hört von der schönen Magelone und ziehet gen Neapel.

Das schöne Land Provence, welches gegenwärtig einen Theil Frankreichs bildet, wurde vor mehren Jahrhunderten von eigenen reichen und vornehmen Grafen beherrscht. Einer dieser Grafen hatte mit seiner Gemahlin einen einzigen Sohn, welcher Peter hieß und den die Eltern über Alles liebten, weil er nicht nur schön von Ansehn und kräftig von Gestalt, sondern auch klug, tugendhaft und tapferen Sinnes war. Nicht nur daheim, sondern überall, wo man den mächtigen Grafen von Provence kannte, sprach man auch von seinem hoffnungsvollen Sohne, dem jungen Ritter Peter. Seine künftigen Unterthanen liebten und verehrten ihn und selbst die Ritter, welche er in Turnieren und ritterlichen Spielen überwand, mochten ihm nichts Uebles nachreden, denn trotz seiner Siege blieb er immer bescheiden und zuvorkommend. — Einst gab der Graf von Provence ein großes Turnier, zu welchem alle Barone und Edlen seines Landes und wer von rühmlichen Rittern noch sonst zugegen sein mochte, eingeladen wurden. Muth, Kraft und Gewandtheit machten den Ritter Peter zum Sieger über alle die berühmten Herren, welche es mit ihm im Kampfe versuchten, so daß ihm mit Recht der erste Kampfpreis zuerkannt wurde. Hocherfreut über die ihm

durch seinen Sohn widerfahrene Ehre, ließ der Graf von Provence glänzende Feste anrichten. Saßen nun die Ritter bei gefüllten Pokalen zusammen, so erzählten sie von allerlei ritterlichen Unternehmungen und diejenigen welche auf Reisen weit umhergekommen waren, meldeten von den Abenteuern, welche sie bestanden, von den mannhaften Rittern, welche sie kennen gelernt und von den Frauen, deren Schönheit sie bewundert hatten. Da rief ein Ritter laut, die schönste und minniglichste aller Frauen sei doch die Prinzessin Magelone, die Tochter des Königs von Neapel, von wo er selbst eben zurückkehre. Wie solches Peter vernahm, horchte er gar hoch auf und freute sich, daß der fremde Ritter seines Lobens und Rühmens kein Ende finden konnte, denn er hatte auch sonst schon von der Schönheit Magelonens gehört und sein Herz, welches sich noch keiner Frau in Liebe zugewendet hatte, schlug jedesmal laut auf, wenn er das Lob der unbekannten Prinzessin vernahm. Peter war sich seiner Liebe zu der gepriesenen Schönheit nicht bewußt, aber allen edlen Gemüthern ist es eigen, daß sie für das Höchste und Beste sich seiner würdig zu machen entbrennen, wenn sie auch aus Bescheidenheit ihre Wünsche keinem Andern, ja kaum sich selbst gestehen. So sagte denn auch Peter kein Wort, als der fremde Ritter sich endlich also an ihn wendete: „Wohl ist der seligste Mann, wer einst dieser schönen und edlen Frau Herz und Hand gewinnt. Wahrlich, Herr Ritter, wär ich jung, reich und vornehm wie Ihr, der Ihr auch an Tapferkeit die Besten übertrefft, ich machte mich auf und zöge gen Neapel und die schönste Frau der Erde und das herrliche Königreich Neapel dazu müßten mein eigen werden!“ Peter erwiderte kein Wort, aber sein Antlitz überflog eine dunkle Röthe und in seinem Herzen rief eine muthige Stimme: „ich will!“ — Der Graf von Provence saß bei seiner Gemahlin, da trat ihr Sohn Peter herein und ließ sich auf ein Knie vor ihnen nieder. „Gnädige Eltern

prach er, vernehmet meine unterthänige Bitte. Dankbar erkenne ich, wie unsägliches Gutes Ihr an mir von Kindheit auf gethan habt; aber es drängt mich unwiderstehlich in ferne und fremde Lande zu ziehen, wie solches auch andere Ritter und Herren meines Standes thun. Dort werde ich manche nützliche und heilsame Lehre gewinnen, und werde mir selbst und Euch durch tapferes und ritterliches Betragen Ruhm und Ehre erwerben. Gebt mir Euren Segen und lasset mich ziehen!" Als der Graf und die Gräfin die Rede ihres theuren einzigen Sohnes vernahmen, wurden sie tief betrübt. „Ach mein lieber Sohn Peter," rief endlich der alte Graf, „bedenke doch, daß Du unser einziges Kind, Hoffnung und Trost unsers Alters bist, und daß auf Dir die Erhaltung unseres Hauses in der Herrschaft beruht!" — „Was willst Du, lieber Sohn," fuhr die Mutter fort, „in der Fremde suchen? Schönheit, Reichthum, Ehre, Adel, Wissenschaft hast Du daheim, wie irgend ein Fürst in der Welt; Dein Ruhm ist verbreitet weit über die Grenzen des schönen Landes, welches Dein Eigenthum ist, — o so bleibe doch bei uns! Sieh, ich flehe Dich herzlich, ich, Deine Mutter! sprich ferner nicht von Scheiden!" — Peter liebte seine Eltern herzinnig und so konnte er auf so liebevolle Bitten nichts erwidern. Er gehorchte, aber sein freudiger Sinn war gebrochen, und obgleich er gegen seine Eltern sich nach wie vor freundlich und dankbar erwies, so mußten sie ihm doch bald anmerken, daß er an Waffen und ritterlichen Uebungen keine Lust mehr hatte, sondern still, in sich gekehrt und traurig war. Da beschlossen die Eltern, um dem theuren Sohne den muthigen frischen Sinn wiederzugeben, ihn immerhin reisen zu lassen. Der Vater sprach: „Ziehe hin, mein Sohn, wie Dein Herz Dich leitet. Wandle in Gottesfurcht und Frömmigkeit, bewahre Deine ritterliche Ehre." Die Mutter umarmte ihren Sohn und schenkte ihm drei Ringe, von denen immer einer kostbarer und schöner als der andere



war. „Gedenk an uns," rief sie; „suche gute Gesellschaft und meide die böse; kehre bald heim zur Freude Deiner Eltern!" — Mit vom Abschied schwerem Herzen, doch muthigen Sinnes der Zukunft entgegenblickend, reich ausgestattet mit Geld, Kostbarkeiten und stattlichen Waffen, aber nur von einem Knappen begleitet, ritt Herr Peter von dannen, hin nach Neapel.

Peter kommt nach Neapel, besteht mit Ehren und lernt die schöne Magelone kennen.

Still und ohne Prunk hielt Herr Peter seinen Einzug in Neapel, denn er hatte sich vorgenommen, unerkannt zu bleiben. Glück und Ehre hoffte er allerdings zu erringen, aber er wollte sie nicht seinem Namen und seiner vornehmen Geburt, sondern seiner Tapferkeit und seinen sonstigen Vorzügen zu verdanken haben. Er bezog daher eine gewöhnliche Herberge auf dem

Fürstenplatze und blieb unter der Menge von fremden Rittern, welche der Glanz des Hofes von Neapel aus allen Gegenden herbeigezogen hatte, unerkannt und unbemerkt. Peter erkundigte sich indeß bei dem Wirthe der Herberge sorgfältig nach allem was ihm zu wissen nöthig war, sonderlich nach den Einrichtungen des königlichen Hofes und nach den an ihm herrschenden Sitten und Gewohnheiten. Der Wirth gab ihm über Alles Bescheid und erzählte ihm zugleich zu seiner nicht geringen Freude, daß schon auf den nächsten Sonntag ein glänzendes Turnier oder Lustrennen angesagt sei, zu Ehren eines vornehmen fremden Ritters, des Herrn Heinrich von Carpona, der vor Kurzem mit besondern Empfehlungen bei Hofe angekommen sei. Auf weiteres Befragen sagte ihm dann der Wirth noch, daß auch andere fremde kampflustige Ritter auf die Bahn gelassen würden, wenn sie nur in gehöriger Rüstung erschienen. — Herr Peter rüstete alsbald sich und sein Streitroß aufs Vollständigste und ließ namentlich auf seinem Helm so wie auf den Decken seines Pferdes je zwei silberne Schlüssel anbringen. Solches that er zu Ehren des heiligen Apostel Petrus, dessen Namen er führte, und nannte sich von nun an: den Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Als der Sonntag-Morgen angebrochen war, machte sich Peter früh auf und ging andächtigen Sinnes den Beistand des Himmels erflehend zur Messe in die Hofkirche. Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, blickte er auf und siehe da erschien zum ersten Male seinen Augen Magelone, die königliche Prinzessin, welche auch in die Kirche zur Messe gekommen war. Noch viel herrlicher und schöner kam sie ihm vor, als er sie bisher in seinen Träumen erblickt hatte, und die Liebe, welche bisher in seinem Herzen nur in verborgener Glut geglimmt hatte, schlug zu lichten Flammen empor. Er konnte nun kaum die Zeit erwarten, bis das Turnier seinen Anfang nahm. Endlich schlug die heiß ersehnte Stunde. Die Bahn ward eröffnet,

der König, seine Gemahlin und Magelone, die schöne Prinzessin, welche Aller Augen auf sich zog, erschienen mit zahlreichem Gefolge auf der für sie errichteten Bühne. Ritter Peter ritt mit seinem Knappen herbei, da er aber als ein unbekannter, fremder Ritter auftrat, so stellte er sich zuletzt unter die in großer Anzahl versammelten streitlustigen Ritter. Die Trompeten erschallten und ein Herold trat hervor, der rief auf Befehl des Königs: Wer gesonnen sei und Muth habe, mit dem tapfern Herrn Heinrich von Carpona zu Ehren der anwesenden Frauen und Jungfrauen eine Lanze zu brechen, der solle sich bereit halten. Alsbald erschien auch Carpona in den Schranken, und gegen ihn ritt ein Ritter von dem königlichen Hofgesinde. Die beiden rennten zusammen und der Neapolitaner ward sogleich aus dem Sattel gehoben, im Fall aber warf er die Lanze von sich und diese gerieth dem Pferde des Ritter Heinrich zwischen die Beine, so daß das Pferd mit seinem Reiter niederstürzte. Die Freunde des Neapolitaners erhoben nun ein Freudengeschrei und die Kampfrichter, welche dem fremden Herrn den Sieg mißgönnen mochten, fällten das ungerechte Urtheil: Carpona sei so gut gefallen und überwunden als der neapolitanische Ritter. Das verdroß den edlen Herrn von Carpona so sehr, daß er nicht weiter kämpfen wollte, sondern sogleich die Schranken verließ, während der übermüthige Höfling, als wär er der Sieger, zurückblieb. Das ungerechte Urtheil hatte alle anwesende Ritter gekränkt, am meisten aber Herrn Peter. Wie nun der Herold die Aufforderung that, mit dem zurückgebliebenen Ritter zu kämpfen, da sprengte Peter mit verhängtem Zügel in die Schranken, und so gewaltig war sein Anlauf, daß sein Gegner sammt seinem Rosse in den Sand geworfen wurde. Da ertönte lauter Beifallruf von allen Seiten. Jeder bewunderte und pries die Tapferkeit des Ritters mit den silbernen Schlüsseln und der König sendete einen Herold an ihn ab und ließ nach seinem Stand und Na-

men fragen. Ritter Peter aber antwortete dem Herold: „Sage dem König Deinem Herrn, seine Majestät möge mir gnädigst erlauben, daß ich meinen Namen annoch vor ihm verschweige, denn ein theures Gelübde verbinde mich, eine Zeitlang Jedermann zu verhehlen, wie ich heiße. Sage übrigens dem Herrn Könige, daß ich ein armer Ritter aus Frankreich sei, und begierig einigen Ruhm und Ehre bei Jedermann, sonderlich aber bei edlen Frauen und Jungfrauen zu erwerben." — Der König begnügte sich bei dieser Antwort und da er wohl vermuthete, daß ein so edler und tapferer Ritter keinen unehrenhaften Grund haben könne, seinen Namen zu verheimlichen, so bewunderte er ihn im Stillen wegen seiner großen Bescheidenheit. Das Turnier nahm nun seinen Fortgang und Peter blieb noch lange auf der Bahn, denn keiner der vielen Ritter, welche nach der Ehre sich mit ihm zu messen geizten, konnte ihn bewältigen. So ward ihm denn endlich vom König und von allen Anwesenden die Ehre und der Preis des Turniers öffentlich zuerkannt. Frauen und Jungfrauen priesen unter einander und noch mehr in ihren Herzen die mannlichen Tugenden des edlen Ritters und sonderlich auf die schöne Prinzessin Magelone hatte seine edle Gestalt und stattliche Haltung einen tiefen Eindruck gemacht, obschon sie ihn noch nicht in der Nähe gesehen hatte. Unter dem Beifallsruf der versammelten Menge und begleitet von einer großen Anzahl von Rittern, die sich um seine Freundschaft bemühten, zog Herr Peter vom Kampfplatze nach seiner Herberge. Besonders schloß sich Herr Heinrich von Carpona an ihn an, begleitete ihn nach der Herberge, leerte noch manchen Becher mit ihm und blieb fortan in treuer Freundschaft ihm zugethan.

Ritter Peter wird mit der Prinzessin Magelone näher bekannt.

Nun folgten am Hofe die Turniere schnell auf einander und immer mehr Ritter wurden durch die festlichen Spiele herbeigezo-

gen. Nicht nur liebte der König von Neapel selbst die ritterlichen Wettkämpfe, sondern auch seine Tochter Magelone lag ihm an, dieselben zu veranstalten. Den Grund, aus dem sie so großes Wohlgefallen an denselben fand, hatte sie sich zwar selbst noch nicht eingestanden, aber es war kein anderer als der, daß sie Gelegenheit suchte, den Ritter mit den silbernen Schlüsseln zu sehen und seine Tapferkeit zu bewundern. Wenn die Rösse schnaubten, die Schilde klirrten und die Lanzen krachten, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln siegreich seinen Gegner aus dem Sattel brachte, dann erglühte ihr reizendes Angesicht in dunkler Röthe. Auch der König ließ mit immer wachsendem Wohlwollen sein Auge auf dem trefflichen Jünglinge ruhen, welcher in edlem Anstand und ritterlicher Tugend nicht seines Gleichen hatte. Er beschloß daher, dem Ritter, dessen edle Abkunft er vermuthete, obschon er seinen Namen nicht kannte, fernerhin mehr Ehre zu erzeigen, als bisher geschehen war. Als daher die Festlichkeiten zu Ende waren, schickte der König einen seiner Diener in die Herberge und ließ den Ritter mit den silbernen Schlüsseln an seine Tafel einladen. Da jubelte es in dessen Herzen hoch auf, denn er durfte doch nun hoffen, das schöne Frauenbild, welches er so hoch verehrte, endlich einmal in der Nähe zu sehen. Als daher die Stunde des Mahles gekommen war, da ließ Herr Peter nicht auf sich warten und so günstig war ihm sein Geschick, daß er bei Tafel der schönen Prinzessin gegenüber zu sitzen kam. Köstliche ausländische Gerichte und herrliche Weine wurden aufgetragen, aber der Ritter achtete dessen wenig, sondern vergaß Essen und Trinken, indem sein Auge und sein Geist unablässig mit der liebenswürdigen Dame beschäftigt waren. Seine Augen sagten ihm, daß es auf Erden kein schöneres Weib geben könne als Magelone, und sein einziger Gedanke war unablässig der Eine: „Glückselig ist der Mann, dem einst dieser holden Jungfrau Liebe zu Theil wird!“ Dabei dachte er nicht an sich,

denn so hoch schien ihm das Glück von Magelonens Liebe zu sein, daß er nicht zu hoffen wagte, daß es ihm jemals zu Theil werden könne. Obschon nun sein Inneres also aufgeregt war, war Peter doch, als ein gebildeter und sittiger Ritter, gar wohl bedacht, daß er dem Könige, der sich mehr als einmal mit huldreichen Anreden und Fragen an ihn wendete, klug und wie es sich geziemte antwortete; und die Höflinge sahen, daß er ebenso sehr in zierlichen Reden und Sitten wie im Waffenkampfe Allen den Vorrang streitig machte. Nachdem sie gespeist hatten, wurden im königlichen Saal allerlei unterhaltende Spiele vorgenommen. Der König zog sich zurück und Ritter Peter benutzte eine schickliche Gelegenheit der holden Magelone sich zu nähern. Doch hätte er nicht den Muth gehabt sie anzureden, wenn sie ihm nicht überaus huldvoll entgegen getreten wäre und ihn mit der Bitte angeredet hätte, daß er doch fernerhin öfter am Hofe ihres Herrn Vaters erscheinen möge, denn der König, so wie alle, die zu seinem Hause und Hofstaate gehörten, ehrten ihn hoch wegen seiner Tapferkeit, Bescheidenheit und edlen Wesens. Peters Augen strahlten vor Freude und er drückte der edlen Jungfrau mit schicklichen Worten seinen Dank aus für die allzugroße Ehre, die sie ihm widerfahren lasse; doch verspreche er, daß es sein einziges Streben sein solle, sich derselben einigermaßen würdig zu machen. Sie wechselten nur wenige Worte mit einander, als die Königin Mutter der Prinzessin rief, um mit ihr den Saal zu verlassen. Da sagte Magelone nur noch: „Haltet ja Wort, Herr Ritter, und besuchet uns oft. Ich möchte von Euch noch Manches über die Sitten Eurer Heimath erfahren, sowie von den Schönheiten der Länder, welche Ihr gesehen habt.“ Dabei neigte sie sich gegen ihn und sah ihn mit einem so freundlichen Blicke an, daß sein Herz noch tiefer verwundet wurde, als es schon vorher war. Nicht lange darauf kehrte der König zurück und redete mit den Herren, die an seinem Hofe zugegen waren.

Bald wendete er sich auch an den Ritter mit den silbernen Schlüsseln, lobte ihn höchlich und ersuchte ihn freundlich, er möge ihm doch nunmehr seinen Stand und Namen zu erkennen geben. Peter aber wies mit ehrerbietigen doch standhaften Worten das Anliegen des Königs zurück und erklärte abermals, daß er nichts als ein armer französischer Edelmann sei, welcher durch die Welt ziehe, um diese kennen zu lernen und sich im Ritterthum zu üben, auch, wo sich Gelegenheit biete, einige Ehre zu erwerben. Der König konnte nicht umhin, die Bescheidenheit und Standhaftigkeit des Ritters zu bewundern und weit entfernt, sich durch dessen Weigerung beleidigt zu fühlen, entließ er ihn vielmehr in aller Güte und Freundlichkeit. Der Ritter ging mit den übrigen Herren vom Hofe und kehrte glücklichen Herzens in seine Herberge zurück.

Peter und Magelone werden sich ihrer Liebe bewußt.

Peter war kaum in seiner Wohnung angekommen, als er sich ganz einsam und im Dunkeln in seine Kammer setzte, um noch einmal in der Erinnerung das Glück des verflossenen Tages zu genießen. Nicht die Ehre, welche ihm an dem königlichen Hofe zu Theil geworden war, bewegte sein Gemüth; sondern einzig und allein die holde Jungfrau, in deren Augen er heut zum erstenmal geschaut und deren reine schöne Seele er in den untadelhaften Zügen ihres reizenden Antlitzes erkannt zu haben glaubte. Wie ein Blitz fuhr da durch seinen Kopf der Gedanke: „O könnte sie dein werden — und sie kann, muß und wird dein sein, wenn sie dich liebt! Vielleicht! Vielleicht!“ —— Auch Magelone suchte die Einsamkeit ihrer Gemächer und wie er an sie, so dachte sie an ihn. Aber nicht nur die Ungewißheit, ob er sie liebe, quälte sie, sondern überdies noch der Gedanke, von welcher Abkunft er sein möge. Nimmer konnte sie glauben, daß er so niedern Standes sei, wie er vorgab, denn seine ed-

len Sitten; sein gewandtes und sicheres Benehmen am Hofe des Königes sprachen überzeugender für seine vornehme Geburt als sein Mund. Zwar fühlte sie, daß sie ihn nicht inniger lieben würde, wenn er ein Königssohn, als wenn er wirklich nur ein armer fahrender Ritter wäre; aber nur, wenn er der Sohn eines vornehmen Hauses war, durfte sie als ein sittsames Mädchen ihr Herz in Liebe ihm zuwenden, denn nur dann durfte sie hoffen, daß ihr königlicher Vater in eine Vermählung mit ihm willigen werde. Schon mehre Tage hatte sich die Prinzessin mit ihrer Liebe und mit ihrer Sorge getragen, als sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, länger allein und rathlos diesen Zustand zu ertragen. Da gedachte sie an ihre treue Amme, die sie von Jugend auf gepflegt und geliebt hatte, und welcher sie Alles anvertrauen zu dürfen glaubte, und beschloß, welche Ueberwindung es auch kosten möchte, ihr das Geheimniß ihres Herzens mitzutheilen, um Rath und Beistand bei ihr zu finden. Als sich nun Magelone eines Tages allein mit ihrer guten Amme sah, redete sie dieselbe mit herzlichen Worten an: „Liebe Amme, all mein Lebtag hast Du mir Liebe und Treue erwiesen und ich weiß Niemand, auf welchen ich so all mein Zutrauen setzte als auf Dich. So will ich Dir denn auch jetzt etwas anvertrauen, was Du vor aller Welt geheim halten mußt, und wenn Du dieses thust und mir mit Deinem treuen Rathe beistehst, so werde ich Dir solches niemals vergessen!“ — „Ach, liebes Kind, erwiderte die Amme, Alles will ich für Dich thun, was zu Deinem Wohle gereicht, und müßte ich schon darüber sterben, darum öffne mir ohne Argwohn Dein Herz!“ — Da faßte die schöne Magelone Muth und fuhr zutraulich fort: „Sag, liebe Amme, hast Du den jungen Ritter gesehen, welcher in den Turnieren gesiegt hat und den sie den Ritter mit den silbernen Schlüsseln nennen? — Er ist's, — an ihm hängt mein Herz, daß ich vor ewigem Denken an ihn nicht essen, trinken und schla=

sen kann. Ach, allerliebste Amme, konntest Du mir nur die Gewißheit verschaffen, daß er von vornehmer Geburt wäre, so wollte ich alle meine Hoffnung auf ihn setzen, daß er mein Gemahl würde. Denn sieh, da ich ihn so sehr und wahrhaft liebe, so muß er mich wohl wieder lieben. Rathe mir, liebe Amme, sieh, ob Du seine Herkunft erfahren kannst und ob er —" Ueber diese Rede war die Amme heftig erschrocken. Sie wußte lange nicht was sie sagen sollte und erwiderte endlich: „„Liebes Kind, was sagst Du! Wisse, Dein hoher Stand macht Dich würdig die Gemahlin des vornehmsten Fürsten der Erde zu werden, und er müßte sich noch glücklich preisen! Und nun hängst Du Dein Herz an einen fremden unbekannten Ritter, einen Abenteurer, — o bedenke, theures Kind, was Du thust; willst Du Spott und Schande auf Dich ziehn und den Zorn Deines königlichen Vaters? Ich bitte Dich um Alles, verbanne diese Gedanken aus Deinem Herzen!"" — Obschon nun Magelone mit ihrem eigenen Verstande einsehen mußte, daß die Amme Recht habe, so war sie doch über die Rede derselben tief betrübt, denn die Liebe hatte bereits so sehr sich ihres Herzens bemächtigt, daß sie der abmahnenden Stimme des Verstandes kein Gehör schenkte. „Ach! rief sie aus, ist das die Liebe, welche Du für mich hegest? Den Tod willst Du mir geben, mich elend umkommen lassen in der Krankheit, die mich ergriffen, ohne auch nur Einen Schritt zu thun, um mir die Arzenei zu holen, welche allein mich zu retten vermag! Was will ich denn von Dir? Ist es etwa ein Unrecht, daraus mir oder meinen lieben Eltern ein Unglück erwachsen könnte? Nichts sollst Du thun als nach seinem Stand und Namen Dich erkundigen. Nun thue wie Du willst, Du hast die Wahl. Gehorchst Du meinen Bitten, so werde ich gerettet sein; beharrst Du bei Deiner Weigerung, so wirst Du bald vor Deinen Augen in Kummer und Schmerz mich elend vergehen sehen." Nachdem sie

so gesprochen, sank die Jungfrau ohnmächtig auf ihr Lager hin, kam aber nach einiger Zeit wieder zu sich und fuhr mit gleichem Eifer fort: „O glaube nur, liebe Amme, daß er, der so reich an allen Tugenden und zierlichen Sitten, nimmer von geringem Stande sein kann! Das ist es auch, warum er seinen Namen nicht nennen will. Er will Ruhm und Ehre nicht seiner vornehmen Geburt, sondern allein seiner Tapferkeit zu verdanken haben. Geh, geh, liebe Amme, frage ihn nur in meinem Auftrage nach seinem Namen und Stande und er wird ihn nicht geheim halten!“ Als nun die gute Amme sah, wie groß die Liebe sei, welche Magelone zu dem Ritter in ihrem Herzen trug, auch die hohen Tugenden bedachte, welche denselben schmückten, wie Jedermann wußte, so vermochte sie nicht länger Widerstand zu leisten, tröstete daher die Jungfrau und versprach ihr, sie wolle alles thun, was sie vermöge, um zu erfahren, was jene wünsche.

Der Ritter Peter und die schöne Magelone erfahren durch die Amme von ihrer gegenseitigen Liebe.

Am nächsten Morgen ging die Amme nach der Kirche, denn sie wußte, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln in ihr seine Morgenandacht zu verrichten pflegte. Wie die Amme in die Kirche getreten war, erblickte sie auch alsbald den Ritter, ging hin und kniete neben ihm nieder, ihr Gebet zu verrichten. Peter hatte aber die Frau schon am königlichen Hofe erblickt und wußte, daß sie die Amme der schönen Magelone sei. Als sie daher vom Gebet aufstand und fortgehen wollte, erhob auch er sich und redete sie an. Die Amme aber sagte nach einigen Zwischenreden zu ihm: „Herr Ritter, Jedermann wundert sich, daß Ihr, nachdem Ihr zu Neapel so viel Ruhm und Ehre geerntet, noch immer Euren Namen und Stand geheim haltet. Ich weiß gewiß, daß der König und die Königin, vorzüglich

aber die schöne Magelone sich sehr freuen würden, wenn sie erfahren könnten, Wer und von Wannen Ihr seid. Gewiß, Ihr thätet der Prinzessin einen großen Gefallen, wenn Ihr Euch zu erkennen gäbet!" Als Peter diese Worte vernommen hatte, da stand er eine Weile ganz still und schaute nachdenklich vor sich hin, allmählig aber stieg eine hohe Röthe in sein Antlitz, und sein Herz begann mächtig zu schlagen, denn es sprach in ihm eine Stimme: sie liebt dich! Endlich aber gab er der Amme diese Antwort: „Liebe Frau, seit ich meine Heimath verlassen, habe ich mich vor Niemand zu erkennen gegeben. Aber, wahrlich, es lebt Niemand in der Welt, dem ich so gern gehorsam mich erweisen möchte, als Eurer schönen Gebieterin; darum, wenn sie mich würdig hält nach meinem Namen ernstlich zu fragen, so saget ihr, daß mein Geschlecht groß und hoch geadelt ist. Saget ihr überdies in meinem Namen, daß ich sie unterthänig bitte, hieran sich genügen zu lassen. Euch aber ersuche ich, Ihr wollet dieses von meiner geringen Habe als ein Andenken mit Euch nehmen!" Bei diesen Worten übergab er der Amme einen von den drei köstlichen Ringen, welche seine Mutter ihm mitgegeben hatte, als er von ihr Abschied nahm. — Hierauf ging die Amme von dannen und eilte fröhlich dem königlichen Schlosse zu. Seine bescheidenen und edlen Reden hatten ihr gar wohl gefallen und sie glaubte nun selbst, was er ihr ja auch ausdrücklich versichert hatte, daß er von angesehenem Geschlechte sei. — Magelone saß in ihrem Gemach und harrte mit großer Sehnsucht auf die Rückkehr der Amme. Als diese nun in die Thür trat, hielt sie sogleich der Prinzessin den Ring entgegen und meldete ihr alles, was sie mit dem Ritter geredet hatte. Magelone ergriff freudig den Ring, betrachtete ihn und rief: „Siehst Du, liebe Amme, wie ich Recht gehabt habe, daß er nothwendig von vornehmem Geschlecht sein müsse! Schau doch nur diesen Ring an! Meinst Du, daß ein armer und nie-

driger Ritter ein so köstliches Kleinod wegzugeben vermöge? O, wie glücklich wird meine Liebe mich machen! Nie, nie soll ein anderer Gedanke und Wunsch in mein Herz kommen, als ihn zu besitzen und einzig ihn zu lieben und zu begehren. Als ich ihn das erste Mal erblickt habe, da schon hat sich mein Herz ihm ergeben. Und nun weiß ich auch, Amme, daß er einzig um meinetwillen hierher nach Neapel gekommen ist. Ich bitte Dich aber, überlaß mir diesen Ring und nimm Dir dafür von allen meinen Schmucksachen, was Dir gefällt!“ Die Amme überließ ihr den Ring gern; als nun aber Magelone weiter verlangte, sie solle hingehen und dem Ritter ihr ganzes Gemüth entdecken und wie sie ihn über Alles liebe, da erschrack die gute Frau heftig und bat die Prinzessin, sie möge doch nicht Zucht und Sitte vergessen und mit ihrer Liebe einem fremden unbekannten Ritter sich in die Arme werfen. Magelone aber rief mit bewegter Stimme: „O, Amme, nenne ihn nie mehr gegen mich einen Fremden, denn wisse, daß auf der ganzen Erde Niemand lebt, der mir näher stände und den ich inniger liebte, als ihn!“ Als die Amme sah, wie der Jungfrau Gemüth ergriffen und bewegt war, wollte sie nicht dawider reden und sagte daher nur: „Theures Kind, ich denke ja allein auf Dein Bestes und daß Deine Ehre bewahrt werde. Diese wird aber, glaube mir, durch alles verletzt, was wider die Regel und unüberlegt geschieht. Ich zweifle so wenig an Deiner Liebe wie daran, daß der edle Ritter dieser Liebe werth sei; doch nur wenn Zucht und Ehre streng von Dir im Auge gehalten wird, kann diese Liebe zu Deinem Besten ausschlagen. Hierin will ich Dir auch mit Rath und Hilfe getreulich beistehn, und ich hoffe zu Gott, daß er Alles zum Besten lenken wird!“ Diese Reden vermochten Magelonen einigermaßen zu beruhigen. Sie steckte den Ring an ihren Finger, ging in ihr Bette, drückte den Ring mehr als einmal an ihre Lippen, unter herzlichen Seufzern des theuren Rit-

ters gedenkend, und entschlief endlich in sanftem Schlummer. Da hatte sie ein Traumgesicht, als wäre sie mit dem Ritter allein zusammen in einem lustigen Garten, und sie wandelte neben ihm und sagte zu ihm: „Ich bitte Euch freundlich, Herr Ritter, um der Liebe willen, die ich zu Euch trage, sagt mir, welches Geschlechts und von wannen Ihr seid?" Weiter träumte ihr dann, daß der Ritter sie bäte, sie möge nicht weiter darnach fragen, denn sie solle es gewiß in Kurzem erfahren, und zugleich nähme er einen Ring vom Finger und gäbe ihr den. Sie meinte den Ring ganz deutlich zu sehen und zu fühlen, und er war noch weit herrlicher als der, welchen sie von der Amme erhalten hatte. Hierauf waren sie noch lange in großen Freuden bei einander. So in süßen Träumen befangen lag die schöne Magelone bis zum andern Morgen, da schlug sie die Augen auf und erzählte der Amme ihren Traum, welche daraus erkannte, daß Magelone ihr ganzes Herz dem Ritter zugewendet habe, und fortan jeden Gedanken daran aufgab sie fernerhin in ihrer Liebe zu stören. — Herr Peter wendete indeß allen Fleiß an, die Amme wiederzusehen, und da auch die Amme ihm zu begegnen begehrte, so währte es nicht lange, daß sie einander in der Kirche wieder ansichtig wurden. Der Ritter gab ihr ein Zeichen, daß er sie zu sprechen begehre, und so trat sie zu ihm und sagte ihm leise, wie über den Ring, den sie von dem Ritter erhalten habe, Magelone sich gefreut und sie aufgefordert habe ihn ihr abzutreten. „Liebe Frau, sagte dagegen der Ritter: jenen Ring habe ich Euch gegeben, nicht der holden Prinzessin, denn ich weiß gar wohl, daß eine solche Gabe viel zu gering ist, um einer so großen Fürstin würdig zu sein. Alles jedoch was ich besitze, Leib und Gut will ihr zu eigen geben. Wisset nur, daß ihre unvergleichliche Schönheit also mein Herz getroffen hat, daß ich ohne ihre Gunst nicht ferner leben kann und mag, ja daß ich mich für den allerunglücklichsten Ritter auf der

ganzen Welt halte. Saget ihr dieß, ich bitte Euch darum, denn ich weiß gewiß, daß die Prinzessin keine treuere und vertrautere Freundin hat, als Euch!" Die Amme war auf diese Erklärung schon gefaßt gewesen und sagte nun dagegen: „Alles, Herr Ritter, was Ihr befehlet, will ich thun und meiner Gebieterin es redlich anzeigen, kann Euch auch Hoffnung auf eine günstige Antwort geben. Zuvor aber möchte ich wissen, wie Eure Liebe gemeint sei; — denn ist sie thöricht und unedel, so bitte ich Euch, daß Ihr nie mehr von derselben ein Wort verlauten lasset!" Da sprach der Ritter mit edlem Anstand: „Frau, ich will eines bösen unglücklichen Todes sterben, wenn ich jemals an eine solche Liebe oder vielmehr Schande gedacht habe. Es ist eine ehrliche, treue, aufrichtige Liebe, mit der ich sie als eine reine Jungfrau lieben und ihr in Zucht und Ehren dienen will." Die Amme war mit dieser Betheurung gar wohl zufrieden, fragte jedoch weiter: „So Ihr nun gelobt, mit getreuer Liebe lieben zu wollen, warum verhehlet Ihr noch immer Euren Namen und Euer Geschlecht? Wenn Ihr nachweisen könnet, daß Ihr von hochadeligen Eltern entsprossen seid, so könnte wohl mit Gottes Hilfe die Ehe zwischen Euch zu Stande kommen; denn ich weiß, Ihr liebet einander von ganzem Herzen!" Als Peter dies hörte, da flammte die Liebe hoch auf in seinem Herzen. „Ich bitte Euch, rief er, liebe Amme, schaffet, daß ich mit der Jungfrau eine Unterredung habe, da will ich ihr meine Herkunft und Alles offenbaren, was sie von mir zu wissen begehret!" Als ihm auch dieses die Amme zusagte, da gab ihr der Ritter den zweiten Ring für Magelone und schied mit vergnügtem Herzen. — Die Amme eilte alsbald zur schönen Magelone, welche auf ihrem Ruhebette lag und vor allzugroßer Liebe ganz krank geworden war. Kaum aber erblickte sie die Amme, da sprang sie auf und rief: „Sei willkommen, liebe Freundin; aber wehe mir, wenn Du nicht gute Botschaft bringst

von ihm, den meine Seele liebt. Ach, gib mir einen Rath, daß ich ihn sehen und sprechen mag, sonst muß ich sterben!“ — „„Fasse Muth, liebes Kind, sagte die Amme, ich komme mit guter Zeitung!““ Da fiel ihr Magelone um den Hals, herzte und küßte sie. Die Amme aber erzählte, wie sie mit dem Ritter gesprochen. „Glaube mir, fuhr sie fort, wenn Du seinetwegen große Schmerzen erfährst, so duldet er um Deinetwegen nicht geringer. Aber ich freue mich, daß Eure beiderseitige Liebe bei aller Heftigkeit getreu, züchtig und ehrlich ist. Töchterchen, ich sage Dir, nie ist mir noch ein Ritter vorgekommen, der so weise geredet. Nun aber will er heimlich eine Unterredung mit Euch haben, um Euch seinen Namen und Stand zu entdecken; überdieß noch, so bittet er Euch, Ihr wollet diesen Ring von ihm annehmen.“ Während die Amme sprach, horchte die schöne Magelone gar aufmerksam zu und schlug die Augen nieder, während ihre Wangen sich rötheten. Als aber die Amme des Ringes erwähnte, da flammte ihr ganzes Antlitz in Freude; sie blickte schnell auf, ergriff den Ring, betrachtete ihn und rief: „Wahrhaftig, sieh Amme, es ist derselbe Ring, den ich jüngst im Traume erblickt habe. Ja, mein Herz hat wahr geredet und wird mich auch ferner nicht belügen. Nun glaube ich fest, daß der Ritter mein Gemahl werden wird, und Du, Amme, ich bitte Dich, denke auf Mittel, daß ich ihn recht bald sehen und mit ihm reden kann.“ Das versprach die Amme, und Magelone war fröhlich, hüpfte und jubelte wie ein Kind, betrachtete ihre zwei Ringe, steckte sie bald an diesen Finger, bald an jenen, bedeckte sie dann wieder mit Küssen und dankte dabei Gott in ihrem Herzen, daß er ihr diese Seligkeit der Liebe gegeben habe.— Als am nächsten Morgen der Ritter Peter die Amme erblickte, eilte er zu ihr hin und fragte sie nach der schönen Magelone und ob er bei ihr in Gnaden stehe. „Edler Ritter, erwiderte die Amme, ich sage Euch, daß dermalen kein Ritter lebt von Al-

len, welche den Harnisch führen und Ritterspiel üben, dessen Glück dem Eurigen gleich käme. Eine gute Stunde hat Euch in dieses Land gebracht und mit Eurer Tapferkeit habt Ihr die schönste Jungfrau der Erde gewonnen; denn wisset, daß die Prinzessin herzliches Verlangen trägt Euch zu sehen und freundlich mit Euch zu reden. Ich will mich dem auch nicht widersetzen, doch müßt Ihr mir zuvor bei Treu und Glauben eines echten Edelmannes geloben, daß Eure Liebe also in Zucht und Ehre beschaffen ist, wie Eurem und der Prinzessin hohem Stande geziemet.“ Da kniete der Ritter vor der Frau auf die Erde nieder, und schwur ihr einen theuren Eid vor Gott seinem Schöpfer, daß er mit dieser Liebe nichts anderes zu erlangen begehre als das heilige Sakrament der Ehe, und daß ohnedieß Gott in dieser Welt ihm nimmermehr helfen möge. Nun reichte ihm die Amme die Hand, daß er aufstehen sollte und sprach: „Wohlan, so kommet morgen Nachmittags durch das kleine Pförtchen unseres Gartens zu meiner schönen Gebieterin in ihre Kammer, in welcher Ihr sie mit mir allein finden werdet. Dann werde auch ich die Kammer verlassen, auf daß Ihr Euch Beide allein mit einander bereden und Eurer Herzen Anliegen einander erzählen könnet.“ Fröhlicher Hoffnung voll schied der Ritter von der Amme.

Peter kommt mit der schönen Magelone heimlich zusammen.

Des folgenden Tages konnte Herr Peter die verabredete Stunde kaum erwarten. Kaum erschien sie, so stand er auch an dem Pförtchen, welches er offen fand. Er eilte durch den Garten und erreichte mit klopfendem Herzen den Pallast und die Kammer seiner Geliebten. Hier fand er die schöne Magelone allein mit der Amme, und wie sie seiner ansichtig wurde, so ward ihr Antlitz so roth wie eine Rose, und dabei zitterte sie und wäre ihm sicher entgegen und an den Hals geflogen, wenn nicht die edlen Sitten sie zurückgehalten hätten, welche in einem gebilde-

ten Herzen stets die Obmacht über die Leidenschaft behalten. Aber ihr Herz hüpfte vor Freude in ihrem Leibe, als sie den theuren Ritter sah, und die Liebe, welche sie mit keinem Laut verrieth, euchtete aus ihrem Antlitz und strahlte aus ihren lieblichen holdseligen Augen. Auch der Ritter hatte seine Farbe gewandelt, als er nun die Geliebte also vor sich erblickte, wie ihn seine kühnsten Wünsche niemals hatten hoffen lassen. Er suchte lange Zeit vergebens nach schicklichen Worten, mit denen er sie anreden sollte; dabei war ihm zu Muthe, als einem, der nicht weiß, ob er auf der Erde steht, oder in den Lüften schwebt, ob er wacht oder träumt. Er kniete demnach vor ihr nieder, neigte das Haupt zur Erde und sprach: „Hochgeborne Fürstin, Gott der Allmächtige verleihe Euch Ehre und Alles was Euer Herz begehrt!“ Magelone nun faßte seine Hand, neigte sich ein wenig zu ihm hernieder und sprach mit leiser Stimme: „Seid mir willkommen, edler Ritter!“ Hierauf hob sie den Ritter auf, setzte sich und hieß ihn neben ihr Platz nehmen; die Amme aber verließ das Gemach. Die Jungfrau redete ihn nun mit niedergeschlagenen Augen an: „Ich weiß sehr wohl, sagte sie, daß es einem jungen Mädchen, wie ich bin, wenig ziemt, mit einem Ritter eine heimliche Unterredung zu haben; aber ich habe in meinem Innern Euer adliges und redliches Gemüth bedacht, und dadurch die Sicherheit und den Muth erlangt, dem Verlangen meines Herzens nachzugeben. Wisset nur, daß schon damals, als meine Augen Euch zum erstenmal erblickten, mein Herz alles Gute Euch wünschte, und daß nun kein Mensch auf Erden lebt, dem ich wohlwollender gesinnt wäre, als Euch. Dieß, edler Ritter, ist auch der Grund, warum ich wünsche und, wie Ihr wohl selbst einsehen werdet, begierig sein muß zu erfahren, wer Ihr seid, aus welchem Lande entsprossen und warum Ihr hierher gekommen seid.“ Freudig stand der Ritter auf und sagte: „Dank sei Euch, gnädigste Prinzessin, für die Freundlichkeit,

mit welcher Ihr Euer Gemüth mir zugewendet, obschon keine Tugend in mir ist, die mir einen Anspruch auf Eure Huld gibt. Gewiß ist es billig, daß Ihr Alles erfahret, was ich bisher vor Jedermann geheim gehalten habe; doch weil mein Vorsatz ist, auch fernerhin noch unbekannt zu bleiben, so muß ich Euch bitten, was Ihr von mir erfahret, vor aller Welt zu verschweigen. Wisset denn, edle Fürstin, ich bin der einzige Sohn des Grafen von Provence, welcher ein Oheim des Königs von Frankreich ist. Ich bin einzig darum aus meinem Vaterlande hierher gezogen, um Eure Liebe zu gewinnen; denn ich hörte sagen, es gäbe keine schönere Fürstin, denn Ihr, und wahrlich das Gerücht hat wahr geredet. Nicht darum bin ich hierher gekommen, um mit edlen Rittern Gemeinschaft zu pflegen und mit ihnen um den Preis zu kämpfen, denn ich weiß gar wohl, daß Viele in allen Dingen geschickter sind als ich; so kecklich war ich, daß ich, obschon der Geringsten einer, mir doch in meinem übermüthigen Herzen vorsetzte, Eure Gunst und Liebe zu erringen, und wenn mir sonst ein Sieg über edle Ritter gelungen ist, so habe ich solches einzig dem hohen Muthe zu verdanken, den Euer Anblick und die Liebe mir eingeflößt haben. Solches ist die ganze Wahrheit, welche Ihr von mir zu erfahren verlanget. In meinem Herzen aber ist beschlossen, Niemand zu lieben, denn Euch, bis an meinen Tod.“ Hierauf nun erwiderte Magelone: „Mein edler Ritter und Herr, ich danke dem gnädigen Gott, der uns einen so glücklichen Tag gegeben hat. Ich achte mich für das glücklichste Wesen, daß ich einen so edlen Menschen gefunden habe, welcher an Hoheit des Geschlechts, Tapferkeit, Zucht und Weisheit nicht seines Gleichen hat. Wahrlich, was Ihr gethan habt, um mein Wohlwollen zu erringen, das sollt Ihr nicht vergebens gethan haben. Nachdem Ihr mir Euer Herz und Gemüth enthüllet, so ist es billig, daß ich vor Euch ein Gleiches thue. Darum, theurer Ritter, neh-

met mich hin, ja, ich bin ganz und gar die Eure. Ihr sollt der Herr und Meister meines Herzens sein und nichts weiter bitte ich von Euch, als daß Ihr unsere Liebe bis zur Zeit unseres öffentlichen Verlöbnisses geheim haltet. Glaubet, ich werde lieber den Tod erleiden, als je mich selbst und mein Herz einem Anderen ergeben.“ Bei diesen Worten nahm Magelone eine goldene Kette mit einem köstlichen Schloß von ihrem Halse und fuhr fort: „Nehmet, geliebter Freund und Bräutigam, mit dieser Kette den Besitz meines Lebens, und ich gelobe Euch treulich, wie einem Königskinde geziemt, keinen Andern zu ehelichen, denn Euch.“ Nachdem sie diese Worte gesprochen, umfing sie ihn freundlich mit ihren Armen; Peter aber sank vor ihr ins Knie, dankte ihr, sprach ihr sich ganz und für immer zu eigen und steckte an ihren Finger den dritten und köstlichsten Ring, den er beim Abschied von seiner Mutter erhalten hatte. Magelone neigte sich zu ihm hernieder, Peter umfing sie, drückte auf ihre Lippen den ersten Kuß und begrüßte sie als seine heißgeliebte Braut. Hierauf riefen sie die Amme zurück, und Peter nahm herzlichen Abschied von seiner schönen Verlobten und ging glückseligen Herzens nach seiner Herberge. Magelone verbarg vor aller Welt das Glück ihrer Liebe; nur mit der guten Amme sprach sie von Nichts anderem als von ihrem Geliebten. Die Amme dagegen warnte und ermahnte sie, nicht leichtsinnig in ihrer Liebe zu sein und sie vor allen ihren Umgebungen zu verbergen. Sie stellte ihr vor, daß eine unzeitige Offenbarung ihres Geheimnisses ihr selbst Beschämung und den Unwillen ihrer Eltern zuziehen würde, den Ritter vielleicht gar in Verderben und Tod stürzen könnte, und auch ihr, der Amme harte Strafe zuziehen würde. Magelone versprach der Amme, ihr in Allem gehorsam zu sein. „Bemerkst Du, sagte sie, etwas an mir, was Dir thöricht oder unziemlich erscheint, so gib es mir zu verstehen. Wenn wir Beide aber allein zusammen sind

so laß mich immer von dem liebsten aller Menschen zu Dir sprechen, dann vergeht mir etwas schneller die lange Zeit, welche ich leider ohne ihn zubringen muß.“ — Der Ritter dachte in seiner Behausung fortwährend nur an seiner holden Geliebten Schönheit und Freundlichkeit, und aus Sehnsucht sie zu sehen ging er eher wieder an den königlichen Hof als er vorher willens gewesen war. Hier aber hielt er sich bescheiden und zurückgezogen, wodurch er nicht nur dem Könige und den Großen an seinem Hofe, sondern auch dem gemeinen Hofgesinde um so lieber und angenehmer wurde. Nur wenn ihn Niemand beobachtete, richtete er seine Blicke auf die reizende Prinzessin und sättigte seine hungrigen Augen an ihrem Anblick, und oft begegneten sich dann ihre Blicke und es fand ein geheimes Verständniß unter ihnen statt, obgleich sie kein Wort mit einander redeten und Niemand von demselben eine Ahnung hatte. Zuweilen jedoch erhielt der Ritter von dem Könige oder von der Königin den Befehl, ihrer Tochter aufzuwarten, und dann nahte er sich ihr klopfenden Herzens, aber unbefangenen Wesens, und holdes Gespräch entzückte ihre Seelen.

Ritter Peter erwirbt auf einem Turnier hohe Ehre.

In der Normandie lebte zu jener Zeit ein reicher und edler Ritter; derselbe war seiner Macht und seiner Tugenden wegen weit und breit berühmt und hieß Herr Friedrich von der Krone. Er hatte vormals auch die schöne Magelone gesehen und bewundert, eine heimliche Liebe gegen sie gefaßt und dachte nunmehr etwas zu thun, wodurch er ihre Augen auf sich zöge, ihren Beifall und vielleicht ihre Liebe gewönne. Darum nahm er sich vor, in der Stadt Neapolis Ritterspiel zu treiben und gedachte hier zu Ehren des schönen Königskindes Lanzen zu brechen und mit seiner Stärke und Gewandtheit den Preis zu erringen. In solcher Absicht wandte sich Herr Friedrich von der Krone an den König von

Frankreich, deßgleichen an den von Neapel, und bat, zu Neapel ein Turnier ansagen zu dürfen, und darauf ward in Frankreich und allen Landen ausgerufen: Welche Ritter Lust hätten, Lanzen zu brechen aus Liebe zu Frauen und Jungfrauen, die sollten auf den Tag Mariens Geburt zu Neapolis erscheinen; daselbst würde sich zeigen, welcher Art ihre Liebe sei. — Solche Ausforderung bewog viele edle Herren und Fürsten, die kamen aus Italien, Frankreich, England und Deutschland, und unter ihnen erschien auch Jakob, der ein Bruder des Grafen von Provence und des Ritters Peter Ohm war. Er erkannte aber den Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht. Auch Herr Friedrich von der Krone und Herr Heinrich von Carpona blieben nicht aus, und der Ritter mit den silbernen Schlüsseln harrte ohnedem an dem Platze. — Nachdem die versammelten Fürsten und Herren sechs Tage in der Stadt still gelegen, erschien der ausgeschriebene Tag. Sie machten sich bei Zeiten auf, hörten die Messe in frommer Andacht und rüsteten sich dann, ein Jeglicher so stattlich, als er nur immer vermochte. Als sie auf dem Platze ankamen, da das Stechen gehalten werden sollte, erblickten sie auf den Schaubühnen den König und die Königin und Magelone neben vielen andern reich geschmückten Frauen und Jungfrauen. Es war ein gar lieblicher Kranz holder Schönheit; aber unter all den reizenden Frauen strahlte Magelone hervor wie ein Demant unter den übrigen Edelsteinen. Den Rittern schlug das Herz in Kampflust und gar vielen auch in Liebe zu dem holdseligen Königskinde, alle aber harrten, wann der König den Befehl zum Beginne des Stechens geben würde. Oben an hielt zu Roß Herr Friedrich von der Krone und nach ihm folgten die übrigen Ritter nach Stand und Würden, ganz zuletzt aber saß auf seinem guten Pferde Herr Peter von Provence, den Niemand kannte, als die Eine, von der auch allein er gekannt sein wollte; und obgleich er der letzte und unscheinbarste unter al-

len den prachtvoll geschmückten Rittern war, so ruhte das Auge der schönen Magelone doch einzig auf ihm. Nun gab der König den Befehl, daß der Herold ausrufe, daß das Turnier geschehen solle, ohne Falschheit und Feindschaft, doch auch ohne Scheu vor dem Gegner, und Herr Friedrich von der Krone ritt vor und rief laut: „An diesem Tage will ich meine Kraft und Ritterlichkeit beweisen gegen Jedermann, der es mit mir aufnimmt zu Ehren der edlen und allerschönsten Prinzessin Magelone!“ Da ritt zuerst wider ihn Herr Heinrich, ein schöner stattlicher Ritter und des Königs von England Sohn; der dachte auch die Huld der schönen Magelone zu gewinnen. Als sie auf einander stießen, trafen sie sich so gut und stritten so mannhaft, daß Beider Lanzen auf der Brust des Gegners zersplitterten. Nachher ritt Herr Lanzelot von Valois, auch aus einem berühmten Geschlecht, auf die Bahn. Der war ein starker Ritter und stach Herrn Friedrich von der Krone gleich auf den ersten Anlauf aus dem Sattel, daß er von dem Platze weichen mußte. Nun sprengte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln herbei, um gegen Lanzelot zu streiten, denn er konnte sein ruhmbegieriges Herz nicht länger bezähmen. Die Zwei trafen sich so hart und saßen doch beide so fest im Sattel, daß beider Rosse zusammenstürzten. Da befahl der König, daß sie die Pferde wechseln und noch einmal rennen sollten, der schönen Magelone aber waren vor Schreck fast die Sinne vergangen, als sie ihres Ritters Roß stürzen sah, und nun bangte ihr also vor dem neuen Anlauf, daß sie kaum hinzusehen wagte. Herr Peter aber nahm all seine Kraft zusammen und rannte dießmal wider Herrn Lanzelot mit solcher Gewalt, daß diesem ein Arm zerbrochen ward und er für todt auf die Erde fiel. Da mußten ihn die Seinen auf einer Bahre nach seiner Herberge tragen. Nun faßte Magelone frischen Muth, obgleich ihr der Fall des tapfern Ritters nicht weniger weh that als Herrn Peter. Es stellte sich aber wider diesen Herr Jakob von Provence, den

Peter gar wohl erkannt hatte, der aber ihn nicht kannte. Als nun der Ritter mit den silbernen Schlüsseln sah, daß sich seines Vaters Bruder wider ihn zu streiten rüste, da rief er dem Herold: „Bittet, sprach er, den Ritter, er möge nicht wider mich auftreten, denn er hat mir einst einen Dienst in der Ritterschaft erwiesen, deßwegen ich nicht die Waffen gegen ihn tragen will; — wenn er mich mit dem Kampfe verschont, so bekenne ich gern, daß er ein besserer Ritter sei, als ich.“ Herr Jakob nahm die Rede übel auf und meinte, der unbekannte Ritter wolle seiner spotten. Er war aber ein tüchtiger Ritter und war derselbe, welcher vormals Herrn Peter selbst zum Ritter geschlagen hatte; aus diesem Grunde scheute sich auch Peter wider ihn zu kämpfen. „Saget dem Ritter, antwortete er daher dem Herold, wenn ich ihm einen Dienst erwiesen, so solle er um so mehr mit mir streiten, denn ich sehe und habe es auch sonst gehört, daß er ein tapferer Ritter sei. Aber wahrhaftig, ich glaube, daß es ihm an Kraft und Muth gebricht, mich zu bestehen!“ Als nun der Herold an Peter diese Botschaft brachte, mußte derselbe sich wohl zum Kampfe entschließen, um nicht für feig gehalten zu werden. Wie sie aber gegen einander ritten, da nahm Peter seine Lanze hoch und rückwärts, also daß er seinen Ohm nicht traf. Der aber fehlte ihn nicht, sondern traf den Ritter mitten auf die Brust, daß sein Speer in Splittern brach und er selbst von dem heftigen Anprall aus dem Sattel kam. Peter dagegen wankte nicht im Sattel, sondern sprengte vorbei, als ob es nur eine leichte Flamme wäre, die gegen seinen Harnisch leckte. Der König und alle Zuschauer sahen wohl, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nur aus Höflichkeit seines Gegners geschont hatte, wußten aber nicht, warum dieß geschehe, nur Magelone kannte die Ursache. Als nun die Beiden zum zweitenmal gegen einander ritten, nahm Herr Jakob alle Kraft zusammen, Peter aber that wie das erste Mal, und mit so großer Kraft traf dießmal Jakob die Brust sei-



nes Gegners, daß er selbst über den Stoß vom Pferde fiel. Peter hatte sich auch dießmal nicht im Sitze gerührt, so daß Jedermann seine Stärke bewunderte und lobte und Herr Jakob von Provence selbst, also daß er nicht weiter gegen Peter kämpfte sondern aus der Bahn ritt. Nun traten noch viele Ritter auf, die schonte der Ritter mit den silbernen Schlüsseln nicht, sondern hob einen nach dem andern aus dem Sattel. Zuletzt hielt er allein auf dem Platze und war keiner mehr, der es mit ihm wagen wollte; da schlug er sein Visir auf und ritt vor den König. Dieser aber ließ durch den Herold den Ritter mit den silbernen Schlüsseln als Sieger im Turnier ausrufen, trat ihm entgegen, nachdem er vom Rosse gestiegen, umarmte ihn und sprach: „Lieber Freund, ich danke Euch für die Ehre, welche Ihr mir heute erwiesen habt, denn nunmehr darf ich mich wohl rühmen, daß es keinen Fürsten der Erde gibt, welcher wie ich einen Ritter

an seinem Hofe hat, der so reich an Sitte, Ehre und Tapferkeit ist. Ihr habt durch Eure Thaten höhern Ruhm erlangt, als ich auszusprechen vermag, und Gott möge Euch Alles gewähren, darnach Euer Herz verlangt, denn Ihr seid sicher dessen würdig!“ Hierauf führte der König den Ritter zu den Frauen und dieser hörte sein Lob aus der Königin und der schönen Magelone Munde und empfing von Allen Preis und Dank. Am Hofe und überall war seitdem Herr Peter gar wohl gelitten und noch mehr geehret denn vorher. Obschon er nur für einen armen und unansehnlichen Edelmann sich ausgab, so war doch keiner unter den vornehmen Herren zu Neapel, der sich nicht zur Ehre gerechnet hätte, mit ihm Kameradschaft zu halten. Dabei war er ein gar schöner junger Gesell, und wer ihn sah, mußte seine Freude an ihm haben. Sein Wuchs war lang und edel, sein Haar lokkig und blond wie Gold, seine Augen waren klar und freundlich gegen Jedermann. — Der König that der versammelten Ritterschaft, sonderlich aber dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln noch mancherlei Ehre an; auch der Verwundeten wurde nicht vergessen. Nachdem die Herren noch funfzehn Tage in Freude und Wohlleben beim königlichen Hofe zu Neapel geblieben waren, schieden sie endlich und gingen hierhin und dahin, jeder nach seinem Lande und verbreiteten überall den Ruhm des ehrenwerthen, aber unbekannten Ritters, der sie Alle so mannhaft bestanden hatte. Auch Herr Jakob von Provence ritt von dannen und hatte seinen Neffen nicht erkannt. — Die schöne Magelone hatte die Zeit über viel Freude gehabt, denn von allen Seiten schallte ihr ja das Lob ihres edlen Geliebten entgegen; doch hatte sie niemals weder durch ein Wort noch durch einen Blick verrathen, welche Gefühle sie zu dem jungen Ritter im Busen trug.

Der Ritter Peter entführet die schöne Magelone.

Als die Festlichkeiten aber vorüber waren, da war die holde Jungfrau dessen herzlich froh, denn nun durfte sie hoffen, den theuren Mann recht bald einmal wieder in trautem Beisammensein zu besitzen, denn so lange die vielen Fremden am königlichen Hofe zugegen waren, hatten die Liebenden keine heimliche Zusammenkunft haben können. Als nun Peter das erste Mal wieder bei seiner lieben Braut in ihrer Kammer war, und sie mit süßen Reden und noch süßeren Küssen sich ihre Liebe bezeugt hatten, dachte er daran, sie auf eine Probe zu stellen und sprach: ,,Edelste, schönste, herzliebste Magelone, Ihr wisset, wie lange ich nun schon um Euretwillen fern von meinen lieben Eltern und von meiner Heimath mich aufgehalten habe. Die Meinen haben niemals einige Kunde von mir erlangt und mögen darüber in Angst und Kummer sein, welches sie auf keine Weise um mich verdient haben; darum, so bitte ich Euch, allerliebste Braut, da Ihr die einzige Ursache meines Aufenthalts seid, Ihr wollet mir die Erlaubniß nicht versagen, mit Nächstem einmal nach Hause zu reiten und nach den Meinen zu sehen!'' — Wie nun die schöne Magelone diese Rede ihres Ritters vernahm, da antwortete sie erst gar nicht, aber es liefen ihr die hellen Thränen über ihr holdes Angesicht. Nach vielem Schluchzen und Seufzen sagte sie endlich: ,,Ja, ziehet nur hin, denn es ist wahr, daß Ihr Vater und Mutter Gehorsam beweisen müßt. Aber dessen bin ich tief betrübt, daß Ihr mich, Eure Geliebte, hier zurücklassen wollt, da ich doch ohne Euch nimmermehr Rast und Ruhe in dieser Welt haben kann. Ziehet hin und lasset mich in meinem Elende zurück; Ihr werdet bald genug die Kunde von meinem Tode erfahren!'' Da ward Peters Herz tief erschüttert, daß er fast auch zu weinen begann, aber er tröstete sie mit milden Worten: ,,Ach, Magelone, geliebtes Herz, weine nicht länger und laß dein Herzleid fahren. Du weißt ja, daß ich viel lieber den

Tod erleiden als von Dir lassen werde; — willst Du aber mit mir von hinnen ziehen, so sei auch versichert, daß ich in Zucht und Ehren Dich führen und in meiner Heimath zu meinem lieben Gemahl Dich machen werde.“ Da sie dieß hörte, wurde Magelone voller Freuden, umfing ihren Geliebten mit großer Zärtlichkeit und rief: „Ja, ja, lieber Peter, laß uns bald in aller Heimlichkeit entweichen; denn wisse nur, was ich bisher Dir verschwiegen habe, weil ich Dich nicht in Angst und Zorn bringen wollte und weil ich kein anderes Mittel sah, die Deine zu werden, als nur die Flucht, und doch nicht wußte, ob Du mich mit Dir nehmen wolltest. Wisse, daß mein Vater mir seinen Willen angesagt hat, und er entschlossen ist mich nächstens mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen.“ Peter erschrak heftig, als er vernahm, wie ihm seine allerliebste Liebe und damit seines Lebens Seligkeit entrissen werden sollte, und beschloß nun alsbald wahr zu machen, was er vorhin nur als eine Versuchung der Liebe Magelonens ausgesprochen hatte. Die Liebenden beredeten, daß sie am dritten Tage, früh am Morgen, wenn noch alle Welt in tiefen Schlaf versunken läge, mit einander Neapel verlassen wollten. Peter versprach für allen ihnen nöthigen Reisebedarf zu sorgen und sie mit starken Pferden an der Gartenthüre zu erwarten. — Nachdem der Ritter sie verlassen hatte, harrte die schöne Magelone im Stillen in großer Angst und Sehnsucht auf den Morgen des dritten Tages; denn sie wußte wohl, daß, wenn ihr Vater ihren Plan erführe oder gar sie auf der Flucht ergriffe, so würde er in seinem Zorne weder ihr Leben noch das des geliebten Ritters schonen. Sie bereitete sich heimlich zur Reise vor und entdeckte sich Niemand, selbst ihrer Amme nicht, denn sie fürchtete, daß diese unter keiner Bedingung in ihre Flucht willigen würde, und wollte diese ihr so treue Frau auch nicht mit in die Gefahr ziehen, der sie selbst um der Liebe willen kühn sich aussetzte. Bald nach Mitternacht erschien Peter mit den

starken und wohlbeschlagenen Pferden an dem Gartenpförtchen, auch ohne alle Begleitung, damit Niemand an ihm zum Verräther werden könne. Das eine Pferd hatte er mit Speise und Getränk und was ihnen etwa zur Bequemlichkeit nöthig wäre, auf zwei Tage beladen, damit sie vor dieser Zeit nicht nöthig hätten, irgendwo einzukehren. Als die schöne Magelone das verabredete Zeichen hörte, auf welches sie mit banger Sehnsucht harrte, eilte sie herab und nahm nichts mit als ihre nothdürftigsten Sachen und was sie an werthvollem Schmuck, Gold und Silber besaß. Peter hielt für sie einen zierlichen, sehr leicht und schnell gehenden Zelter bereit, auf den sie sich mit seiner Hilfe schwang; der Ritter selbst setzte sich auf sein stattliches Streitroß und hielt das Packpferd am Zügel, und so ritten sie eilend durch die stille und dunkle Nacht bis an den Morgen, wo sie bereits die dicken und schattigen Waldungen erreicht hatten, welche sich längs der Meeresküste hinzogen. Hier hofften sie Niemand zu begegnen und auch von den ihnen Nacheilenden nicht gefunden zu werden. Nachdem sie tief in den Wald hinein gekommen waren und Peter der schönen Magelone ansah, daß ihr die Kräfte ausgingen, machte er an einem mit üppigem Grase bewachsenen Platze Halt, hob seine Geliebte vom Sattel und band die Pferde an Bäume an, unter denen sie reichliches Futter fanden. Darauf setzte er sich zu seiner holden Braut ins Gras und redete mit ihr von seiner Liebe, um sie aufzuheitern, denn sie war still und schwermüthig, und wendete sich endlich mit ihr in herzlichem Gebet an Gott, daß er ihnen ferner gnädig sein und sie beschirmen möge. Nicht lange darauf wurde Magelone müde, weil sie die ganze Nacht und aus Erwartung auch die vorhergehenden Nächte kein Auge zugethan hatte, und sie sank mit ihrem Haupt in Peters Schooß und war bald in sanften Schlummer versunken, während Peter wachte und sie behütete. — Als der Tag angebrochen war, ging zu Neapel

im königlichen Schlosse die Amme in die Kammer ihrer jungen Gebieterin; als sie dieselbe nicht fand, meinte sie, daß sie noch zu Bette liege und schliefe. Sie harrte daher noch eine lange Weile und trat endlich ans Bett, um die schöne Magelone zu wecken. Ach, wie erschrak aber die gute Frau, als sie nun sah, daß das Bett leer war und auch die ganze Nacht Niemand in ihm gelegen hatte, denn es war noch frisch und unbenutzt. Die Amme dachte sogleich daran, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln mit der Prinzessin entflohen sei. Sie lief daher eilend nach Peters Herberge, fragte nach ihm und hörte, daß er des Nachts mit seinen Pferden von dannen geritten sei. Da wurde ihre Angst zur Gewißheit, sie hub an zu jammern, als ob ihr der Tod bevorstehe und ging sogleich zur Königin, welcher sie unter heftigen Thränen anzeigte, daß Magelone nicht in ihrem Bette gelegen und auch sonst nirgends zu finden sei. Die Königin eilte in Schreck, Angst und Zorn nach den Gemächern der Prinzessin und in den Garten, überdem kam auch der König herbei und erfuhr, was vorgefallen wäre. Bald nachher meldete ein Kammerdiener, daß der Ritter mit den silbernen Schlüsseln diese Nacht davon geritten sei, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen oder zu hinterlassen, wohin er sich wende. Da schöpfte der König alsbald Verdacht, daß der Ritter die Prinzessin entführt habe und wollte das Verschwinden seiner Tochter nicht länger geheim halten. Er bot sogleich seine ganze Macht auf, sendete nach allen Richtungen berittene und bewaffnete Leute aus mit dem Befehl, den Ritter, wenn sie ihn träfen, gefangen zu nehmen und nach Neapel zu bringen, denn er wolle ihn strafen, daß alle Welt davon reden solle. Demjenigen, der den Ritter finge und der die schöne Magelone aus seiner Hand befreite, versprach er eine große Belohnung. Die Boten ritten eilend ab, der König aber und die Königin saßen in großem Unmuth und heftigem Schmerz zusammen. Die Königin wollte vor

Jammer fast vergehen und schrie überlaut; der König aber ließ die Amme vor sich fordern und rief ihr entgegen:. „Verrätherisches Weib, Du mußt um die Sache wissen, darum gestehe willig, ehe ich Dich durch Qualen zum Geständnisse zwinge!“ Die Amme aber fiel ihm jammernd zu Füßen und sprach: „Gnädigster Herr, wenn Ihr einige Schuld an mir findet in diesem Unglück, so möget Ihr mich des grausamsten Todes sterben lassen. Ich habe vielmehr sogleich der Frau Königin Nachricht gegeben, wie ich der Prinzessin Abwesenheit bemerkt habe!“ — Als der König ihren Jammer sah und zugleich die Liebe und Sorgfalt bedachte, welche das treue Weib seinem Kinde allzeit hatte angedeihen lassen, konnte er nicht anders als ihren Worten Glauben schenken. Zugleich mußte er aber auch fast alle Hoffnung aufgeben seine Tochter jemals wieder zu sehen; und obschon er immer neue Boten aussendete und seiner Gemählin guten Trost zusprach, so war er in seinem Herzen doch tief bekümmert, ging in sein Gemach, aß und trank nicht den ganzen Tag und ten ließ auch Niemand vor sich. — In den folgenden Tagen kehr- die ausgesendeten Boten heim, einer nach dem andern, und keiner hatte auch nur eine Spur weder von der Prinzessin noch von dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln entdeckt. Mit jedem rückkehrenden Boten mehrte sich im Schlosse zu Neapel Trauer und Angst, und als auch der letzte Bote so trostlos wie die frühern ankam, da war die Wehklage und der Zorn des Königs groß und der Jammer breitete sich auch über die ganze Stadt, ja über das ganze Land aus; denn die schöne Magelone war von Allen geliebt und war als der schönste Schmuck und das edelste Kleinod von jeglichem Unterthan des Königs von Neapel mit Stolz und Verehrung betrachtet worden. Der König ließ eine Zeit lang seinem Zorn und die Königin ihren Thränen freien Lauf, dann aber versanken Beide in eine stumme Trauer, und an dem vorher so lustigen Hofe von Neapel war es seitdem ganz still und einsam.

Der Ritter Peter verlieret seine geliebte Magelone, und geräth in die Gefangenschaft.

Die schöne Magelone hatte das Haupt in den Schooß des theuren Ritters gelegt und ruhte im grünen schattigen Walde in sanftem Schlummer. Herr Peter aber hatte kein Auge zugethan und war ihm doch nicht anders zu Muth, als ob er einen wunderlieblichen Traum träumte. Seine Augen ruhten auf dem rosigen Antlitz der holden Jungfrau, und da ihre Augen geschlossen waren, so wagte er recht dreist und unverwandt, wie er bisher noch niemals gethan, ihre wunderbare Schönheit zu betrachten. Ihr rother Mund lächelte ihm entgegen und er fühlte, wenn er sich ein wenig über sie neigte, das Wehen ihres Athems. Gern hätte er einen Kuß auf die purpurnen Lippen gewagt, aber er fürchtete die Geliebte in ihrem erquickenden Schlummer zu stören. Die zarten, durchschimmernden Nüstern der zartgebogenen Nase, welche ihre königliche Abkunft zu verrathen schien, bebten indem sie athmete. Die geschlossenen Augenlieder waren wie mit einem leichten seidenen Flor mit den langen dünnen Wimpern besetzt, und die stolz gewölbten Augenbraunen begrenzten eine freie edelgeformte Stirn, über welche ihr goldenes Haupthaar in freien Locken zu beiden Seiten herniederwallte. Alles dieses sah der liebende Ritter unverwandten Blickes; seine Wangen glühten, sein Herz schlug laut und hob ihm die Brust. Auch Magelonens Busen wogte jetzt mächtiger auf, ihr Mund hauchte einen leisen Seufzer, doch sie erwachte nicht; dem Ritter aber, welcher kein Auge verwendete, kam es vor, als ob der Schlummernden das enge Gewand den Athem benähme, denn die hochaufwogende Brust schien ihre Hülle zersprengen zu wollen und die Schleife, welche das Gewand oben am Halse verschloß, zog sich enger zusammen. Unwillkührlich faßte Peter das eine Ende des Bandes, es gab leicht nach, die Schleife zog sich auf, und Magelonens blendend weißer Busen drängte sogleich das Gewand

zurück, welches ihn beengt hatte, so daß die Jungfrau im Schlummer freier aufathmete. Aber dem Ritter wurde im eigenen Busen nur noch enger, wie er den Busen der Geliebten frei vor seinen Blicken auf- und niederwogen sah. Da bemerkte er auf der Herzgrube derselben einen rothen Zindel. Neugierig, was er enthalten möge, nahte er demselben mit seiner Hand und nahm ihn leise hinweg. Er wickelte ihn auf und fand in ihm jene drei Ringe, welche ihm seine Mutter beim Scheiden gegeben und die er nachher seiner lieben Geliebten gegeben hatte. Er sah nun in der Sorgfalt, mit welcher Magelone dieselben bewahrt hatte, ein neues Zeichen ihrer Liebe, gedachte, wie sie ihm vertrauend Vater und Mutter, Reich und Reichthum verlassen hatte, und wurde von einem unbeschreiblichen Gefühl der Rührung und inbrünstigsten Liebe ergriffen. Er hatte den rothen Zindel mit den Ringen neben sich auf einen Stein gelegt, und gedachte seiner nicht wei-



ter, sondern gedachte nur seiner Liebe, schaute auf die in ihren blühenden Reizen auf seinem Schooße ruhende Geliebte und gelobte ihr in seinem Herzen ewige Liebe und unerschütterliche Treue. Er träumte von dem Glück, welches er daheim im schönen Lande Provence in den Armen des holdseligen Weibes finden würde, von der Freude seiner Eltern — sein Geist flog über die Gegenwart in eine glückselige Zukunft. Aber Gott wollte sein Herz noch prüfen, ehe er ein so süßes Glück ihm zu Theil werden ließ, und Peter mußte erfahren, daß es das Schicksal des Sterblichen ist, die größte Freude alsbald in um so größere Traurigkeit übergehen zu sehen. Ein Raubvogel kreisete über den beiden in Traum versunkenen Liebenden, erschaute den rothen Zindel, der ihm das Ansehn eines Stückes Fleisch haben mochte, schoß plötzlich herab, faßte den Zindel mit seinen Klauen und erhob sich mit ihm in die Lüfte, ehe ihm der aufgeschreckte Ritter zu wehren vermochte. Peter blickte ihm nach, sah in seinen Klauen den rothen Zindel mit den Ringen, und sah auch, wie sich der Vogel in einiger Entfernung mit seiner Beute niederließ. Peter gedachte sogleich, wie es Magelone beim Erwachen betrüben würde, wenn sie die Ringe vermißte, und hoffte, sie dem Vogel, der bald seinen Irrthum inne werden müßte, noch abjagen zu können. Er schob also der schönen Magelone sanft seinen Mantel unter das Haupt und erhob sich leise, um den Vogel zu verfolgen. Schnell hatte er einige Steine aufgelesen, mit welchen er nach dem Vogel warf, hoffend, derselbe würde auffliegen und seine Beute zurücklassen. Der Vogel flog auch auf, aber er führte die Beute mit sich. Nach einer kleinen Weile ließ er sich wieder nieder, der Ritter kam ihm wieder nach, warf wieder und der Räuber entfloh aufs Neue, ohne den Raub fallen zu lassen. Dieses Spiel wiederholte sich mehre Mal, es war als ob der Vogel den Ritter necke. Dieser war indeß durch die Verfolgung und die Vereitelung seines Wunsches hitzig geworden und

dachte nicht daran, daß ihn der Vogel immer weiter von dem Platze verlockte, wo er seine Geliebte schlummernd zurückgelassen hatte. Die Waldung wurde licht, einzelne Felsmassen erhoben sich zwischen den Bäumen, Peter stand an dem Meere, in welches das Land in steilen unfruchtbaren Klippen sich hinabsenkte. Da sah er den Vogel über sich auf einem hohen über die Küste nach dem Meere sich hinaus lehnenden Felsen sitzen. Er that schnell einen kräftigen wohlgezielten Wurf nach dem Vogel, dieser erhob sich und ließ den Zindel fallen. Peter sah ihn fallen, aber er konnte nicht unterscheiden, ob er auf den Felsen oder in das Wasser gefallen wäre; eilend kletterte er daher den Felsen hinan, hier war der Zindel nicht; er lehnte sich über den Vorsprung, und sieh, auf dem Meere, welches unter dem Felsen nur leichte Wellen zu schlagen schien, schwamm der rothe Zindel mit den Ringen. Peter sann nach, wie er ihn erreichen könne. Er spähte längs der Küste, ob er von einem niedrigern Orte aus mit einer Stange ihn erreichen möge, da erblickte er in einer weiteren Entfernung einen Kahn. Er eilte hin, das Schifflein war klein und schlecht, ohne Segel und Ruder; aber schnell hatte er mit seinem Schwerte einen jungen Baum gefällt und zugehauen, dessen er sich als Ruder bedienen wollte. Den Strick, mit welchem das Fahrzeug befestigt war, schnitt er durch und sprang keck in den Kahn. Die Brandung war hier stärker als dort, wo der Vogel den Zindel hatte fallen lassen. Die Wogen des Meeres gingen zwar nicht hoch, aber sie schlugen an der Küste an und wurden von dieser mit Gewalt zurückgeworfen. Durch einige kräftige Ruderstöße hatte sich der Ritter mit seinem Kahn von der Küste entfernt; als er jetzt aber wieder sich ihr nähern wollte, um unter jenen Felsen zu kommen, warfen ihn die rückströmenden Wellen zurück. Er kämpfte einige Zeit mit den Wogen, da erhob sich plötzlich ein Wind, welcher von der Küste nach dem Meere zu blies, die Angst vermehrte Peters Kraft und Anstren-

gung, aber er strengte sich vergebens an. Plötzlich entgleitet ihm, der ungewohnt und ungeübt in der Arbeit des Schiffers ist, das Ruder, und Wind und Wogen führen ihn hilflos fort, immer weiter hinaus in die weite offne See, und bald war die Küste seinen Augen entschwunden. Der Ritter hatte, als ihm das Ruder entglitt, nur einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, dann war er in die Knie gesunken und nach der Küste hinstarrend schien ihm alle Besinnung entschwunden zu sein. Als ihm das Bewußtsein zurückkehrte, da war sein erster Gedanke, daß er sich ins Meer stürzen und damit seinem elenden Leben ein Ende machen wollte. Dann gedachte er Magelonens, stellte sich ihre Noth, Angst, Verzweiflung, ihre hülflose Lage, ihren Tod vor — ja, was noch gräßlicher war, er gedachte daran, wie sie ihn für einen schändlichen Bösewicht und Verräther, der sie treulos verlassen hätte, halten müsse, wie sie noch im Tode ihm fluchen würde, daß er für ihre Liebe ihr das Verderben gegeben hätte. „Nein, ich will mich nicht umbringen, rief er, das wäre ein zu schneller, ein zu guter Tod für mich; in diesem elenden Kahn will ich liegen, will alle Entsetzen des Todes durchempfinden, mit den Qualen der Verzweiflung über den schändlichen Leichtsinn mich martern, mit welchem ich das beste, edelste, theuerste Wesen dem Verderben Preis gegeben habe, bis die Wogen oder eine Klippe das Fahrzeug zertrümmert. Ha, was soll ich den Tod noch suchen, hat er mich doch schon! Er spielt nur noch mit mir, ehe er mich verschlingt. O Magelone, Magelone, theure süße Geliebte, daß ich Dich verderbt habe! Wehe mir, ja ich bin ein Missethäter und verdiene den Tod, denn ich habe Dich verlockt, daß Du die Deinen verließest, die Dich liebten und pflegten. Aber ich will ja gern sterben, wenn Du nur gerettest würdest. O allmächtiger, barmherziger Gott, erbarme Dich der Unschuldigen, laß sie nicht umkommen im Elend und errette sie! Herr, Du weißt es, daß unsere Liebe rein und tugendhaft war, Du kennst

die Unschuld ihrer Seele, so laß mich umkommen, damit ich die Schuld meines sündigen Leichtsinnes trage; aber erbarme Dich Margelonens, reiche ihr Deine rettende Hand und führe sie unversehrt zurück zu den Ihren!"

Peter geräth in Gefangenschaft und wird zum Sultan von Babylon gebracht.

Der unglückliche Peter saß trostlos in seinem leichten Schiffchen und die Wogen und Winde spielten mit demselben wie mit einem Balle. Anfangs war er bei jedem heftigen Stoße zusammengeschreckt, allmählig aber war er in eine gleichgültige Ruhe versunken, denn der Tod schien ihm gewiß und er betrachtete denselben als einen Erlöser aus den Qualen, die er um seinen Leichtsinn ausstand. Der gebrechliche Nachen ließ an mehren Stellen das Wasser durch und dieses erfüllte bereits den größten Theil desselben. Die Sonne stieg zum Mittag empor und Peter litt unsäglich von ihrer Hitze und von Durst, den er, rings von Wasser umgeben, doch nicht zu löschen vermochte, weil das Meerwasser ungenießbar ist und den Durst nur noch vermehrt. Endlich neigte sich die Sonne zum Abende, da sah er die Segel eines Schiffes am Horizont auftauchen und bald erblickte er das ganze Schiff, welches immer näher und näher an ihn herankam. Er machte aber kein Zeichen, um die Mannschaft des Schiffes zu seiner Rettung anzurufen, denn er war bereits mehr todt als lebendig und hatte weder Hoffnung noch Wunsch zum Leben mehr. Das Schiff war ein Raubschiff der Mohren und die Leute auf demselben wurden auch des kleinen Fahrzeuges gewahr, bei welchem sie vorbeisegelten. Sie machten ihren Anführer auf dasselbe aufmerksam und obgleich dieser sich keine Beute von dem elenden Kahne versprechen konnte, so befahl derselbe doch mehr aus Mitleid, denn aus Raubsucht, ein Boot nach demselben abzuschicken. Die Matrosen kamen heran, nahmen Peter, wel-

der Alles mit sich geschehen ließ, aus dem Nachen und brachten ihn auf das Raubschiff. Hier legten sie ihn auf das Verdeck, wo er lange regungslos liegen blieb. Indeß trat der Befehlshaber zu ihm, betrachtete ihn und fand, daß er ein schöner kräftiger Mann sei und erkannte aus seiner Kleidung, daß er auch nicht von gemeiner Herkunft sein könne. Er beschloß also ihn dem Sultan zum Geschenk zu übergeben und befahl seinen Leuten, Sorge für ihn zu tragen. Peter war allmählig zur Besinnung zurückgekehrt, aß auch und trank was man ihm vorsetzte, sprach aber kein Wort, theils aus Schmerz über sein elendes Schicksal, theils weil er aus der fremden Sprache der Mannschaft schloß, daß sie ihn doch nicht verstehen würde. Das Schiff hatte schon große Beute auf dem Meere gemacht und segelte geradezu nach Alexandrien. Hier überlieferte der Schiffspatron den gesetzlichen Theil seiner Beute an den Sultan von Babylon und gab demselben auch den Ritter Peter zum Geschenk. Dem Sultan gefiel der junge stattliche Mann sehr wohl, und da er um den Hals die schöne goldene Kette trug, welche ihm seine liebe Magelone bei ihrer Verlobung geschenkt hatte, so errieth der Sultan seine edle Abkunft. Er blickte ihn daher freundlich an und ließ ihn durch seinen Dolmetscher fragen, ob er verstehen würde, bei Tische zu dienen. Peter bejahte die Frage, damit er nicht unter die gemeinen Sklaven geworfen und zu entehrenden Diensten gezwungen würde, und der Sultan befahl nun, daß er in den muselmännischen Sitten, wie solche bei Tafel beobachtet würden, unterrichtet werde. Dieß geschah und Peter machte solche Fortschritte und wußte dem Sultan, der ein ehrwürdiger und gegen alle seine Sklaven sehr gütiger Herr war, so wohl zu dienen, daß derselbe ihm bald sein Wohlwollen schenkte. Ja, die edlen Sitten des Ritters gewannen endlich so sehr das Herz des Sultans, daß dieser jenen wie einen Sohn liebte und mehr als einen solchen, denn als einen Sklaven behandelte. Peter hatte

in kurzer Zeit auch die türkische und die griechische Sprache gelernt, und war gegen Alle am Hofe des Sultans lebende, Hohe sowohl als Niedere, so freundlich, zuvorkommend und bescheiden, daß sie ihn sehr lieb hatten und ihm auch die Gunst ihres Herrn gar wohl gönnten. Alle Liebe und Ehre, die ihm am Hofe des Sultans von Babylon zu Theil wurde, konnte indeß Peters Herz nicht fröhlich machen und von seinem Grame befreien. Unaufhörlich dachte er an seine theure Magelone und oftmals sprach er in seinem Herzen den Wunsch aus: Ach wärest du lieber im Meere ertrunken, so wärest du doch nun deiner Schmerzen und deiner Sorgen ledig. Um indeß seine gegenwärtige Lage nicht noch trauriger zu machen, hütete er sich wohl, seinen Herrn und seine übrige Umgebung seinen Schmerz sehen oder empfinden zu lassen, und indem er alle Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehen seiner lieben Geliebten längst aufgegeben hatte, betete er nur noch zu Gott, daß er ihn möge als einen Christenmenschen sterben und ihn vor seinem Tode des Genusses der heiligen Sakramente theilhaft werden lassen.

Was sich indeß mit der schönen Magelone zugetragen.

Die schöne Magelone schlief noch lange in dem grünen Walde, denn sie war von dem Ritte und den vorhergehenden Nachtwachen gar müde und meinte noch immer in dem Schooße ihres theuren Geliebten sicher zu ruhen. Endlich aber erwachte sie, schlug die Augen auf und mit den Armen emporlangend sprach sie: „Vergebt mir, mein liebster Freund, daß ich so lange geschlafen, jetzt fühle ich mich recht gestärkt — aber Ihr schweigt — lieber Geliebter, zürnest Du Deiner Magelone?“ Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, richtete sie sich auf, blickte um sich, sah, daß sie allein war und sprang schnell empor. Sie schaute rings umher, spähte durch die Zweige, horchte, ob sie nicht vielleicht aus der Ferne seinen Fußtritt vernähme, um-

sonst; sie rief endlich immer lauter und ängstlicher: „Peter! Peter!“ aber es wollte ihr Niemand antworten. Ach, es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie die Besinnung gänzlich verloren hätte, als sie inne wurde, daß sie so ganz einsam und verlassen war, und den Geliebten, für welchen sie Vater und Mutter und Glück und Wohlstand verlassen hatte, nirgends weder sah noch hörte. Sie fing aber an zu weinen, daß ihr die heißen Thränen ohne Unterlaß über das schöne Angesicht herabliefen, und ging klagend und rufend durch den Wald, bald rechts bald links, bis ihre Stimme heiser wurde und ihr das Haupt vor Jammer zu schmerzen anfing und sie endlich ohnmächtig hinsank. Sie lag eine lange Zeit, bis sie wieder einigermaßen zu sich kam und nun eine neue herzzerreißende Klage anhub: „Peter, rief sie, ach mein herzlieber Peter, Du mein Trost und meine Hoffnung, so habe ich Dich denn wirklich verloren? Warum hast Du mich verlassen und hast mich in Noth und Elend gebracht! Ach, Du wußtest ja, daß ich ohne Dich im schönen Hause meines Vaters nicht leben mochte, meinst Du denn, ich werde hier in dieser Wildniß ohne Dich leben können, in dieser Wüste, darin nicht Menschen, sondern nur reißende Thiere leben? Ach, ich muß eines jämmerlichen Todes sterben! Was habe ich Dir zu Leide gethan, treuloser Geliebter, daß Du mich also in Angst und Noth bringst? Habe ich ein Unrecht begangen, als ich mit Dir von meinen guten Eltern entfloh und Dir mein Herz allzu offen entdeckte, ach, so ist es doch nur geschehen, weil ich in allzu großer Liebe an Dir hing. Peter, Peter, wo ist Deine Liebe, wo sind Deine Schwüre geblieben! Wehe, Du bist der schändlichste Mensch, den je ein Weib geboren, wenn Du mir also meine Liebe lohnest — und doch, wie wäre es möglich, mein Herz kennt keine Falschheit und keine Bosheit in Deinem edlen Gemüthe! Nein, nimmer bist Du mit Wissen und Willen von mir gegangen, nicht Du hast Dein Gelübde, Liebe und Treue gebro-

eben, sondern ich, die ich in der Angst meines Herzens Dich geschmäht habe! Ach, darüber ist mein Herz betrübt bis in den Tod. Welch ein Unglück hat uns geschieden? Peter, theurer Gemahl, bist Du todt und ich muß noch leben! Wehe mir, daß ich so unglücklich bin, wie noch nie ein armes, verlassenes Mädchen gewesen! O barmherziger Gott, bewahre mir Sinn und Verstand, daß ich nicht Leib und Seele zumal verliere, und laß mich noch einmal das holde Angesicht meines Bräutigams sehen, ehe denn ich sterbe!" Dieses und noch vieles Anderes sprach die schöne Magelone zu sich selbst in ihrem Jammer, lief dabei händeringend und verzweifelnd durch den Wald und stand wieder still und horchte mit zurückgehaltenem Athem und pochendem Herzen, ob sie nichts im Gebüsche rauschen höre und ob sie nicht seine Stimme vernähme. Sie hatte bemerkt, daß die Schleife ihres Busens gelüftet, und daß die drei Ringe, mit denen Peter ihr seine Liebe gelobt hatte, entwendet waren, und dieß brachte sie zu dem schrecklichen Gedanken, daß er sie schändlich verlassen habe; dagegen aber bedachte sie wieder seine innige Liebe, seine reinen Sitten, sein aufrichtiges Gemüth, und jeder Zweifel an seine Treue war alsbald wieder verschwunden. Den schrecklichen Widerspruch, der ihr Herz grausam zerriß, vermochte ihr Verstand nicht zu lösen. Sie stieg auf einen hohen Baum, um zu sehen, ob sie nicht in der Ferne eine Spur von dem Geliebten erblicken könne, aber sie sah nichts rings umher, als eine öde Wüste, und in der Ferne das weite, tiefe Meer. Den ganzen Tag blieb sie traurig und dachte nicht an Essen und Trinken, als aber die Nacht herbeigekommen war, da suchte sie einen großen starken Baum und stieg auf denselben mit großer Mühe, und dann setzte sie sich in die Aeste und weinte still vor sich hin die ganze Nacht. Wenn sie auch vor gar großer Müdigkeit einmal der Schlaf anwandelte, so schreckte sie doch der Gedanke an ihr Elend und die Furcht vor den wilden Thieren

des Waldes sogleich wieder auf. Nachdem sie sich aber gegen Morgen ein wenig beruhigt hatte, dachte sie weiter über ihr Schicksal nach. Sie sah ein, daß sie nicht mehr nach Hause zu ihren Eltern zurückkehren könnte, denn sie fürchtete den Zorn ihres strengen Vaters. Endlich beschloß sie, daß sie in die weite Welt gehen wollte, um ihren Geliebten aufzusuchen. Sobald daher der Tag angebrochen war, verließ sie den Baum und kehrte zu dem Orte zurück, wo sie Peter verlassen hatte. Sie fand die Pferde noch angebunden, löste ihnen unter Thränen die Fesseln, streichelte sie und sprach: „Weil euer Herr verloren ist, und wir uns in der weiten Welt einander suchen, so möget auch ihr hinlaufen, wohin ihr wollt!“ Bei diesen Worten zog sie ihnen die Zäume herunter und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Sie selbst aber ging zu Fuß lange im Walde fort und kam endlich auf eine Heerstraße, die führte gen Rom. Daneben lag aber eine Anhöhe, von welcher man die Straße weithin übersehen konnte, und Magelone stieg auf dieselbe und wartete, ob ein Wanderer käme. Nach einer langen Zeit kam eine arme Pilgerin, und weil Magelone so einsam und verlassen war, und überdieß auch Hunger und Durst anfingen sie zu quälen, stieg sie von dem Hügel herunter, ging der Pilgerin entgegen und fragte sie, wohin die Straße führe, denn sie habe sich im Walde verirrt und könne den Heimweg nicht finden. Da sagte ihr die Frau, daß die Straße gerade nach Rom führe, woher sie selbst von einer Wallfahrt zurückkehre, und als Magelone die Pilgerin bat, daß sie ihr möge ein Weniges zu essen und zu trinken geben, theilte ihr jene von ihrem Brot mit und ließ sie aus ihrer Flasche trinken. Hierauf bat die schöne Magelone die Pilgerin, sie möge ihr den Pilgerrock und ihre übrigen Kleider geben und dafür das schöne Gewand nehmen, was sie selbst trüge. Die Pilgerin meinte, eine so schöne und reich gekleidete Jungfrau habe ihre armselige Kleidung wohl nicht nöthig und werde auch nicht allein in der

Walde sich aufhielten, glaubte also, Magelone wolle ihrer spotten und sagte: „Gnädige Frau, Ihr seid freilich herrlich geschmückt, aber darum solltet Ihr nicht Derer spotten, welche um Christi willen ein schlechtes Gewand anlegen. Der köstliche Rock, welchen Ihr traget, der zieret nur den Leib, aber der Rock, den ich trage, der soll, wie ich hoffe, meine Seele zieren!“ Dagegen sagte nun Magelone: „Liebe Schwester, ich bitte Dich herzlich, meine Rede nicht übel zu deuten, denn ich habe Deiner nicht gespottet, sondern es ehrlich gemeint und biete Dir einen redlichen Tausch an.“ Da merkte die Pilgerin, daß die schöne Dame von Herzensgrund redete, und wie sehr sie auch noch über deren Begehr sich wunderte, so fragte sie doch nicht weiter, sondern zog ihr Pilgerkleid aus und gab dasselbe Magelonen, welche ihr für dasselbe ihr schönes Gewand gab. Magelone aber zog das schlechte Pilgerkleid an, färbte sich das Gesicht mit dem Saft einer Pflanze gelblich und rückte den Hut tief in die Augen, so daß man sie auf keine Weise erkennen konnte. Hierauf ging sie immer auf der Heerstraße fort, bis sie endlich nach Rom kam. Hier ging sie alsbald mit frommer Andacht in die St. Peterskirche und kniete vor dem Hochaltar nieder, indem sie sich im herzlichen Gebet und unter bitteren Zähren an Gott wendete, daß er ihrem geliebten Peter und ihr selbst mit seiner Gnade beistehen wolle. Wie sie sich nun aber wieder zu dem Dome heraus begeben wollte, um sich nach einer Herberge umzuthun, siehe, da begegnete ihr zu großem Schrecken ihrer Mutter Bruder. Dieser trat eben mit großem Gepränge und zahlreichem Gefolge in die Kirche, und war auch ausgezogen, um seine entflohene Nichte zu suchen. Weil sie aber die schlechten Pilgerkleider anhatte, so erkannte sie ihr Ohm nicht, ja es wurde auch weder er selbst, noch irgend Einer aus seiner Begleitung auf die Pilgerin aufmerksam. Nachdem Magelone die Kirche glücklich verlassen hatte, ging sie in ein Spital, welches

zu Rom für arme Pilger eingerichtet war, und meldete sich daselbst, fand auch während funfzehn Tagen gastfreie Aufnahme. Jeden Tag ging sie in die Peterskirche und flehte in tiefer Trauer zu dem allmächtigen Gott um Erhörung ihres Wunsches. Hierauf nun gedachte sie gen Frankreich in das Land Provence zu gehen, denn hier hoffte sie am ehesten von ihrem Geliebten einige Kunde zu erlangen; vermeinte auch, daß, wenn er noch am Leben wäre, er wohl am ersten zu seinen lieben Eltern heimkehren würde. So begab sie sich denn wieder auf die Reise und wanderte unter großer Mühsal durch ganz Italien, bis sie zu der großen und schönen Stadt Genua kam. Dort erkundigte sie sich sogleich nach dem Wege, welcher am nächsten zum Hafen führte, und in diesem fand sie denn auch glücklich ein Schiff, welches im Begriffe stand nach Aiguesmortes in der Provence zu segeln und mit dem sie daher die Reise dahin machen konnte. Ohne Gefährde kam sie in Aiguesmortes an und empfand, als sie das Land betrat, zum erstenmal wieder seit ihrer großen Trübsal ein Gefühl von Freude, denn es that ihrem Herzen wohl, nur doch wenigstens in dem Vaterlande ihres theuren Geliebten zu sein.

Die schöne Magelone läßt sich im Lande Provence nieder, dienet den Kranken und lernt die Eltern ihres geliebten Ritters kennen.

In Aiguesmortes fand Magelone ein gastliches Unterkommen bei einer frommen Frau, welche sich ihrer Jugend und Schönheit mitleidig annahm, ihr zu essen und zu trinken gab und ihr ein gutes Nachtlager bereitete. Die alte Frau erkundigte sich bei der schönen Magelone nach Mancherlei, was sie zu Rom und sonst auf ihrer Wallfahrt gesehen hatte, worüber ihr diese auch bereitwillig und freundlich Auskunft ertheilte. Dagegen fragte nun aber auch die Jungfrau nach dem Lande Provence und dem Grafen, welcher über dasselbe herrschte. Da erzählte denn die Frau nichts als Gutes von dem edlen Grafen,

daß er ein vornehmer und mächtiger Herr sei, mit seinen Nachbarn in gutem Frieden lebe und auch in seinem eigenen Lande auf Ordnung sehe, und daß noch niemals ein Mensch erfahren habe, daß er einem seiner Unterthanen oder wer sich sonst in seinen Schutz begeben, ein Unrecht widerfahren lassen. Er sowohl als die Gräfin, seine Gemahlin, seien fromm und mildthätig und nähmen sich der Armuth an. Sie seien dermalen aber noch sehr betrübt und traurig um ihres Sohnes willen, welcher Peter heiße und der edelste Ritter von der Welt sei. Derselbe sei vor zwei Jahren fortgezogen, um ritterlichen Spielen und Ehren nachzugehen, und sei nicht wieder heimgekehrt, wisse auch Niemand, was aus ihm geworden sei. Als die schöne Magelone solches von der frommen Frau hörte, mußte sie also weinen, daß sie laut aufschluchzte; die Frau aber meinte, es geschehe dieses aus Mitleiden mit den alten Eltern des Grafen, und gewann die fremde Pilgerin, weil sie so mitleidigen Herzens war, nur noch lieber. — Nachdem sich die schöne Magelone zu Bett begeben hatte, bedachte sie noch, was sie fernerhin vornehmen wollte. Die schwache Hoffnung, welche zuweilen troftreich ihr Herz beschlichen hatte, daß ihr lieber Geliebter vielleicht schon zu seinen Eltern heimgekehrt sein möge, war ihr nun auch zerstöret worden, und sie beschloß daher nach einigem Nachsinnen, daß sie einen Ort im Lande Provence suchen wolle, an welchem sie Gott täglich dienen und in sicherer Zucht ein gottgefälliges Leben führen könne. Sie erkundigte sich also am nächsten Morgen bei der guten Frau, welche sie gastlich aufgenommen hatte, und erfuhr von derselben, daß gar nicht weit in dem Hafen, welcher der Heiden Port geheißen war, eine kleine Insel liege, dahin aus aller Herren Ländern die Kaufleute mit ihren Waaren kämen und wohin sich auch viele arme und kranke Leute begäben, weil die Luft auf der Insel für sehr gesund und heilsam gelte. Die schöne Magelone fuhr sogleich auf einem Kahne

nach dieser Insel, und da sie ihr wohl gefiel, so beschloß sie an derselben sich niederzulassen. Sie hatte aber noch die Schätze bei sich, welche sie bei ihrer Entweichung von Neapel mit sich genommen hatte. Diese waren bisher von ihr sorgfältig verborgen gehalten worden, nun aber holte sie dieselben hervor und erbaute mit ihnen ein kleines Kirchlein zu Ehren des heiligen Apostels Petrus und im Andenken an ihren theuren Bräutigam. Daneben errichtete sie noch ein Spital, in welchem sie die Armen und Kranken aufnahm und ihrer mit großer Sorgfalt und christlicher Liebe selbst wartete. Dabei führte sie ein sehr strenges, allein dem Gottesdienste und der Menschenliebe gewidmetes Leben, so daß bald alle Leute auf der Insel ihr nur den Namen der heiligen Pilgerin gaben. Das Kirchlein zu St. Peter mit seinem Spital wurde bald weit und breit bekannt und bekam von vielen Seiten Opfer und Schenkungen. Zuletzt erfuhren auch der Graf und die Gräfin von Provence von der milden Stiftung auf der kleinen Insel im Port der Heiden, und kamen eines Tages dahin, um im Kirchlein St. Peters ihre Andacht zu verrichten und das Spital mit einer milden Gabe zu bedenken. Die fremde Pilgerin ging aber dem gräflichen Paare, nachdem sie dessen Ankunft erfahren hatte, entgegen und begrüßte sie mit großer Ehrfurcht, und da dieselben schon von ihr als einer heiligen Frau gehört hatten, so wurde sie von ihnen sehr huldreich aufgenommen. Besonders ließ sich die Gräfin mit Magelonen ein, und da sie ihre edlen Sitten und ihre vornehme Bildung gar wohl bemerkte, so faßte sie ein großes Zutrauen zu ihr, sprach mit ihr über Mancherlei und endlich auch von dem großen Herzeleid, welches sie um Peter, ihren verlorenen Sohn, träge, und dabei fing sie heftig zu weinen an. Die schöne Magelone suchte die Gräfin zu trösten, obwohl ihr selbst die Thränen aus den Augen tröpfelten und sie des Trostes wohl noch gar viel mehr bedürftig war. Wie sie aber so sanft und mit-

leidvoll redete, da wurde das Gemüth der Gräfin in etwas beruhigt und dieselbe fand an den Reden der heiligen und schönen Jungfrau großes Wohlgefallen, sagte ihr daher auch, wenn sie für ihr Spital etwas bedürfe, so möge sie es doch ja sagen, es solle ihr sicher zu Theil werden. Als aber die Gräfin mit ihrem Gemahl schied, da wendete sie sich noch besonders zu Magelone und bat, sie möge doch für ihren Sohn Peter fleißig zu Gott beten, welches ihr denn auch die Jungfrau redlich zu thun versprach, und hat es auch niemals vergessen, noch ist es ihr lästig geworden. — Das Trübsal der gräflichen Eltern und der schönen Magelone sollte aber immer noch größer werden. Es begab sich nämlich auf einen Tag, da fingen die Fischer der Insel, als sie im Meere auf den Fischfang aus waren, einen schönen und großen Fisch, welchen man Meerwolf nennt, und trugen denselben zum Grafen von Provence als eine Verehrung. Ein Diener trug den Fisch und übergab ihn den Köchen. Diese schnitten ihm den Bauch auf, um ihn zuzubereiten, und fanden in seinem Leibe einen rothen Zindel. Alsbald eilte einer der Köche mit dem Fisch und dem Zindel zu der Gräfin, welche bei ihrem Gemahl war, und zeigte ihr das wunderliche Ding. Die Gräfin wickelte den Zindel auf, und siehe, da enthält derselbe jene drei Ringe, welche sie ihrem Sohne Peter mitgegeben hatte, als er sie verließ und in die Ferne zog. Als sie die Ringe erkannt hatte, da fing sie an bitterlich zu weinen und rief: „Ach, allmächtiger Gott, nun hast Du mir ein sicheres Zeichen gegeben, daß mein lieber Sohn Peter todt ist! Nun muß ich alle Hoffnung fahren lassen!" Der Graf stand bei ihr, betrachtete auch die Ringe und weinte, daß ihm die hellen Zähren in den Bart liefen. Nachher aber gab er seinen Dienern Befehl, daß sie die köstlichen Teppiche, mit denen die Wände in seinem Pallaste behangen waren, hinwegnehmen und schwarze Tücher an ihre Stelle hängen sollten, denn Peter war sein einziges Kind gewesen. Die



Unterthanen des Grafen von Provence, welche ihren alte
Herrn herzlich lieb hatten, als sie sahen, was im Pallaste sich
ereignete und die Ursache erfuhren, trauerten mit, und wa
überall großes Herzeleid. — Die Gräfin aber gedachte des m
den Trostes, den ihr die heilige Pilgerin auf der Insel in de
Heiden Port zugesprochen hatte, wollte ihr Herz gegen sie aus
schütten und begab sich zu ihr auf die Insel. Zuerst ging sie hi
in das Kirchlein zu St. Peter und betete, dann trat sie in da
Spital, nahm die schöne Magelone bei der Hand, führte s
in einen Betstuhl und erzählte ihr mit großen Schmerzen un
heißen Thränen, was sich zugetragen und wie sie keine Hof
nung mehr hegen dürfe, ihren lieben Sohn noch jemals in di
ser Welt wiederzusehen. Als die schöne Magelone diese Kun
vernahm, da fing auch sie an bitterlich zu weinen und kon
sich lange gar nicht fassen, endlich aber wendete sie sich an d

räfin mit der Bitte, ihr doch die Ringe zu zeigen, wenn sie
eselben vielleicht mit sich gebracht habe. Unter herzlichen Seuf=
rn holte die Gräfin die Ringe hervor und reichte sie Magelonen
n. Da mußte dies treue Herz nun freilich sehen, daß es ihres
euren Peters Ringe wirklich wären und daß auch sie daher an
nem Tode nicht länger zweifeln dürfe. Ach, es wäre wohl
n Wunder gewesen, wenn ihr vor heftigem Schmerz das Herz
Leibe gebrochen wäre. Ihr frommer Wandel im Spital hatte
aber im Dulden und im Gottvertrauen gestärkt, so daß sie
it Fassung zu sprechen vermochte: „Gnädige Frau, beküm=
ert Euch nicht allzusehr um Dinge, die, wenn auch wahrschein=
h, doch immer noch ungewiß sind. Mögen dieses auch wohl
e Ringe sein, die Ihr Eurem lieben Sohne Peter gegeben habt,
denkt, daß es doch möglich ist, daß ihm dieselben abhanden
kommen sind, oder daß er dieselben einer andern Person gege=
n hat. Mäßiget Eure Schmerzen und thut dieses auch sonder=
h um Eures Herrn Gemahles willen, denn Eure Betrübniß
acht auch ihn traurig, so daß er nicht nur um den verlorenen
ohn, sondern überdieß auch noch um Euch Leid zu tragen
it. Wendet Euch vielmehr, theure Gräfin, zu Gott dem All=
ächtigen und flehet ihn an um Trost und Hilfe!" Also redete
agelone, um die Gräfin zu trösten; als sie aber wieder allein
ar, da eilte sie in die Kirche, fiel nieder vor dem Altar und
Thränen strömten über ihr Angesicht. Lange hatte sie so ge=
gen, da rief sie endlich aus: „Herr, allbarmherziger Gott,
nn er noch lebt, so führe ihn wohlbewahrt und glücklich heim
den Seinen; wenn er aber todt ist, so erbarme Dich gnädig
ner Seele und nimm auch mich bald von hinnen, daß ich
t ihm durch Deine gnädige Vaterhand wieder vereinigt werde!"

Peter gewinnt seine Freiheit wieder, kommt aber in neues Ungemach.

Indeß sich Solches mit der schönen Magelone zutru[g], lebte Peter noch immer am Hofe des Sultans zu Babylon u[nd] wurde von demselben geliebt also, als wenn er dessen eige[ner] Sohn gewesen wäre. Er wurde von ihm nicht mehr als ein Knec[ht] gehalten, sondern der Sultan behielt ihn nur in seiner Nähe, [da]mit er sich in allen Dingen seines weisen Rathes bedienen u[nd] damit er jede Freude mit ihm theilen könne. Peters Sinn u[nd] Herz war aber nimmer zur Freude gestimmt, wenn er sich au[ch] seinem Herrn zu Liebe verleugnete, sondern er gedachte immer nu[r] der armen Magelone, von welcher er keine Nachricht erlange[n] konnte, und seiner Eltern, von denen er eben so wenig einig[e] Kunde erhielt. Einstmals gab der Sultan ein großes Fest, wa[r] überaus fröhlich und theilte große Gaben aus. Da gedachte Pe[ter] der Huld, welche er von demselben erlangt, und daß er ihm vielleicht auch gewähren würde, warum er ihn bäte. Er war[f] sich also vor dem Sultan auf die Knie und sprach: „Herr! [Ich] bin nun so lange an Eurem Hofe gewesen und Ihr habt mi[ch] gnädig angesehn und mir erlaubt, wichtige Dinge Euch vorzu[-] tragen und anderer Leute Angelegenheiten vor Euch zu betreiben; für mich selbst aber habe ich noch niemals Etwas erbeten ode[r] begehrt. Jetzt nun wage ich Euch um Etwas zu bitten für mi[ch] selbst und bitte Euch im Voraus unterthänig, Ihr wollet m[ir] Eure Gnade auch hierin nicht entziehen und mir es nicht verwe[i]gern!“ Wie ihn der Sultan so demüthig bitten sah, antwo[r]tete er ihm freundlich: „Lieber Peter, so ich Dir gewä[hrt] habe, was Du um anderer Leute willen von mir begehrt ha[st], wie vielmehr werde ich Dir fröhlichen Herzens gewähren, w[as] Du nicht für einen Andern, sondern für Dich selbst bittest.“ Als ihm nun aber Peter seinen Wunsch vortrug, daß er V[ater] und Mutter in seiner Heimath besuchen dürfe, da wurde d[er]

Sultan unwillig und sprach: „Mein Freund, warum denkst Du doch daran, mich zu verlassen, da Du es doch nirgends in der Welt wieder so gut findest, wie bei mir. Sieh, Du weißt, daß ich Dich liebe und daß ich reich und mächtig bin, und ich will Gutes an Dir thun und Dich zum allermächtigsten Mann in meinem ganzen Lande machen!" Aber Peter ließ nicht nach, ihn flehentlich zu bitten, da sprach endlich der Sultan: „Nun, weil ich Dir versprochen habe, Deine Bitte zu gewähren, so solls auch geschehen, wenn Du darauf beharrst; aber versprich auch Du mir dagegen, daß Du wieder zu mir zurückkehren willst, wenn Du Deine Eltern besucht hast." Das versprach ihm Peter und darauf ließ der Sultan einen Befehl ausfertigen durch sein ganzes Reich, wo Peter hinkomme im Mohrenlande, da solle man ihn halten, wie wenn er der Sultan selber wäre, und solle ihm in Allem behülflich sein, was er begehren werde. Dazu gab ihm der Sultan eine große Menge Goldes und Silbers und anderer köstlicher Kleinode zum Geschenke mit. So schied denn Peter mit großer Dankbarkeit von seinem guten Herrn und es waren Viele, die ihn lieb hatten und mit großer Wehmuth von ihm Abschied nahmen. Es währte nicht lange, da kam er nach Alexandria, wo er den Brief des Sultans dem Statthalter zeigte, von demselben mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und in eine prachtvolle Herberge gebracht wurde. Hier kaufte nun Peter Alles ein, was er zur Seereise brauchte, und ließ auch vierzehn Fässer machen, die füllte er oben und unten mit Salz, in die Mitte aber that er seine Schätze. Nachdem auf diese Weise Alles bereit war, ging er an das Meer und fand auch alsbald ein Schiff, welches nach der Provence reiste. Nachdem er mit dem Herrn des Schiffes wegen des Lohnes einig geworden war, ließ er sein Gepäck nach dem Schiffe bringen, der Schiffsherr aber lachte, als er die Fässer mit dem Salz herbeibringen sah. „Die könnet Ihr nur immer hier lassen, sprach er, denn in der

Provence findet Ihr des Salzes genug für geringen Preis, und wenn Ihr etwa dieses hier in jenem Lande zu verkaufen dächtet, so würdet Ihr nur Schaden davon haben!“ Peter aber antwortete ihm, daß er die Fracht, wie sichs gehöre, bezahlen wolle, und so war es der Schiffsherr wohl zufrieden, obgleich er den Fremden in seinem Herzen einen Thoren schalt. Schon in der nächsten Nacht erhob sich ein günstiger Wind, die Schiffsleute zogen die Segel auf, lichteten die Anker und fuhren fröhlich von dannen. Sie waren einige Zeit gefahren, da kamen sie zu einer kleinen Insel, die hieß Sagona, und da sie wußten, daß auf derselben köstliches Wasser sei, so landeten sie an und füllten ihre Fässer. Auch Peter ging an das Land und wandelte auf der Insel umher; er fand herrliche Bräunlein und schöne duftige Blumen im grünen Grase. Er freute sich der Heimkehr, lagerte sich in den Schatten eines Baumes und vergaß eines Theiles seiner Leiden. Er gedachte auch seiner geliebten Magelone mit großer Trauer, doch glimmte ein Fünkchen von Hoffnung in seinem Herzen. Indeß er solchen Gedanken nachhing, kam allmählig der Schlaf über ihn, dem er sich auch willig und sorglos überließ. Bald hatte sich aber ein frischer Wind erhoben, und der Schiffsherr, welcher ihn nicht unbenutzt lassen wollte, ließ ausrufen, daß sich Jedermann zu Schiff begeben sollte. Als die Mannschaft vor der Abfahrt gemustert wurde, da fehlte Niemand als Peter, und der Schiffsherr ließ am Strande nach ihm suchen und rufen. Die Leute fanden ihn aber nicht, und obgleich sie laut in das Gebüsch hinein riefen, so hörte sie Peter doch nicht, denn sein Schlaf war zu fest. Da wollte der Schiffspatron nicht länger warten, um nicht den Wind zu versäumen, befahl die Segel zu spannen und fuhr von dannen, während Peter schlafend liegen blieb. — Das Schiff legte nicht eher wieder an, bis es in den Port der Heiden am Lande Provence kam, da landeten sie an der Insel, wie die Schiffer zu thun

pflegten. Als sie nun ausluden, fanden sie auch die vierzehn Fässer mit Salz, und der Schiffsherr sprach: „Was sollen wir mit dem Salze thun, welches dem Edelmann gehört, den wir auf der Insel Sagona verloren haben und der sein Schiffsgeld ehrlich bezahlt hat?“ Da nun Einige von der Mannschaft krank waren und in das Spital St. Peters auf der Insel gebracht werden sollten, da beschloß der Schiffsherr, die vierzehn Fässer dem Spital als eine Verehrung zu übergeben, da meinte er, werde das fremde Gut, das ihm selber nicht zukomme, aufs Gottgefälligste verwendet werden. Der Schiffsherr ging also zu der Vorsteherin des Spitals, welche die schöne Magelone war, übergab ihr die Fässer und sagte: „Der, dem sie gehören, ist uns auf der Reise verloren gegangen, darum übergebe ich sein Gut dem Hospital als eine fromme Stiftung und Ihr möget dafür für die Seele des Verlorenen Gott um Gnade bitten.“ — Als es einige Zeit nachher dem Hospital an Salz fehlte, da befahl Magelone, daß man eines der Fässer aufschlagen solle, und da fanden sie nun in der Mitte desselben einen Theil der verborgenen Schätze. Magelone erschrak heftig, als sie diese Entdeckung machte, und ließ alsbald auch die andern Fässer öffnen und fand in allen Gold, Silber und Edelgestein, wie in dem ersten. Da sagte sie bei sich selbst: „Ach Du unglücklicher Mensch, wer bist Du gewesen? Gott der Allmächtige möge sich Deiner Seele erbarmen!“ Magelone die arme Pilgerin war auf solche Weise in den Besitz eines großen Schatzes gekommen, sie gedachte aber nun daran, wie sie denselben auf eine Art anlege, daß daraus der Seele des Verstorbenen einiger Gewinn werde, denn sie wußte nicht anders, als daß der frühere Besitzer dieser Reichthümer in dem Meere seinen Tod gefunden habe. Demnach ließ sie alsbald Maurer und andere Werkleute kommen und befahl, daß sie die Kirche St. Peters und das Spital größer bauen sollten, auch ließ sie täglich für

die Seele des Verstorbenen, dessen Schätze sie zu einem so heiligen Zwecke verwendete, von einem Priester Messe lesen. Alles Volk wunderte sich über die Erweiterungen und Verschönerungen, welche mit dem Spital St. Peters vorgenommen wurden, und kamen herbei, sie zu sehen. Auch der Graf und die Gräfin von Provence kamen, besuchten die Kirche mit großer Andacht und holten sich Trost bei der frommen Pilgerin, welche ihnen Hoffnung zusprach, während sie doch selbst Alles, Vater, Mutter, Königreich und was das Schmerzlichste, ihren theuren Bräutigam verloren hatte und ohne Hoffnung betrauerte.

Peter erfähret noch große Trübsal, kehrt aber endlich in seine Heimath zurück.

Peter hatte auf der grünen Insel Sagona noch lange Zeit geschlafen, und da er endlich erwachte und die Augen aufschlug, war es Nacht. Er erschrak heftig, sprang auf und eilte nach dem Strande, dahin, wo er das Schiff am vergangenen Tage verlassen hatte. Da es dunkel war, so meinte er deßwegen das Schiff nicht auffinden zu können, und er rief daher mit lauter Stimme; aber kein Mensch gab ihm Antwort. Da wurde er inne, daß er einsam und verlassen auf der Insel zurückgeblieben sei und daß ihm alle seine Hoffnungen mit seinen Schätzen entführt wären. Er warf sich auf die Erde und schrie laut in seinem Schmerze: „O barmherziger Gott, wie lange soll ich noch aushalten in Angst und Noth! Warum läßt Du mich nicht sterben, da ich doch endlich verderben muß und schon Alles verloren habe, was meinem Herzen werth und theuer war. War es nicht genug, daß ich meine liebe Geliebte, die schöne Magelone verlieren, daß ich unter den Heiden als ein Sklave leben mußte! Gott, wodurch habe ich also Deinen Zorn erregt, daß Du ihn nimmer von mir nehmen willst! Nicht einmal Vater

und Mutter darf ich trösten, sondern muß hier in dieser Wüste umkommen, wo nicht einmal ein Mensch ist, der meine Klagen vernehme!“ Also klagte der arme Mensch, und es wurde Tag und abermals Nacht und er hatte seiner Klagen noch kein Ende gefunden und lag auf dem heißen Sande am Meeresufer, aß und trank nicht. Endlich am dritten Tage erhob er sich und lief nun rings um die Insel, suchte die höchste ins Meer hinausragende Klippe und saß auf derselben, in die weite See hinausstarrend, ob er kein Fahrzeug entdecke, das er durch Winken und Schreien zu seiner Rettung auffordern könne. Seine



Mühe war vergebens und er sank endlich vor Müdigkeit, Hunger und Durst ohnmächtig auf den Felsen hin. — Aber Gott wollte sich seiner erbarmen und fügte es, daß ein Fischernachen an der Insel landete, um Wasser einzunehmen, und einige Schiffer, welche deßhalb auf das Land gekommen waren, sahen

den Unglücklichen auf dem Felsen liegen. Sie meinten erst, er wäre todt, gingen aber doch hinzu und fanden, daß noch Leben in ihm sei. Mitleidig hoben sie ihn auf, flößten ihm stärkendes Getränk ein und brachten ihn mit vieler Mühe wieder zu sich selbst. Hierauf legten sie ihn in ihr Schiffchen und fuhren mit ihm nach einer Stadt, die lag auf einer andern Insel und in ihr war ein Spital. Nachdem sie den todtkranken Fremden dem Spitalmeister übergeben und ihn seiner Pflege empfohlen hatten, fuhren sie wieder fort. Peter war sehr krank und lag in dem Spital fast ein ganzes Jahr lang und konnte immer nicht gesunden, obgleich er gar wohl gepflegt wurde, weil der Gram an seinem Herzen nagte. Endlich war er so weit wieder hergestellt, daß er an schönen Tagen mit großer Mühe am Meeresstrande hin- und herwandeln konnte. Er betrachtete dann wohl die fremden Schiffe, welche vor Anker lagen, und dachte in schwerer Betrübniß an seine Heimath. Da hörte er eines Tages, daß die Leute von einem der Schiffe unter einander in der Sprache seines Vaterlandes redeten, und sein ganzer Leib erbebte in Freude, als er diese wohlbekannten Laute vernahm. Er trat zu ihnen und redete sie mit der Frage an, wann sie wieder nach Frankreich zurückzusegeln gedächten? In zwei Tagen etwa, war ihre Antwort. Nun eilte Peter so schnell als er vermochte zu dem Patron des Schiffes und bat ihn um Gotteswillen, er möge ihn mit nach Frankreich nehmen, denn er sei dort zu Hause und habe lange hier in der Fremde krank gelegen. Der Patron des Schiffes hatte ein mitleidiges Herz, und da der Fremde überdieß sein Landsmann und, wie man ihm wohl ansah, krank war, so sagte er ihm, daß er ihn gern mitnehmen wolle, ohne Frachtgeld zu verlangen, nur müsse er sich gefallen lassen, mit ihm dahin zu fahren, wohin das Schiff bestimmt sei, es gehe aber nach dem Heidenport in Provence. Peter war dieses gar gern zufrieden und sein Herz schlug ihm mächtig in der

Brust. Er bedankte sich also in dem Spital, flehte Gott in herzlichem Gebet, daß er nun doch endlich seiner langen Trübsal ein gnädiges Ende machen wolle, und setzte sich wohlgemuth, obgleich noch krank und schwach in das Schiff. Die Schiffsgesellen sprachen unterweges von Diesem und Jenem und auch oft von dem Lande, nach welchem sie hin wollten. Da hörte er sie einstens ein großes Rühmen machen von dem Spital und der schönen Kirche St. Peters, und als er fragte, wo denn dieses Spital und diese Kirche liege, antworteten ihm die Gesellen: „Da, wo wir hinfahren, auf der Insel im Heidenport! Eine fremde Pilgerin hat sie erbauet, erst klein und armselig, dann mit Hilfe vieler milder Gaben und unbekannter Reichthümer groß und prachtvoll. Gott hat die fromme Stiftung gesegnet und thut große Zeichen an den Kranken, welche sich dahin begeben. Herr, dort solltet auch Ihr einige Zeit bleiben und für Eure Genesung ein Gelübde thun, es würde Euch sicher geholfen werden.“ Peter bedachte die Rede seiner Gefährten in seinem Herzen, und da es ihm weh that, so elend und krank vor seine Eltern zu treten, zumal er nicht wußte, wie er sie finden würde und er mit so stolzen Hoffnungen von ihnen gegangen war; so gelobte er bei sich selbst, einen Monat lang in dem Spital zu bleiben, ehe er Vater und Mutter aufsuchte, bis er vollends genesen wäre und wieder ein frisches Aussehen erlangt hätte. Zugleich rief ihn eine Stimme in seinem Herzen nach dem Spital, denn ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, war es ihm, als wenn ihm dort eine Kunde von seiner theuren Magelone zu Theil werden sollte, obschon er auch wieder glaubte, daß dieselbe längst in Kummer und Elend gestorben wäre. Sie schifften nun ohne Gefährde dahin und landeten bald an der Insel in der Heiden Port. — Peter sagte dem Schiffsherrn seinen herzlichen Dank und eilte alsbald in die Kirche zu St. Peter. Dort fiel er auf seine Knie und dankte dem al-

mächtigen Gott, daß er ihm aus so großen und vielen Fährlichkeiten gerettet und sicher in die liebe Heimath zurückgeführt habe. Darauf ging er in das Spital und bat als ein Kranker um Aufnahme, damit er seine völlige Genesung abwarte und sein Gelübde erfülle. Als nun Magelone, die fromme Pilgerin, in dem Spital herumging, um die Kranken zu besuchen, da erblickte sie auch den Fremden, der vor Kurzem erst angekommen war. Sie trat zu ihm, wusch ihm das müde Haupt, bereitete ihm ein Fußbad, brachte ihm zu essen und breitete ihm schöne weiße Tücher unter, sagte ihm auch, daß er erhalten solle, was er wünsche und begehre, damit er recht bald wieder zu seiner Gesundheit gelange. Magelone hatte ihn aber nicht genauer angesehen als alle die übrigen Kranken und hatte ihn darum auch nicht erkannt, zumal da er von Gram und Krankheit ganz mager und entstellt worden war. Sein eigenes Auge aber war von Mattigkeit und Krankheit so getrübt, daß er seine theure Geliebte nicht erkannt hatte, auch war sie verschleiert und ging wie immer in der Tracht einer Pilgerin. Peter ruhte nun in dem Spital aus, und da sein Gemüth ruhiger geworden war, so kam er bei der guten Pflege und überdieß von süßer Hoffnung genährt, bald wieder zu Kräften. Magelone war so sorglich um ihn bemüht, daß er oftmals zu sich selbst sprach: „Wahrlich, diese Frau verdienet wohl den Namen einer Heiligen.“ Eines Tages dachte er mit recht herzlicher Liebe an seine holdselige Geliebte, daß ihm das Herz in heftiger Sehnsucht nach ihr entbrannte und er einen lauten Seufzer ausstieß. Magelone war eben im Gemach, denn sie pflegte fortwährend von einem Kranken zum andern zu gehen, und da sie meinte, daß der Fremde ein leibliches Anliegen habe, so trat sie zu seinem Bette und fragte ihn: „Was fehlt Euch, guter Mann? Wenn Ihr einen Wunsch habt, so sprecht ihn nur immerhin aus, denn er soll Euch gewährt werden, wenn die Erfüllung irgend in meinen Kräften steht!“ Peter erwiderte:

„Ich danke Euch, edle Frau, mir fehlet eben nichts und ich begehre auch nichts. Mir geschieht nur wie allen Kranken und Bekümmerten, so oft sie ernstlich an ihr Unglück denken, wird ihnen das Herz schwer, daß sie seufzen.“ Da gedachte die fromme Pilgerin, daß es ja auch in ihrem heiligen Berufe liege, den Unglücklichen Trost zuzusprechen, und daß es ihr schon oft gelungen sei, ein betrübtes Gemüth durch herzliche Zusprache aufzurichten. Darum bat sie ihn mit freundlichen Worten, er möge ihr sein Trübsal entdecken. Ihre Stimme klang dem unglücklichen Peter so süß und ihre Bitte brachte sie so herzlich vor, daß Peter beschloß, der guten Frau sein Unglück mitzutheilen. Er nannte aber Niemand bei Namen und erzählte ihr ungefähr wie folgt: „Es lebte ein Sohn reicher und vornehmer Eltern, der hörte von einer überaus schönen und tugendhaften Jungfrau in einem fernen fremden Lande; verließ daher Vater und Mutter und zog dahin, wo er die Jungfrau zu sehen hoffte. Gott machte ihn auch also glücklich, daß er die Liebe der holden Jungfrau erlangte. Der junge Mann aber versprach sich heimlich mit seiner Geliebten und führte sie ohne Jemandes Mitwissen fort von Vater und Mutter. Aber in einem großen Walde verließ er die Jungfrau, während sie schlief, um einem Vogel nachzugehen, der ihr ein Kleinod geraubt hatte, verirrte sich, fiel in die Hände von Seeräubern und wurde in die Sklaverei verkauft.“ — Peter erzählte auf diese Weise der Pilgerin seine ganze Geschichte bis zu der Zeit, zu welcher er in das Spital gekommen war. Während er sprach, war die schöne Magelone bald aufmerksam geworden, sie betrachtete ihn, während er sprach und dabei ohne aufzublicken die Augen niederschlug, aufmerksam, erkannte die geliebten Züge ihres theuren Ritters; erkannte auch alle seine Geberden wieder, und ein großer Strom von Thränen lief über ihr Gesicht. Aber da seine Geschichte lange währte, so hatte sie Zeit sich zu sammeln, bedachte, daß, da

er immer noch so krank und schwach sei, so könne ihm die plötzliche Freude schaden, und bezwang daher ihre eigenen Gefühle. Nachdem er aber geendet hatte, redete sie ihm auf das freundlichste zu: „Lieber, guter Freund, fasset Muth und tröstet Euch. Wendet Euch in herzlichem Gebet zu dem allmächtigen und gnädigen Gott und glaubet fest, daß er Euch nicht verlassen wird, wenn Ihr ihn anrufet. Er hat Euch in so großer Noth beigestanden und Euch errettet, und so wird er auch Eure unschuldige Geliebte nicht haben verderben lassen. Gewiß, lieber Mensch, mir sagt eine Stimme in meinem Herzen, Ihr werdet Eure Braut, welche Ihr so herzlich und treu geliebt habt, wieder bekommen!“ Wie Peter diese holde Tröstung vernahm, da erquickten ihn die sanften Worte so, daß es ganz licht in seiner Seele wurde. Er erhob sich auf seinem Lager und wollte ihr danken. Magelone aber eilte schnell aus dem Gemach und ging in die Kirche. Hier warf sie sich nieder vor dem Altar, wo sie so oft ihren Kummer ausgeweint hatte, und weinte sich satt in Freudenthränen. Ihr Herz betete still und dankte Gott inbrünstig. Endlich erhob sie sich wieder, ließ ihre Dienerin kommen und befahl ihr, königliche Kleider für sie zu bereiten und ihr Frauengemach, welches bisher nur ärmlich wie eine Klosterzelle eingerichtet war, aufs Herrlichste und Köstlichste mit königlicher Pracht zu schmücken. Nachdem dieses Alles ausgeführt worden war, ging Magelone wieder als Krankenpflegerin zu Peter, der indeß fast ganz seine frühere Frische wieder erlangt hatte, und sagte zu ihm: „Kommt mit mir, lieber Freund, ich habe Euch ein Bad anrichten lassen, das Euch wunderbar stärken wird, und ich habe zu Gott die fröhliche Zuversicht, daß er Euch frisch und gesund machen wird.“ Sie führte ihn hierauf in ihre Kammer und hieß ihn hier niedersetzen und warten, bis sie ihn würde rufen lassen. Dann ging sie selbst in das Gemach, welches sie so herrlich hatte ausschmücken lassen,

und legte die königlichen Gewänder an. Sie nahm aber über das Gesicht einen weißen Schleier und unter demselben hatte sie ihr langes goldgelbes Haar in schöne Locken geordnet. Darauf ließ sie Peter zu sich herein rufen und sprach zu ihm: „Edler Ritter, Graf Peter von Provence, seid fröhlich und wohlgemuth! Die Ihr hier vor Euch sehet ist Niemand anderes als Eure treue Magelone, um die Ihr so viel Trübsal erduldet habt! Aber ich habe nicht weniger um Euch gelitten. Ja, ich bin es, die Ihr schlafend im wilden Holze verließet; Ihr seid es, der mich aus meines Vaters, des Königs von Neapolis, Hause geführet hat. Ich bin es, der Ihr Herz und Hand gelobt habt; ich bin es, die Euch diese goldene Kette um den Hals gehängt; ich bin es, der Ihr die drei kostbaren Ringe geschenkt habt, die uns vereinigt und dann auch getrennet haben. Ja, sehet her und prüfet mein Angesicht, ob ich es bin, nach der Ihr von



Herzen so lange begehret habt.“ Der Ritter war vor freudigem Schreck ganz erstarret, die schöne Magelone aber warf ihren Schleier zurück, daß ihr schönes Haupthaar wie ein Strom Goldes hernieder wallte. Da erkannte Peter von Provence seine schöne Braut, erkannte, daß sie es wirklich war, die er so lange gesucht und als todt betrauert hatte. Mit weit ausgebreiteten Armen stürzte er ihr entgegen und sie ihm, und fielen einander um den Hals und preßten einander lange an das Herz und küßten sich auf den Mund und küßten sich wieder und wieder aus herzlicher Liebe. Sie weinten aber Beide und vermochten kein Wort zu sprechen. Nachher aber setzten sie sich neben einander nieder, erzählten einander von ihrem Unglück, von ihrer Sehnsucht, von ihrem jetzigen Glück, weinten und lachten, klagten und jubelten, und konnten kein Ende finden des Erzählens und Küssens.

Die Freude kehret zurück in das Schloß des Grafen von Provence und Peter wird mit der schönen Magelone vermählet.

Nachdem Peter sein Gelübde erfüllet und einen ganzen Monat in dem Spital geblieben war, während der Zeit auch durch die Pflege der schönen Magelone und durch die Freude des unverhofften Wiedersehens seine Gesundheit, Kraft und Schönheit völlig wieder erlangt hatte, zog Magelone wieder ihre Pilgerkleider an, wie sie solche im Spital zu tragen gewohnt war, beurlaubte sich bei ihrem theuren Freunde und fuhr zu dem Grafen und der Gräfin von Provence. Diese empfingen sie gar liebreich, denn sie schätzten sie um ihres heiligen Wandels und ihrer edlen und sanften Sitten willen sehr hoch und liebten sie herzlich. Magelone aber sprach zu ihnen: „Gnädiger Herr, gnädige Frau! Ich komme zu Euch mit einer freudigen Botschaft, welche mir vorige Nacht durch ein himmlisches Gesicht zu Theil geworden ist. Es ist mir nämlich ein Engel vom Himmel erschienen, welcher an seiner Hand einen jungen stattlichen Ritter

führte und zu mir sprach: „„Siehe hier Denjenigen, um welchen Dein Herr und Deine Frau, so wie Du selbst, Gott so lange gebeten!““ Ich bin nun mit dieser fröhlichen Botschaft zu Euch geeilet, denn ich weiß ja gar wohl, wie sehr Ihr um Euren geliebten Sohn betrübt seid. Nun aber weiß ich gewiß und bitte auch Euch, dem himmlischen Gesicht zu vertrauen, daß Ihr ihn in kurzer Zeit frisch und gesund wiedersehen werdet. Lasset daher nur alsbald die schwarzen Teppiche von den Wänden nehmen und Freudentücher an ihre Stelle hängen!“ Obgleich nun der Graf und die Gräfin nicht an die Rückkunft ihres theuren Sohnes glauben konnten, so kam doch durch der heiligen Pilgerin fröhliche Zuversicht ein Schimmer von Hoffnung in ihre Herzen, und ihr zu Gefallen ließen sie die schwarzen Trauerteppiche hinwegnehmen. Magelone ließ sich aber nicht durch ihre freundlichen Bitten, das Mahl mit ihnen zu theilen, länger aufhalten, sondern voll liebender Sehnsucht eilte sie wieder zu ihrem Geliebten zurück, indem sie gegen die Gräfin Geschäfte vorschützte. Dagegen bat sie den Grafen und die Gräfin, auf den nächsten Sonntag bei ihr in der Kirche zu St. Peters erscheinen zu wollen, denn sie hege zu Gott dem Allmächtigen die fröhliche Zuversicht, daß er ihr Herz erfreuen würde, ehe sie wieder die Insel verließen. Sie sagten es auch der Pilgerin zu, daß sie kommen würden. Als Magelone zu ihrem Bräutigam zurückgekehrt war, der mit großer Begierde ihrer harrte, erzählte sie ihm, was sie ausgerichtet hätte und sagte ihm, daß er sich zum Sonntag bereit halten möge, seine lieben Eltern wiederzusehen. Wie nun der Sonntag erschienen war, da machte sich das gräfliche Paar auch wirklich mit großem Gefolge auf und kam nach St. Peter. Nachdem sie hier die Messe gehört hatten, trat die Pilgerin zu dem Grafen und der Gräfin und sagte ihnen, daß sie ihnen in Geheim etwas mitzutheilen habe und sie deßwegen unterthänig bäte, mit ihr in ihre Kammer zu kommen, welches

sie auch gern thaten. Als sie nun hier eingetreten waren, sprach die Pilgerin: „Wenn in diesem Augenblicke Euer Sohn vor Euch träte, würdet Ihr ihn erkennen?" Und in dem Augenblicke, daß jene „Ja" sagten, trat Peter aus einer Nebenthür in die Kammer und fiel vor seinen lieben Eltern auf die Kniee nieder. Da sahen sie ihn an und erkannten ihn sogleich und fielen ihm mit einem Freudenruf um den Hals. Das Gerücht aber, daß des Grafen Sohn zurückgekehrt sei, verbreitete sich schnell auch unter dem Gefolge des Grafen, und Vornehme und Geringe drängten herein und jubelten und begrüßten ihn. Alle waren fröhlich und Peter saß bei seinen Eltern und konnte ihnen nicht genug von seinen Schicksalen erzählen. Indeß war die schöne Magelone in ein anderes Gemach gegangen und hatte köstliche Kleider angelegt. Im königlichen Schmucke trat sie nun herein, und der Graf und die Gräfin waren verwundert, wo doch die wunderschöne Jungfrau herkäme, deren Angesicht sie noch niemals erblickt hätten. Der Ritter Peter aber ging auf sie zu, begrüßte sie und küßte sie vor den Augen seiner Eltern und aller Anwesenden, welche voll Staunens hinschauten. Peter aber nahm die schöne Jungfrau bei der Hand, führte sie vor seine Eltern und sprach: „Gnädige Eltern! sehet diese Jungfrau, sie ist es, um derentwillen ich von Euch gezogen bin und um derentwillen ich so viel Trübsal erlitten habe; wisset aber auch, daß sie die Tochter des Königs von Neapolis ist!" Da traten der Graf und die Gräfin von Provence zu der schönen Magelone hin, umarmten sie zärtlich und dankten Gott, der Alles zu einem so glücklichen Ziele geführt. — Peter und Magelone mußten nun den Grafen nach seinem Schlosse begleiten und bald kam auf das Gerücht von Peters Heimkehr Alles aus dem Lande herbeigeströmt. Es war wieder ein fröhliches Leben am Hofe des Grafen von Provence, der Adel turnierte und die Uebrigen tanzten, Alle aber waren fröhlichen Herzens. Nachdem

der die gräflichen Eltern Alles erfahren hatten, was mit Peter und Magelone bis dahin vorgegangen war, da nahm der Graf einen Sohn, fuhr mit ihm nach der Insel und führte ihn in die Kirche zu St. Peter, ein Gleiches that die Gräfin mit der schönen Magelone. Da knieten Alle nieder und dankten Gott dem Allmächtigen mit herzlichem Gebet, und nachdem sie sich wieder erhoben, sprach der Graf, ohne daß ihn Peter darum gebeten hätte: „Mein Sohn, ich will, daß Du diese Jungfrau, welche Deinetwegen so viel erduldet hat, zur Ehe nehmest!“ Da fiel ihm Peter um den Hals und dankte ihm herzlich. Der Bischof aber trat auf den Altar und vollzog die Trauung. Die Gräfin gab ihrem Sohn den schönsten der drei Ringe, welche im Bauche des Fisches wiedergefunden worden waren, worüber dieser ganz verwundert war. Er steckte ihn aber seiner lieben Gemahlin an den Finger, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Die Hochzeit währte vierzehn Tage in großer Fröhlichkeit, worauf die Gäste glückwünschend von dannen zogen. Indeß war auch vom Grafen von Provence ein eigenes Schiff an den König von Neapolis abgesendet worden, welches einen Brief überbrachte mit der fröhlichen Kunde von dem Wiederfinden seiner Tochter und in welchem er nach ausführlichem Bericht über die Schicksale der schönen Magelone um Vergebung und Segen zu der geschlossenen Verbindung gebeten wurde. Der König war herzlich froh, daß sein liebes Kind noch lebte, hatte ihr ihren Fehltritt längst vergeben und freute sich, daß der tapfere und sittige Ritter mit den silbernen Schlüsseln einer so vornehmen und angesehenen Familie angehörte. — Der alte Graf von Provence und seine Gemahlin lebten noch manches Jahr in trauter Fröhlichkeit mit ihren lieben Kindern. — Peter und Magelone aber führten ein langes und glückliches Leben und zeugten einen Sohn, der wurde ein schöner stattlicher Ritter, und als er erwachsen war, ein König von Neapolis und Graf von Provence.

Als Peter und Magelone kurz nach einander in hohem Alter gestorben waren, da wurden ihre Leichname einbalsamirt und in St. Peter auf der Insel beigesetzt, und noch heutigen Tages sieht man die Kirche und das Spital, welche weit in das Meer hinaus schauen.

